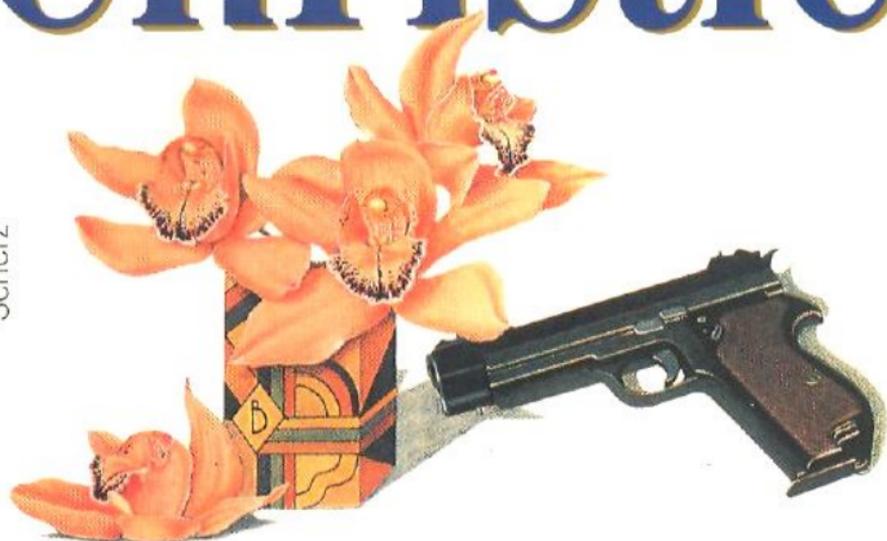


Sammler-
Edition

Agatha Christie

Scherz



Die Memoiren des Grafen

Die Memoiren des Grafen

Sammler-Edition

AGATHA CHRISTIE

Die Memoiren des Grafen

Sammler-Edition

Scherz
Bern – München – Wien



Einmalige Ausgabe 1994
Überarbeitete Fassung der einzig
berechtigten Übertragung aus dem Englischen
von Margaret Haas
Titel des Originals: »The Secret of Chimneys«
Copyright © 1925 by Dodd Mead & Company Inc.
Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag
Bern und München

1.

»Gentleman Joe!«

»Wahrhaftig – der alte Jimmy McGrath!«

Sämtliche Teilnehmer von Castle's Select Tours, bestehend aus sieben mißmutigen Damen und drei schwitzenden Herren, blickten höchst interessiert auf. Anscheinend war ihr Mr. Cade einem alten Freund begegnet. Sie alle bewunderten Mr. Cade sehr, seine hohe, schlanke Gestalt, sein gebräuntes Gesicht, die Leichtigkeit, mit der er Schwierigkeiten überwand und alle in gute Laune versetzte. Aber dieser Freund von ihm schien ein etwas eigentümlicher Mensch zu sein. Fast so groß wie Mr. Cade, doch massig gebaut und natürlich längst nicht so gutaussehend. Die Art Männer, von denen man in Büchern las, vielleicht ein Spelunkenwirt oder so etwas. Immerhin war es interessant. Schließlich war man ja hierhergekommen, um alle diese merkwürdigen Dinge zu sehen, von denen man soviel gehört hatte. Und bis jetzt war es in Bulawayo recht langweilig gewesen.

Anthony Cade und sein Freund hatten sich etwas zurückgezogen.

»Was zum Teufel hast du mit all diesen Frauenzimmern zu schaffen?« fragte McGrath. »Willst du einen Harem eröffnen?«

»Nicht mit dieser Auswahl jedenfalls«, grinste Anthony. »Hast du sie dir richtig angeschaut?«

»Leider! Dachte schon, du seist blind geworden.«

»Meine Augen sind so gut wie eh und je. Nein, mein Lieber, das ist eine von Castle's Select Tours. Ich bin Castle – vielmehr der hiesige Vertreter.«

»Welcher Teufel hat dich geritten, einen solchen Job anzunehmen?«

»Ein höchst bedauerlicher Geldmangel. Du darfst mir glauben, daß es mir gar kein Vergnügen macht.«

»Du warst nie scharf auf reguläre Arbeit, was?«

Anthony überhörte die Anspielung.

»Wird sich schon was Interessanteres ergeben«, meinte er hoffnungsvoll. »Mir passiert immer etwas.«

Jimmy schüttelte sich vor Lachen.

»Wenn sich irgendwo etwas zusammenbraut, dann ist Anthony Cade früher oder später mittendrin. Das kenne ich! Du hast einfach

einen Instinkt für Krawalle – und die neun Leben einer Katze. Wann können wir zusammen ein Garn spinnen?»

»Ich muß diese gackernden Hennen erst zu Rhode's Grab führen.«

»Ausgezeichnet«, meinte Jimmy. »Die Löcher in der Straße schlagen sie blau und grün, und nachher sehnen sie sich nur noch nach ihren Betten, um die Beulen zu pflegen. Dann können wir uns einen Schnaps genehmigen und Neuigkeiten austauschen.«

»Einverstanden, Jimmy. Also auf später!«

Anthony kehrte zu seiner Herde zurück. Miss Taylor, die unternehmungslustigste der Gesellschaft, fing ihn sofort ab.

»Oh, Mr. Cade, war das ein alter Freund von Ihnen?«

»Jawohl, Miss Taylor. Ein Freund aus Jugendtagen.«

Miss Taylor kicherte.

»Wie hat der Mann Sie genannt?«

»Gentleman Joe.«

»Ja. Ist Ihr Name Joe?«

»Ich dachte, Sie wüßten, daß ich Anthony heiße, Miss Taylor.«

»Aber Mr. Cade!« kokettierte Miss Taylor.

Anthony hatte bis jetzt seine Pflichten gut gemeistert, zu denen es auch gehörte, mit jedem weiblichen Wesen unter vierzig Jahren zu flirten. Dies wurde ihm leichtgemacht durch die außerordentliche Gabe der Damen, aus jedem seiner Worte eine Anspielung herauszuhören. Miss Taylor gab sich nicht geschlagen.

»Warum nennt er Sie denn Joe?«

»Bloß weil ich anders heiße.«

»Und warum Gentleman Joe?«

»Weil ich nun mal keiner bin.«

»Oh, Mr. Cade«, protestierte Miss Taylor ganz entsetzt. »So etwas dürfen Sie nicht sagen. Papa meinte erst gestern abend, Sie hätten so etwas Vornehmes an sich.«

»Sehr liebenswürdig von Ihrem Vater, Miss Taylor.«

»Und wir alle stimmten zu, daß Sie der wahre Gentleman sind.«

»Ein götig Herz zählt mehr denn Adelskronen.«

»Oh, das ist ein herrliches Gedicht, Mr. Cade. Kennen Sie viele Gedichte?«

Anthony blickte verstohlen auf seine Uhr. »Zeit zum zweiten Frühstück«, bemerkte er kurz.

»Haben Sie Ihren Freund schon lange nicht mehr gesehen?«

»Über sieben Jahre.«

»Haben Sie ihn in Afrika kennengelernt?«

»Ja, aber nicht in dieser Gegend. Das erste Mal, als ich Jimmy McGrath sah, war er als ordentlich verschnürtes Bündel für den Kochtopf vorbereitet. Einige Stämme im Innern sind Kannibalen, wissen Sie. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit.«

»Und was geschah dann?«

»Es gab einen netten kleinen Krawall. Wir erschossen ein paar von den Kerlen, und die anderen gaben Fersengeld.«

»Oh, Mr. Cade, was müssen Sie für ein abenteuerliches Leben geführt haben!«

»Im Gegenteil, es war sehr geruhsam.«

Aber seine Worte fanden keinen Glauben.

Es war schon zehn Uhr nachts, als Anthony Cade den kleinen Raum betrat, in dem Jimmy McGrath mit mehreren Flaschen hantierte.

»Mix mir etwas Starkes, Jimmy«, flehte er, »glaub mir, ich kann es brauchen.«

»Zweifle nicht daran, alter Junge. Diese Arbeit wäre nichts für mich, nicht um alles Geld der Welt.«

»Zeig mir eine andere, und schon bin ich auf und davon.«

»Meinst du das im Ernst?«

»Was?«

»Gibst du diese Arbeit auf, wenn sich etwas anderes ergibt?«

»Warum? Du willst mir doch nicht weismachen, du hättest einen Job für mich? Warum nimmst du ihn dann nicht selber an?«

»Ich habe ihn angenommen, aber er sagt mir nicht recht zu, und darum möchte ich ihn an dich abschieben.«

Anthony wurde mißtrauisch.

»Was ist nicht in Ordnung damit?«

»Die Sache ist goldrichtig, nichts dagegen einzuwenden.«

»Nicht zufällig in Südamerika? Ich hab viel übrig für diesen Kontinent. Dort kann man jederzeit mit einer netten, sauberen Revolution in einem dieser Kleinstaaten rechnen.«

»Nein, nicht Südamerika, sondern England.«

»England? Der Held kehrt nach langen Irrfahrten in seine Heimat

zurück! Auch nicht übel. Nur will es mir immer noch nicht einleuchten, warum du die Sache nicht selber übernimmst.«

»Das kann ich dir sagen. Ich bin hinter Gold her – tief im Innern.«

»Also daher weht der Wind. Du warst immer hinter Gold her, Jimmy, seit ich dich kenne. Deine alte Schwäche.«

»Und zum Schluß gewinne ich doch, du wirst es erleben.«

»Jeder hat seine eigene Verrücktheit. Meine heißt Krawalle, deine heißt Gold.«

»Laß mich die ganze Geschichte erzählen. Ich nehme an, du weißt alles über Herzoslowakien?«

Anthony blickte scharf auf.

»Herzoslowakien?« wiederholte er mit einem merkwürdigen Klang in der Stimme.

»Ja. Was weißt du über das Land?«

»Nur was jedermann weiß. Ein Balkanstaat, nicht wahr? Hauptflüsse unbekannt, wichtige Berge unbekannt – es gibt aber ziemlich viele. Hauptstadt Ekarest. Bevölkerung in der Mehrzahl Briganten. Ihr Steckenpferd: Könige ermorden und Revolutionen anzetteln. Der letzte König, Nikolaus IV., vor ungefähr sieben Jahren umgebracht. Seither Republik. Alles in allem eine sehr friedliche Gegend. Du hättest mir von Anfang an sagen sollen, daß Herzoslowakien im Spiel ist.«

»Ist nur indirekt im Spiel. Jemals vom Grafen Stylptitch gehört?«

»Oho, da kommen wir der Sache schon näher«, meinte Anthony.

»Es gibt viele Menschen, die noch nie etwas von Herzoslowakien gehört haben, aber keinen, der den Namen des Grafen Stylptitch nicht kennt. Der starke Mann des Balkans. Der größte Staatsmann unserer Zeit. Der schlimmste Verbrecher, der leider nicht aufgeknüpft wurde. Die Meinung über ihn hängt ganz davon ab, durch welche Zeitung sie gebildet wurde. Aber eines ist sicher: An den Grafen Stylptitch wird man sich erinnern, wenn du und ich längst zu Staub und Asche geworden sind, Jimmy. Er war Diktator und Patriot und Staatsmann, und kein Mensch weiß, was er eigentlich war ... außer einem perfekten Intriganten. Was ist los mit ihm? Ich dachte, er sei tot?«

»Ist er auch. Starb in Paris vor zwei Monaten. Was ich dir jetzt erzähle, geschah vor ein paar Jahren. Ich lebte damals eine Zeit-

lang in Paris. Eines Nachts bummelte ich durch eine ziemlich einsame Gegend, als ich sah, wie ein halbes Dutzend französischer Raufbolde einen gutaussehenden alten Herrn verprügelte. Ich hasse solche einseitigen Demonstrationen der Stärke, darum mischte ich mich ein und verdrosch die Burschen auf meine Art. Hatten wohl nie zuvor anständige Keile gekriegt. Jedenfalls zerflossen sie wie Schnee an der Sonne.«

»Guter Junge«, sagte Anthony. »Ich hätte das Bravourstückchen gern gesehen.«

»Ach, da war wirklich nichts weiter dabei«, meinte Jimmy bescheiden. »Doch der alte Herr konnte sich kaum fassen vor Dankbarkeit. Er hatte sichtlich einen sitzen, war aber immerhin noch nüchtern genug, um meinen Namen und meine Adresse herauszubringen, und am nächsten Tag kam er an und dankte mir nochmals. Alte Schule, weißt du. Und dabei stellte sich heraus, daß er Graf Stylptitch war. Hatte ein Haus in der Nähe des Bois.«

Anthony nickte.

»Ja, nach der Ermordung von König Nikolaus lebte Stylptitch in Paris. Sie wollten ihn später zurückholen und zum Präsidenten machen, aber er lehnte ab. Er stand treu zu seinen monarchistischen Ansichten, obwohl man sich erzählte, er stecke hinter jedem Aufbruch auf dem Balkan. Ein tiefes Wasser, der selige Graf.«

»Nikolaus IV. war der Monarch, der einen so merkwürdigen Geschmack in bezug auf Frauen hatte, nicht wahr?« fragte Jimmy plötzlich.

»Ja«, antwortete Anthony. »Und er hatte es zu büßen, der arme Kerl. Sie war eine kleine Schauspielerin aus einem Pariser Cabaret – nicht einmal würdig einer morganatischen Verbindung. Aber sie hatte sich in den Kopf gesetzt, Königin zu werden, und Nikolaus war ihr völlig verfallen. Es klingt phantastisch, aber irgendwie schaffte sie es. Er machte sie zur Gräfin oder so was und erklärte, es fließe das Blut der Romanows in ihren Adern. Nikolaus vermählte sich mit ihr in der Kathedrale zu Ekarest, wobei ein paar Erzbischöfe sehr unfreiwillig helfen mußten, und sie wurde zur Königin Varaga gekrönt. Der König bestach seine Minister und nahm an, damit sei alles in schönster Ordnung – aber eins hatte er völlig vergessen: sein Volk. Man ist sehr aristokratisch dort in Herzoslowakien und sehr reaktionär. Das Volk verlangt,

daß seine Könige und Königinnen blaues Blut haben. Es gab Geflüster und Revolten, die übliche rücksichtslose Unterdrückung derselben und schließlich die Erhebung des Volkes mit Sturm auf das Schloß. Sie ermordeten das Königspaar und proklamierten die Republik. Seitdem ist das Land republikanisch, aber anscheinend geht es dort immer noch recht bewegt zu. Einen oder zwei Präsidenten haben sie umgebracht, nur um ihre Macht zu beweisen. Aber ›*revenons à nos moutons*‹. Du warst dabei zu erzählen, wie Graf Stylptitch dich als Retter pries.«

»Ja. Und das war das Ende der Geschichte. Ich kam nach Afrika zurück und dachte nie mehr daran – bis ich vor etwa vierzehn Tagen ein geheimnisvolles Paket erhielt, das mir wochenlang von einem Ort zum andern nachgefolgt war. Ich hatte in der Zeitung gelesen, daß Graf Stylptitch vor kurzem in Paris gestorben war. Nun, dieses Paket enthielt seine Memoiren, oder wie du es nennen willst. Es lag ein Zettel dabei, der besagte: Falls ich das Manuskript am oder vor dem 13. Oktober einem bestimmten Verlag in London übergebe, sei dieser angewiesen, mir tausend Pfund auszuzahlen.«

»Tausend Pfund? Sagtest du wirklich tausend Pfund?«

»So sagte ich – und ich hoffe zu Gott, daß es kein fauler Witz ist. Das ist also die Geschichte. Und weil das Ding immer hinter mir herreiste, habe ich keine Zeit mehr zu verlieren. Ich wollte natürlich die Sache nicht fallenlassen, aber andererseits hatte ich kurz zuvor diese Reise ins Innere ausgemacht, und an der liegt mir viel mehr. Das ist *die* Chance meines Lebens.«

»Du bist unverbesserlich, Jimmy. Tausend Pfund in der Hand sind besser als alle sagenhaften Berge von Gold.«

»Und wenn es dann doch nur fauler Zauber ist? Na, jedenfalls sitze ich da mit einer Karte für die Überfahrt, schon auf dem Weg nach Kapstadt – und da plötzlich tauchst du auf!«

»Langsam fange ich an zu begreifen, was du meinst, James. Du möchtest also auf die Goldsuche gehen, und ich soll für dich die tausend Pfund kassieren. Was kriege ich dafür?«

»Was hältst du von einem Viertel?«

»Zweihundertfünfzig Pfund steuerfrei, sozusagen?«

»Genauso.«

»Abgemacht! – Und jetzt sollst du noch mit den Zähnen knir-

schen, wenn ich dir sage, daß ich die Sache auch für hundert übernommen hätte. Eins ist sicher, James: Du wirst auch auf deinem Sterbebett kein Bankguthaben zu zählen brauchen.«

»Wie du meinst – also, gilt's?«

»Es gilt! Ich bin dabei. Und der Kuckuck hole Castle's Select Tours.«

Feierlich begossen sie diesen frommen Wunsch.

2.

»Das wäre erledigt«, meinte Anthony, trank sein Glas aus und stellte es auf den Tisch. »Für welches Schiff hast du gebucht?«

»Für die ›Granarth Castle‹.«

»Passage auf deinen Namen, nehme ich an. Es dürfte also einfacher sein, wenn ich als James McGrath reise. Die Zeiten der Paßformalitäten sind doch vorbei, soviel ich weiß?«

»Keinerlei Schwierigkeiten. Übrigens sehen wir beide zwar grundverschieden aus, aber ich wette, auf diesen Dingen stehen die gleichen Angaben: Größe 1,80, Haare braun, Augen blau, Nase gewöhnlich, Kinn gewöhnlich ...«

»Bitte nicht so viele ›gewöhnlich‹! Laß dir sagen, daß Castle's mich unter vielen Bewerbern nur wegen meiner sympathischen Erscheinung und meiner guten Umgangsformen gewählt haben.«

Jimmy grinste.

»Deine guten Umgangsformen habe ich heute bemerkt.«

»Den Teufel hast du!«

Anthony erhob sich und ging im Zimmer auf und ab. Seine Brauen waren zusammengezogen, und es dauerte einige Minuten, ehe er sprach.

»Jimmy«, sagte er schließlich. »Stylptitch starb in Paris. Warum schickt man seine Memoiren von Paris nach London via Afrika?«

Jimmy schüttelte hilflos den Kopf. »Das verstehe ich auch nicht.«

»Warum macht man nicht einfach ein hübsches Päckchen daraus und schickt es mit der Post direkt nach London?«

»Klingt verdammt viel vernünftiger, das gebe ich zu.«

»Wenn dir Stylptitch tausend Pfund schenken wollte, hätte er das

in seinem Testament vermerken können. Weder du noch ich sind zu stolz, um ein Legat anzunehmen. Warum also dieser Umweg? Stylptitch muß einfach verdreht gewesen sein.«

»Sieht ganz so aus«, meinte Jimmy.

Anthony runzelte die Stirn und nahm seinen ruhelosen Gang wieder auf.

»Hast du das Ding gelesen?« fragte er plötzlich.

»Welches Ding?«

»Das Manuskript natürlich.« »Guter Gott, nein! Wozu denn?«

Anthony lächelte.

»Du weißt doch bestimmt, daß solche Dinger schon viel Unheil angerichtet haben. Politische Indiskretionen nennt man das wohl. Ist es möglich, daß Graf Stylptitch ein rachsüchtiger alter Teufel war?«

Jimmy schüttelte unsicher den Kopf.

»Schwer zu sagen. Siehst du, in der ersten Nacht hatte er gehörig geladen, und am nächsten Tag präsentierte er sich nur als vornehmer alter Herr mit guten Manieren, der mich mit Komplimenten überschüttete, bis ich nicht mehr wußte, wohin schauen.«

»Und als er betrunken war, sagte er da nichts Besonderes?«

Jimmy versuchte, seine Gedanken auf diese Begegnung zu konzentrieren, und runzelte dabei heftig die Brauen. »Er schwatzte etwas vom Koh-i-noor. Sagte, er wisse, wo sich dieser befinde«, bemerkte er schließlich.

»Du liebe Zeit«, lachte Anthony, »das wissen wir alle. Der ist im Tower, hinter dickem Glas und Eisenstäben, und eine Menge Burschen in aparter Maskerade lungern herum und bewachen ihn.«

»Stimmt«, gab Jimmy zu.

»Sagte Stylptitch noch mehr solchen Unsinn?«

Jimmy schüttelte den Kopf.

»Hm«, meinte Anthony vage.

Er zündete sich eine neue Zigarette an und ging wieder auf und ab. »Du liest wohl überhaupt keine Zeitungen, du alter Heide?« brach er plötzlich los.

»Nicht oft«, bekannte Jimmy. »Da steht doch nichts drin, das mich interessieren könnte.«

»Ein Glück, daß ich etwas zivilisierter bin! In letzter Zeit gingen verschiedene Gerüchte um über Herzoslowakien. Man munkelte

etwas über eine Wiederherstellung der Monarchie.«

»Nikolaus IV. hinterließ keinen Sohn«, ließ Jimmy sich vernehmen.

»Aber sicher gibt es jede Menge Vettern ersten und zweiten Grades, die damals erst mal verschwanden.«

»So daß es nicht allzu schwierig wäre, einen passenden König aufzutreiben?«

»Nicht im geringsten, würde ich sagen«, antwortete Jimmy. »Weil wir gerade von Königen sprechen: Das erinnert mich an etwas anderes, das Stylptitch in jener Nacht sagte. Er behauptete, die Bande zu kennen, die hinter ihm her war. Es seien König Victors Leute.«

»Was?« Anthony fuhr plötzlich herum. Ein breites Grinsen überzog Jimmys Gesicht.

»Nervös, Gentleman Joe?« meinte er gedehnt.

»Sei kein Idiot, Jimmy. Du hast eben etwas sehr Wichtiges gesagt.«

Er ging zum Fenster und starrte hinaus.

»Wer ist denn dieser König Victor?« erkundigte sich Jimmy.

»Ein weiterer Balkanherrscher?«

»Nein«, antwortete Anthony langsam. »O nein, er ist eine ganz andere Art von König.«

Es gab eine längere Pause, dann sprach Anthony wieder. »Er ist ein Verbrecher, Jimmy. Der bekannteste Juwelendieb der Welt. Ein toller, verwegener Kerl, der vor nichts zurückschreckt. König Victor ist der Spitzname, den man ihm in Paris gab. Paris war das Hauptquartier seiner Bande. Dort wurde er auch gefaßt und für ein kleineres Delikt auf sieben Jahre hinter Gitter gebracht. Seine großen Coups konnte man ihm nicht nachweisen. Er dürfte bald wieder frei sein – oder ist es bereits.«

»Meinst du, daß Stylptitch etwas mit seiner Verhaftung zu tun hatte? War deshalb die Bande hinter ihm her? Aus Rache?«

»Ich weiß nicht recht«, meinte Anthony nachdenklich. »Auf den ersten Blick erscheint es unwahrscheinlich. Soviel ich weiß, stahl König Victor niemals die Kronjuwelen von Herzoslowakien. Aber die ganze Sache kommt mir doch recht bedeutsam vor. Der Tod von Stylptitch, die Memoiren, die Gerüchte in den Zeitungen – alles ziemlich vage erfunden, aber sehr interessant. Außerdem

spricht man davon, in Herzoslowakien sei Öl gefunden worden. – Jimmy, ich spüre es in allen Gliedern, daß die Leute bald sehr interessiert sein werden an diesem kleinen Flecken Erde.«

»Welche Leute?«

»Die gelbgesichtigen Finanzmensen in aller Welt.«

»Was soll eigentlich das ganze Gerede?«

»Ich versuche nur, eine einfache Sache zu komplizieren, das ist alles«, lachte Anthony.

»Du willst damit doch nicht sagen, daß es schwierig sei, ein simples Manuskript einem Verlagshaus auszuhändigen?«

»Nein«, meinte Anthony bedauernd, »ich glaube wirklich nicht, daß dies schwierig sein wird. Aber soll ich dir sagen, James, was ich mit meinen zweihundertfünfzig Pfund anfangen werde?«

»Nach Südamerika fahren?«

»Nein, mein Junge – nach Herzoslowakien. Ich glaube, ich stelle mich dort den Republikanern zur Verfügung. Vielleicht ende ich sogar als Präsident, man kann nie wissen.«

»Warum nicht gleich erklären, du gehörtest zur Familie, und dich zum König krönen lassen, wenn du schon dabei bist?«

»Nein, Jimmy. König muß man für sein ganzes Leben lang bleiben, Präsidenten aber übernehmen ihr Amt nur auf etwa vier Jahre. Es würde mir schon mächtig Spaß machen, ein Land wie Herzoslowakien vier Jahre lang zu regieren.«

»Könige regieren dort im allgemeinen noch weniger lang«, warf Jimmy ein.

»Es könnte für mich eine große Versuchung werden, auch deinen Anteil an den tausend Pfund einzustecken. Du brauchst ihn ohnehin nicht, wenn du mit Goldklumpen gespickt zurückkommst. Ich könnte das Geld für dich in herzoslowakischen Ölpapieren anlegen. Weißt du, Jimmy, je länger ich darüber nachdenke, desto besser gefällt mir die Sache. Ich hätte nie an Herzoslowakien gedacht, wenn du nicht davon angefangen hättest. Einen Tag muß ich wohl in London bleiben, um die Beute zu kassieren, aber dann fahre ich sofort mit dem Balkanexpresß los.«

»Du wirst nicht so schnell fortkommen. Ich habe nämlich noch einen anderen kleinen Auftrag für dich.«

»Wußte ich doch, daß du noch mit etwas hinter dem Berge hältst! Da liegt wohl der Haken?«

»Nicht im mindesten. Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit, nämlich einer Dame zu helfen.«

»Ein für allemal, Jimmy, ich weigere mich, in deine Liebesaffären hineingezogen zu werden.«

»Es ist keine Liebesaffäre. Ich habe die Frau überhaupt nie gesehen. Laß mich die Sache erzählen.«

»Wenn ich noch mehr von deinen weitschweifigen Geschichten anhören soll, brauche ich noch einen Schnaps.«

Sein Gastgeber kam seinem Wunsch umgehend nach, dann begann er zu erzählen.

»Es war damals, als ich mich in Uganda herumtrieb. Da gab es einen Europäer, dem ich das Leben gerettet habe ...«

»An deiner Stelle, James, würde ich ein Buch schreiben mit dem Titel ›Leben, die ich rettete‹. Das ist heute abend schon der zweite Fall.«

»War nichts Besonderes dabei. Ich habe den Kerl bloß aus dem Fluß gezogen.«

»Moment mal: Hat diese Sache etwas mit der anderen zu tun?«

»Absolut nichts. Allerdings ... komischerweise war der Mann ein Herzoslowake. Wir nannten ihn aber immer Hollandpeter.«

Anthony nickte.

»Ein Name ist so gut wie jeder andere für einen Dago«, bemerkte er. »Erzähl nur weiter, Jimmy.«

»Nun gut, der Bursche war irgendwie dankbar. Folgte mir wie ein Hund. Etwa sechs Monate später starb er am Fieber. Ich war bei ihm. Als es zu Ende ging, winkte er mich zu sich und flüsterte etwas über ein Geheimnis – eine Goldmine, soviel ich verstand. Er schob mir dabei ein in Ölpapier gewickeltes Päckchen zu, das er immer am Körper getragen hatte. Na, ich dachte damals nicht weiter über die Sache nach. Erst eine Woche später öffnete ich das Päckchen aus reiner Neugier. Du kannst mir glauben, ich war noch nie in meinem Leben so enttäuscht wie damals. Goldmine! Für einen so miesen Kerl wie ihn mag es eine Goldmine gewesen sein. Weißt du, was drin war? Briefe! Liebesbriefe einer Frau, noch dazu einer Engländerin. Der Schuft hatte sie jedenfalls erpreßt – und besaß die Dreistigkeit, mich in sein schmutziges Geschäft hineinzuziehen.«

»Er meinte es auf seine Art gut mit dir. Du hattest ihm das Leben

gerettet, und er hinterließ dir dafür eine erstklassige Einkommensquelle. Deine hochgemuten Ideale überstiegen seinen Horizont.«

»Und was zum Teufel sollte ich mit den Dingen tun? Zuerst wollte ich sie einfach verbrennen. Aber dann dachte ich an die arme Frau, die ewig in der Angst leben mußte, der Erpresser werde eines Tages wiederauftauchen.«

»Wie wäre es denn, wenn du ihr die Briefe einfach schicktest?«

»Sie hat, wie alle Frauenzimmer, weder Datum noch Adresse auf den Briefen vermerkt. Nur auf einem einzigen stand so etwas wie eine Adresse – ein einziges Wort: ›Chimneys‹.«

Anthony vergaß, das Streichholz auszublasen, das er eben in der Hand hielt, bis es ihm fast die Finger verbrannte und er es mit einer ungeduldigen Bewegung zu Boden warf.

»Chimneys?« sagte er. »Das ist höchst merkwürdig.«

»Warum? Kennst du den Ort?«

»Chimneys ist einer der feudalsten Herrensitze von England, mein lieber James, ein Ort, den Könige und Fürstinnen zum Wochenende aufsuchen, wo Politiker sich zum Politisieren treffen.«

»Da siehst du, wie gut es ist, wenn du statt meiner nach England fährst. Du weißt über all diese Dinge viel besser Bescheid«, sagte Jimmy bescheiden. »Ein Einfaltspinsel wie ich, aus den hintersten Wäldern von Kanada, würde alles verkehrt anpacken. Aber einer, der wie du in Eton und Harrow studiert hat...«

»Nur in einem davon«, unterbrach Anthony ihn.

»... so einer hat das nötige Fingerspitzengefühl. Warum ich die Briefe nicht geschickt habe, fragst du? Soviel ich daraus ersah, hat sie einen eifersüchtigen Ehemann. Stell dir vor, er würde das Päckchen öffnen – wie erginge es ihr dann? Ich habe mir daher ausgerechnet, daß der einzig sichere Weg ist, die Briefe selbst nach England zu bringen und sie in ihre Hände zu legen.«

Anthony warf seine Zigarette fort, kam zu seinem Kameraden herüber und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

»Du bist wirklich ein Ritter ohne Furcht und Tadel, Jimmy«, sagte er. »Und die Hinterwäldler von Kanada sollten stolz sein auf dich. Ich werde diese Sache nicht halb so gut zu Ende bringen können wie du.«

»Du willst es also übernehmen?«

»Sicher!«

McGrath erhob sich, ging zu einem Schubfach, nahm ein Bündel heraus und warf es auf den Tisch.

»Hier sind die Briefe. Du solltest sie dir einmal ansehen.«

»Ist das nötig? Ich würde lieber darauf verzichten.«

»Nach dem, was du über dieses Chimneys gesagt hast, war sie vielleicht nur vorübergehend dort. Wir müßten die Briefe lesen und sehen, ob wir nicht einen Hinweis auf ihren wirklichen Wohnort entdecken.«

»Da magst du recht haben.«

Sie gingen alle Briefe durch, fanden aber keinen Anhaltspunkt.

»Armes Mädchen«, bemerkte er. »Völlig verängstigt.«

Jimmy nickte nur.

»Glaubst du, daß du sie finden wirst?« fragte er besorgt.

»Ich verlasse England nicht eher, als bis ich sie aufgetrieben habe. Die Sache scheint dir nahezu gehen, Jimmy?«

Jimmy ließ seine Finger gedankenverloren über die Unterschrift gleiten.

»Sie hat einen so schönen Namen«, meinte er entschuldigend.

»*Virginia Revel*.«

3.

»Ganz recht, mein Lieber, ganz recht«, sagte Lord Caterham. Schon dreimal hatte er die gleiche Bemerkung gemacht, jedesmal in der Hoffnung, sie würde die Diskussion abschließen und ihm die Flucht gestatten. Er schätzte es gar nicht, auf der Treppe seines exklusiven Londoner Clubs festgehalten und gezwungen zu werden, dem endlosen Geschwätz des sehr ehrenwerten George Lomax standzuhalten.

Clement Edward Alistair Brent, neunter Marquis of Caterham, war ein kleiner, schlicht gekleideter Herr, der keineswegs so aussah, wie man sich einen Marquis des britischen Empire vorstellte. Er hatte blaßblaue Augen, eine schmale, melancholische Nase und eine höfliche, aber unentschlossene Art. Das größte Mißgeschick seines Lebens war ihm widerfahren, als er vor vier Jahren die Nachfolge seines Bruders, des achten Marquis of Caterham, antreten mußte. Denn sein Vorgänger war eine markante Persön-

lichkeit gewesen, ein Begriff in ganz England. Als Sekretär des Auswärtigen Amtes hatte er energisch in die Staatsgeschäfte eingegriffen, und sein Herrensitz, Chimneys, war berühmt gewesen für seine Gastlichkeit. Unterstützt von seiner Gattin, der Tochter des Duke of Perth, gab er häufig Gesellschaften in Chimneys. Dort wurden politische Debatten ausgefochten, und es gab kaum eine wichtige Persönlichkeit in England oder in Europa, die nicht schon mal in Chimneys gewohnt hätte. Das war soweit ja schön und gut. Der neunte Marquis hatte den größten Respekt vor dem Andenken seines Bruders und bewunderte ihn sehr. Henry hatte solche Sachen großartig gedeichselt.

Dagegen leuchtete es dem neuen Lord Caterham nicht ein, daß er nun nach allgemeiner Ansicht in die Fußstapfen seines Bruders treten sollte und daß Chimneys weit mehr als nationale Einrichtung betrachtet wurde denn als sein privates Eigentum. Es gab nichts auf der Welt, was Lord Caterham mehr langweilte als Politik – höchstens Politiker. Daher seine Ungeduld dem unaufhörlich plätschernden Redefluß George Lomax' gegenüber.

George Lomax war ein robuster Mann mit Neigung zum Embonpoint, mit rotem Gesicht, durchdringendem Blick und einer sehr hohen Meinung über seine eigene Bedeutung. »Sie verstehen die Lage, Caterham? Wir dürfen gegenwärtig auf keinen Fall in irgendeinen Skandal verwickelt werden. Die Situation ist äußerst delikate.«

»Das ist sie eigentlich immer«, meinte Lord Caterham leicht ironisch.

»Mein Lieber, in meiner Position weiß man eben vieles.«

»Gewiß, gewiß«, murmelte Lord Caterham gleichgültig. »Die leiseste Andeutung über dieses herzoslowakische Geschäft könnte uns ruinieren. Es ist von größter Wichtigkeit, daß die Ölkonzession einem britischen Konsortium verliehen wird. Das sehen Sie doch ein?«

»Sicherlich, sicherlich.«

»Fürst Michael trifft Ende der Woche ein, und wir könnten die ganze Angelegenheit im Rahmen einer Jagdgesellschaft auf Chimneys erledigen.«

»Ich wollte eigentlich zum Wochenende fortfahren.«

»Unsinn, Caterham, kein Mensch fährt Anfang Oktober weg.«

»Mein Arzt ist der Meinung, daß ich eine Luftveränderung brauche«, sagte Lord Caterham und blickte neidisch einem vorüberfahrenden Taxi nach.

Er war aber nicht imstande, sich loszueisen, denn Lomax hatte eine sichere Methode, seine Gesprächspartner zu »fesseln« – zweifellos das Resultat langer Erfahrungen: Er klammerte sich am Rockaufschlag von Lord Caterham fest.

»Mein Bester, ich mache Sie verantwortlich. Wir nähern uns einer nationalen Krise ...«

Lord Caterham drehte und wand sich innerlich. Er fühlte plötzlich, daß er lieber Hunderte von verkappten Jagdgesellschaften geben würde, als das Geschwätz von George Lomax noch länger zu ertragen.

»Also gut«, meinte er hastig, »ich bin einverstanden. Sie werden alles arrangieren, wie immer.«

»Mein Lieber, da gibt es gar nichts zu arrangieren. Chimneys genießt historisches Interesse und liegt ideal. Ich selbst bleibe in der Abtei, nur etwa zehn Kilometer entfernt. Es wäre natürlich ungeschickt, wenn ich an der Gesellschaft teilnähme.«

»Sicherlich«, stimmte Lord Caterham zu, der keine Ahnung hatte, warum dies ungeschickt sein sollte.

»Es wäre aber ganz gut, wenn Sie Bill Eversleigh einladen würden. Er könnte mir Botschaften übermitteln.«

»Ausgezeichnet«, sagte Lord Caterham etwas lebhafter. »Bill ist ein guter Jäger, und Bundle hat ihn recht gern.«

»Die Jagd ist unwichtig. Sie gibt uns nur einen Vorwand ab.«

»Das wären dann wohl alle. Der Fürst, sein Gefolge, Bill Eversleigh, Herman Isaacstein ...«

»Wer?«

»Herman Isaacstein, der Vertreter des Konsortiums, von dem ich Ihnen erzählte. – Warum?«

»Ach nichts. Ich wunderte mich bloß.«

»Und dann müßten natürlich noch ein paar Unbeteiligte dabei sein, um der Geschichte einen harmlosen Anstrich zu geben. Lady Eileen könnte sich darum kümmern. Junge Leute, unkritisch und ohne Ahnung von Politik.«

»Bundle wird das schon machen.«

»Eine Sache macht mir Sorge« – Lomax zögerte – »Sie erinnern

sich, wovon ich vorhin sprach?«

»Oh, Sie sprachen von so vielen Dingen.«

»Ich meine diese unselige Angelegenheit«, er senkte seine Stimme zu einem geheimnisvollen Wispern, »die Memoiren des Grafen Stylptitch.«

»Ich glaube, da sind Ihre Befürchtungen grundlos«, sagte Lord Caterham und unterdrückte ein Gähnen. »Das Volk *liebt* Skandalgeschichten. Zum Kuckuck, mir selbst machen solche Reminiscenzen manchmal Vergnügen.«

»Es geht nicht darum, ob die Leute das lesen; sie werden es geradezu verschlingen. Aber diese Publikation zum jetzigen Zeitpunkt könnte alles zerstören, alles! Das Volk von Herzoslowakien wünscht sich die Monarchie zurück. Es ist bereit, Fürst Michael die Krone anzutragen, der die Unterstützung der englischen Regierung genießt...«

»Und der bereit ist, Mr. Isaacstein & Co. Ölkonzessionen zu geben für die Millionen, die ihm auf den Thron helfen sollen.«

»Caterham, Caterham«, flehte Lomax entsetzt. »Diskretion! Diskretion vor allen Dingen!«

»Tatsache ist«, fuhr Lord Caterham unbeirrt fort, immerhin gehorsam die Stimme senkend, »daß ein paar Erinnerungen dieses Stylptitch den ganzen Karren umschmeißen könnten. Einige Worte über die noch allseits unvergessene Tyrannei und Mißwirtschaft zum Beispiel, nicht wahr? Das gäbe peinliche Fragen an die Regierung: Ist es unsere Absicht, die gegenwärtige weitsichtig-liberale Demokratie durch neue Tyrannei zu ersetzen? Politik diktiert durch blutsaugerischen Kapitalismus. Nieder mit der Regierung! So oder ähnlich würde es klingen, nicht wahr?«

Lomax nickte.

»Und es könnte noch viel schlimmer kommen«, stöhnte er. »Nehmen wir an, es würde eine Anspielung gemacht auf das unselige Verschwinden ... Sie wissen doch, was ich meine?«

»Ich habe keine Ahnung. Welches Verschwinden?«

»Aber Sie haben doch sicherlich davon gehört? Es geschah ja, als alle in Chimneys waren. Henry war entsetzlich aufgeregt deshalb. Es hätte beinahe seine ganze Karriere ruiniert.«

»Wie interessant!« sagte Lord Caterham. »Wer oder was verschwand denn?«

Lomax beugte sich vor und brachte seinen Mund ganz nah an Lord Caterhams Ohr. Dieser wandte sich hastig ab.

»Mein Gott, zischen Sie doch nicht so!«

»Haben Sie verstanden?«

»Ja, gewiß«, sagte Lord Caterham zögernd. »Ich erinnere mich auch, seinerzeit davon gehört zu haben. Merkwürdige Sache. Man hat ihn nie gefunden?«

»Nie. Natürlich mußte die Angelegenheit mit äußerster Diskretion behandelt werden. Die Öffentlichkeit durfte nichts erfahren. Aber Stylptitch war damals in Chimneys und hat bestimmt etwas davon mitbekommen. Wenn er nun aus purer Bosheit die ganze Geschichte für die Nachwelt festgehalten hätte? Stellen Sie sich den Skandal vor und all die Folgen! Jeder würde sich fragen: Warum wurde die Sache damals vertuscht?«

»Natürlich würde sich das jeder fragen«, stellte Lord Caterham mit sichtlichem Vergnügen fest.

»Ich bitte Sie, mein Bester: Wenn Stylptitch kein Unheil stiften wollte – weshalb sandte er dann seine Memoiren auf solchen Umwegen nach London?«

»Das ist tatsächlich merkwürdig. Sind Sie Ihrer Sache sicher?«

»Absolut sicher! Wir hatten unsere – hm – Agenten in Paris. Die Memoiren wurden ein paar Wochen vor seinem Tod ganz im geheimen fortgeschafft.«

»Es sieht wirklich so aus, als ob etwas dahintersteckte«, freute sich Lord Caterham wiederum.

»Wir haben herausgebracht, daß sie einem Mann namens Jimmy oder James McGrath zugestellt wurden, einem Kanadier, der sich gegenwärtig in Afrika herumtreibt.«

»Könnte einen Riesenskandal geben«, meinte der Lord vergnügt.

»James McGrath trifft mit der ›Granarth Castle‹ morgen hier ein, also am Donnerstag.«

»Was gedenken Sie zu unternehmen?«

»Wir setzen uns selbstverständlich sofort mit ihm in Verbindung, halten ihm die Konsequenzen vor Augen und werden ihn ersuchen, die Publikation um mindestens einen Monat zurückzustellen. Und auf jeden Fall muß er einwilligen, daß die Memoiren gewissenhaft – hm – überarbeitet werden.«

»Und falls er sagt: ›Ich denke nicht daran, meine Herren‹ oder

›Fahren Sie zur Hölle‹ oder dergleichen?« gab der Lord zu bedenken.

›Genau das befürchte ich eben«, erklärte Lomax. ›Und deshalb wäre es gut, wenn Sie ihn ebenfalls nach Chimneys einladen würden. Er würde sich natürlich geschmeichelt fühlen, Fürst Michael vorgestellt zu werden, und wahrscheinlich ließe er dann eher mit sich reden.«

›Aber ich rede nicht mit ihm«, erklärte Lord Caterham hastig. ›Ich verstehe es nicht, mit Kanadiern umzugehen – besonders nicht mit solchen, die in Afrika leben.«

›Wahrscheinlich würden Sie herausfinden, daß er ein prächtiger Kerl ist – ein ungeschliffener Diamant sozusagen.«

›Nein, Lomax, da weigere ich mich strikt. Diese Unterredung muß ein anderer durchführen.«

›Ich glaube«, meinte Lomax, ›daß eine Frau hier am richtigen Platz wäre. Eine Frau könnte diese Sache mit Takt und Feingefühl anpacken und ohne Verdacht zu erregen. In der Politik schätze ich Frauen gar nicht, aber in so speziellen Fällen ... Es müßte aber eine junge Frau sein, mit dem gewissen Etwas, schön und intelligent –«

›Aber doch nicht Bundle? Bundle wäre dafür völlig ungeeignet. Sie würde sich totlachen über den Vorschlag.«

›Ich habe keineswegs an Lady Eileen gedacht. Ihre Tochter ist reizend, mein lieber Caterham, ganz reizend, aber doch noch ein Kind. Wir brauchen jemanden mit Klugheit und Erfahrung – ah, ich weiß: meine Kusine Virginia.«

›Mrs. Revel?« Lord Caterham erholte sich langsam. Ihm schien, als könnte diese Einladung doch noch recht amüsant werden. ›Ein ausgezeichneter Vorschlag, Lomax. Mrs. Revel ist die reizendste Frau von ganz London.«

›Sie kennt sich sogar in Herzoslowakien aus. Ihr Mann gehörte zur dortigen Gesellschaft. Sie erinnern sich wohl. Und wie Sie sagen: eine Frau von ungewöhnlichem Charme.«

›Eine prächtige Erscheinung«, murmelte der Lord.

›Das wäre also ebenfalls geregelt.«

Mr. Lomax gab den Rockaufschlag seines Opfers frei, und dieses beeilte sich, die günstige Gelegenheit zu nutzen.

›Auf Wiedersehen, Lomax – Sie werden also alle Vorbereitungen treffen, nicht wahr?«

Der Lord flüchtete in ein Taxi. Das kommende Wochenende lastete wie ein Alpdruck auf ihm. Ein Unfug war das Ganze, ein abscheulicher Unfug. Doch der Gedanke an Virginia Revel hob seine Stimmung etwas.

»Eine entzückende Frau«, murmelte er vor sich hin. »Eine ganz entzückende Frau!«

4.

George Lomax kehrte unverzüglich nach Whitehall zurück. Als er das pompöse Zimmer betrat, das die Stätte seines Wirkens war, hätte er ein hastiges Poltern vernehmen können. Mr. Bill Eversleigh schien zwar sehr beschäftigt mit Einordnen von Briefen, aber der breite Armsessel war noch warm und die Kissen noch eingedrückt. Bill Eversleigh war ein sympathischer junger Mann, groß und etwas unbeholfen.

»Hat Richardson schon Bericht erstattet?«

»Nein, Sir. Soll ich mich darum kümmern?«

»Nicht wichtig. Keine Anrufe?«

»Miss Oscar erledigte die meisten.«

»Sie können mir eine Verbindung herstellen, Eversleigh: Mrs. Revel, Pont Street 487.«

»Jawohl, Sir.«

Bill griff nach dem Telefonbuch, überflog ohne zu lesen eine Spalte unter M, klappte das Buch zu und ging zum Apparat. Die Hand am Hörer, hielt er plötzlich inne.

»Da fällt mir eben ein, daß der Apparat von Mrs. Revel nicht funktioniert. Ich versuchte vor kurzem sie anzurufen.«

George Lomax runzelte die Stirn.

»Ärgerlich«, brummte er und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, »ausgesprochen ärgerlich.«

»Falls es sich um etwas Wichtiges handelt, Sir, könnte ich rasch mit einem Taxi hinfahren. Um diese Zeit wird sie sicher zu Hause sein.«

George Lomax zögerte mit der Antwort. Bill wartete hoffnungsvoll.

»Das wird das beste sein«, meinte Lomax schließlich. »Nehmen

Sie ein Taxi und fragen Sie Mrs. Revel, ob ich sie heute nachmittag um vier Uhr in einer wichtigen Angelegenheit sprechen kann.«

Bill ergriff seinen Hut und verschwand schleunigst. Zehn Minuten später hielt sein Wagen vor Nummer 487 Pont Street. Er läutete und vollführte gleichzeitig ein lautes Lärmen mit dem Klopfen. Die Tür wurde von einem strengblickenden Butler geöffnet, dem Bill mit der Vertrautheit eines alten Bekannten zunickte.

»Morgen, Chilvers. Ist Mrs. Revel daheim?«

»Ich befürchte, Sir, sie will gerade ausgehen.«

»Sind Sie das, Bill?« rief eine Stimme über das Treppengeländer.

»Das sanfte Klopfen kam mir bekannt vor. Kommen Sie herauf und erzählen Sie mir etwas.«

»Hallo, Virginia!«

»Guten Morgen, Bill.«

Charme ist eine merkwürdige Sache: Hunderte von Frauen, sogar schönere als Virginia Revel, hätten diese paar Worte im gleichen Ton sagen können, ohne irgendeine Wirkung zu erzielen. Von Virginia Revel ausgesprochen, klangen sie berauschend für Bill.

Virginia Revel war siebenundzwanzig Jahre alt, groß, schlank und herrlich gewachsen. Ihr Haar hatte den echten Kupfertönen mit goldenen Lichtern; sie besaß ein energisches Kinn, eine reizende Nase und schräggestellte blaue Augen, die wie Kornblumen durch halbgeschlossene Lider schimmerten. Sie zog Bill in den kleinen Salon.

»Mein lieber Bill«, lachte Virginia, »vermißt Sie das Ministerium nicht? Kann man denn dort ohne Sie auskommen?«

»Ich überbringe Ihnen eine Nachricht vom Stockfisch.« So unehrerbietig betitelte Bill seinen Vorgesetzten. »Und nebenbei, Virginia, falls er Sie danach fragt: Ihr Telefon funktioniert heute früh nicht.«

»Unsinn, Bill, das Telefon ist ganz in Ordnung.«

»Ich weiß, aber ich mußte es eben behaupten.«

»Warum? Führen Sie mich in diese höhere Diplomatie ein.«

Bill schaute sie vorwurfsvoll an.

»Ich brauchte doch eine Ausrede, um herkommen zu können.«

»Ach Bill, wie dumm von mir – und wie reizend von Ihnen!«

»Chilvers sagte, Sie seien im Begriff, auszugehen.«

»Stimmt, ich wollte mir ein neues Geschäft ansehen, aber es ist nicht weiter wichtig. Sagen Sie mir lieber, was George will.«

»Er möchte wissen, ob Sie um vier Uhr zu Hause sind.«

»Nein, ich fahre in den Tennisclub. Wieso überhaupt diese formelle Anfrage? Er wird mir doch nicht einen Antrag machen wollen?«

»Würde mich nicht wundern.«

»In diesem Fall könnten Sie ihm ausrichten, daß ich impulsive Männer bevorzuge.«

»Männer wie mich?«

»Bei Ihnen ist es kein Impuls, sondern nur eine Gewohnheit.«

»Virginia, werden Sie denn nie ...«

»Nein, nein, nein, Bill! Vor dem Essen bin ich für Liebeserklärungen taub. Versuchen Sie doch endlich, in mir eine mütterliche Freundin zu sehen, die sich bereits dem mittleren Alter nähert und sich um Ihr Wohlergehen sorgt.«

»Virginia, ich liebe Sie doch!«

»Ich weiß, Bill. Und ich liebe es, wenn man mich liebt. Aber erzählen Sie mir lieber, was George von mir will.«

»Er erwähnte nur, es sei sehr wichtig.«

»Bill, ich werde neugierig. Es gibt so wenige Dinge, die für George wirklich wichtig sind – außer George. Ich glaube, ich muß auf das Tennismatch verzichten. Melden Sie George, daß ich ihn gehorsamst um vier Uhr erwarte.«

»Es lohnt sich kaum mehr, vor dem Essen zurückzugehen. Virginia, seien Sie ein Engel und kommen Sie mit auf einen kleinen Happen.«

»Das wäre eigentlich ganz nett«, lächelte Virginia.

»Und bitte, Virginia, sagen Sie mir, daß Sie mich gern haben – lieber als alle andern.«

»Bill, ich bete Sie an! Und wenn ich unbedingt heiraten müßte – wenn zum Beispiel wie im Märchen ein böser Zauberer käme und zu mir sagte: Heirate oder du wirst zu Tode gefoltert – dann fiele meine Wahl auf Sie!«

»Nun, dann –«

»Aber es gibt keinen bösen Zauberer. Und ich ziehe es vor, eine lustige Witwe zu bleiben.«

»Sie könnten tun und lassen, was Sie wollen. Ich würde mich

ganz klein und unscheinbar machen.«

»Bill, Sie verstehen mich nicht. Entweder heirate ich aus überströmender Liebe – oder überhaupt nicht.« Bill stöhnte.

»Ich werde mich eines Tages doch erschießen müssen«, murmelte er dumpf.

»Nein, Bill, das werden Sie schön bleiben lassen. Sie werden ein nettes junges Mädchen zum Abendessen einladen – wie vorgestern abend.« Mr. Eversleigh schien leicht verwirrt.

»Wenn Sie damit Dorothy Kirkpatrick meinen, die Kleine von der Revue, dann ... ach zum Teufel, sie ist ein durch und durch anständiges Mädchen. Dabei war gar nichts Schlimmes.«

»Natürlich nicht, Bill. Ich freue mich, wenn Sie sich gut unterhalten. Aber reden Sie bloß nicht von ›Sterben an gebrochenem Herzen‹, das ist alles.«

Mr. Eversleigh gewann seine Selbstsicherheit zurück. »Sie wollen mich nicht verstehen, Virginia«, sagte er ernst. »Männer...«

»Männer sind polygam veranlagt, ich weiß. Aber, Bill, wenn Sie mich wirklich lieben, dann führen Sie mich jetzt zum Essen aus.«

5.

Die besten Pläne können mißglücken. George Lomax hatte einen Fehler gemacht – in seinen Berechnungen war ein schwacher Punkt, und dieser Punkt hieß Bill Eversleigh. Bill Eversleigh spielte ausgezeichnet Cricket und Golf, hatte gute Manieren und ein liebenswürdiges Wesen, aber seine Anstellung im Ministerium hatte er nicht seiner Intelligenz zu verdanken, sondern seinen guten Beziehungen. Er war mehr oder weniger der Laufbursche von George Lomax. Kenntnisse oder Verantwortung verlangte sein Posten nicht.

George Lomax hatte ihn zu der Schiffahrtsgesellschaft geschickt, um zu erfahren, wann die »Granarth Castle« fällig war. Nun hatte aber Bill, wie die meisten guterzogenen jungen Engländer, eine höfliche, aber sehr unklare Aussprache. Seine Version des Wortes Granarth hätte alles und jedes heißen können. Der Angestellte der Schiffahrtsgesellschaft hielt es jedenfalls für Carnfrae. Die »Carnfrae Castle« sollte am Donnerstag einlaufen. Das sagte der

Angestellte auch. Bill dankte höflich und verschwand. George Lomax nahm den Bericht entgegen und bereitete seine Pläne vor.

Er wäre allerdings sehr überrascht gewesen, wenn man ihm am Mittwoch morgen, als er Lord Caterham am Rockaufschlag festhielt, erzählt hätte, daß die »Granarth Castle« bereits am Vortag in Southampton eingelaufen sei. Tatsächlich aber verließ Anthony Cade, alias Jimmy McGrath, schon am Dienstag um zwei Uhr den Zug am Waterloo-Bahnhof, winkte ein Taxi heran und gab dem Fahrer nach einigem Zögern das Hotel Blitz als Ziel an.

»Man sollte es sich immer so angenehm wie möglich machen«, sagte er zu sich selbst, während er neugierig aus dem Wagenfenster blickte. Es waren genau vierzehn Jahre vergangen, seit Anthony zum letzten Mal in London gewesen war. Er erreichte das Hotel, nahm ein Zimmer und machte dann einen kurzen Bummel durch die Stadt. Es war doch schön, wieder einmal in London zu sein. Natürlich hatte sich vieles verändert. Hier war früher ein kleines Kaffeehaus gewesen, wo er mit seinen damaligen Freunden oft gegessen hatte.

Er lenkte seine Schritte wieder zum Hotel zurück. Als er eben die Straße überqueren wollte, stieß er mit einem Mann zusammen, so daß er beinahe das Gleichgewicht verlor. Der Mann murmelte eine Entschuldigung, während seine Augen scharf das Gesicht vor ihm prüften. Es war ein gedrungener, massiger Mann, eher einfach, aber er hatte etwas Fremdartiges an sich. Anthony ging zurück ins Hotel, während er überlegte, was dieser scharfe Blick wohl zu bedeuten hatte. Wahrscheinlich gar nichts. Vermutlich fiel nur sein braungebranntes Gesicht diesen bleichen Städtern auf und hatte daher die Neugierde des Mannes erregt.

Als er London verließ, war er erst achtzehn Jahre alt gewesen, ein sanfter, pausbäckiger Junge. Es war nicht anzunehmen, daß dieser Junge in dem mageren, braungebrannten Mann mit dem spöttischen Ausdruck wiedererkannt würde. Das Telefon neben dem Bett schrillte, und Anthony nahm den Hörer ab. »Hallo!«

Die Stimme des Empfangschefs antwortete.

»Mr. James McGrath?«

»Am Apparat.«

»Hier ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht.« Anthony war sehr überrascht.

»Mich sprechen?«

»Ja, Sir, ein ausländischer Herr.«

»Wie heißt er?«

Es gab eine kleine Pause, dann sagte der Empfangschef: »Ich schicke einen Pagen mit der Karte hinauf.«

Anthony legte den Hörer auf und wartete. Nach kurzer Zeit klopfte es, und der Page erschien mit einer Karte auf dem Silbertablett.

Anthony ergriff die Karte. Sie trug, in kunstvoll ziselierten Buchstaben, den Namen:

Baron Lolopretjzyl

Jetzt verstand Anthony das Zögern des Empfangschefs vollauf. Einen Augenblick studierte er die Karte, dann entschloß er sich:

»Führen Sie den Herrn herauf.«

»Sehr wohl, Sir.«

Kurz darauf wurde Baron Lolopretjzyl ins Zimmer geführt, ein dicker Mann mit einem riesigen, fächerartigen Bart und hoher, kahler Stirn.

Er schlug seine Hacken knallend zusammen und verneigte sich. »Mr. McGrath?« fragte er.

Anthony ahmte seine Bewegungen so gut als möglich nach. »Baron«, sagte er. Dann zog er einen Stuhl heran. »Bitte setzen Sie sich doch. Ich glaube nicht, daß ich das Vergnügen habe, Sie zu kennen.«

»So ist es«, bestätigte der Baron, während er sich setzte. »Zu meinem Bedauern«, fügte er höflich hinzu.

»Auch ich bedaure das«, antwortete Anthony im gleichen Ton.

»Lassen Sie uns kommen sofort zu Geschäft«, sagte der Baron. »Ich in London vertrete die Partei der Loyalisten von Herzoslovakia.«

»Sie vertreten sie sicher ausgezeichnet«, murmelte Anthony. Der Baron verneigte sich dankend für das Kompliment.

»Sie zu liebenswürdig sind«, sagte er steif. »Mr. McGrath, ich will sein ganz offen mit Sie. Der Moment ist gekommen, um wieder zu errichten die Monarchie, die verwaist ist seit dem schreck-

lichen Mord an Seiner Majestät König Nikolaus IV. Auf den Thron wird gelangen Seine Hoheit Fürst Michael, welcher hat die Unterstützung der englischen Regierung.«

»Großartig«, meinte Anthony. »Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mir das alles zu erzählen.«

»Alles sein vorbereitet – und jetzt Sie kommen, um zu machen Unruhe.« Der Baron fixierte Anthony mit starrem Blick.

»Aber mein bester Baron«, protestierte Anthony.

»Doch, doch, ich genau weiß, wovon ich spreche. Sie führen bei sich die Memoiren des Grafen Stylptitch.«

»Und selbst wenn dem so wäre – was haben die Memoiren des Grafen mit Fürst Michael zu tun?«

»Es wird geben großen Skandal. Von vielen Staatsgeheimnissen Stylptitch wußte. Ein kleiner Teil davon genügt, um zu bringen neue Revolution in mein Land.«

»Nun, nun«, begütigte Anthony, »es wird wohl nicht so schlimm sein.«

»Sie nicht verstehen«, gestikulierte der Baron, »Sie gar nicht verstehen. Und meine Lippen, sie sind versiegelt.« Er seufzte.

»Was befürchten Sie eigentlich?« fragte Anthony.

»Bis ich gesehen habe die Memoiren, ich nicht kann sagen genau«, erklärte der Baron einfach. »Aber sie sein gefährlich. Diese Diplomaten nie sind verschwiegen. Und das Kartenhaus, es wird einstürzen, wie man hier sagt.«

»Ich bin überzeugt, Baron, daß Sie die Lage zu pessimistisch beurteilen«, meinte Anthony freundlich. »Ich kenne diese Zeitungsleute. Sie sitzen auf ihren Manuskripten und brüten sie aus wie Eier. Es vergeht bestimmt mindestens ein Jahr, bis die Sache publiziert wird.«

»Keineswegs! Alles bereits ist vorbereitet, um zu erscheinen in nächste Sonntagsblatt!«

»Oh!« Jetzt war Anthony selbst etwas erschrocken. »Aber Sie können doch jederzeit alles dementieren«, meinte er dann.

»Sie Unsinn reden! Wir müssen kommen zu Geschäft. Tausend Pfund Sie sollen erhalten, nicht wahr? Sie sehen, ich weiß Bescheid.«

»Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Geheimdienst.«

»Ich Ihnen biete tausendfünfhundert Pfund.«

Anthony starrte ihn verblüfft an, dann schüttelte er betrübt den Kopf.

»Es tut mir leid, aber das kann ich nicht annehmen«, sagte er.

»Gut. Ich Ihnen biete zweitausend.«

»Sie führen mich in Versuchung, Baron, aber trotzdem ist es nicht möglich.«

»Nennen Sie selbst mir Ihren Preis.«

»Sie scheinen leider die Situation nicht zu verstehen, Baron. Ich will Ihnen gern glauben, daß Sie auf Seiten aller Gerechten sind und daß diese Memoiren Ihrer Sache schaden könnten. Aber ich habe nun einmal ein Versprechen gegeben und werde es auch halten. Begreifen Sie das? Ich kann mich nicht von der Gegenseite bestechen lassen. Das tut man einfach nicht.«

Der Baron hörte aufmerksam zu. Als Anthony geendet hatte, nickte er mehrmals mit dem Kopf.

»Ich gut verstehe. Das gegen Ihr englisches Ehrgefühl verstößt, nicht wahr?«

»Ich würde es vielleicht nicht so ausdrücken«, erwiderte Anthony.

»Aber jedenfalls meinen wir das gleiche.« Der Baron erhob sich.

»Für englisches Ehrgefühl ich habe viel Respekt«, verkündete er.

»Wir also müssen versuchen einen anderen Weg. Ich wünschen Ihnen einen guten Morgen.«

Er klappte seine Hacken zusammen, verneigte sich und marschierte steif aus dem Zimmer.

»Möchte wissen, was er damit gemeint hat«, überlegte Anthony.

»Sollte das eine Drohung sein? Ich fürchte mich aber nicht im mindesten vor dem alten Lollipop. Guter Name übrigens für ihn, dabei werde ich bleiben.«

Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und überlegte, was er nun unternehmen sollte. Der Termin für die Ablieferung des Manuskripts war erst in einer Woche. Heute schrieb man den 5. Oktober und Anthony hatte nicht vor, das Manuskript früher als nötig auszuhändigen. Wenn er ehrlich sein wollte, mußte er zugeben, daß er jetzt selbst neugierig war, diese Memoiren zu lesen, und er war fest entschlossen, herauszufinden, weshalb man so viel Aufhebens davon machte.

Aber da war auch noch die Geschichte mit den Briefen.

Kurzentschlossen nahm er das Telefonbuch zur Hand und suchte den Namen Revel. Es gab sechs Revels: Edward Henry Revel, Chirurg in der Harley Street; James Revel & Co, Sattler; Lennox Revel im Herrenhaus Abbotbury. Hampstead; Miss Mary Revel mit einer Adresse in Ealing; Hon. Mrs. Timothy Revel in Pont Street 487; und Mrs. Willis Revel in Cadogan Square Nr. 42. Wenn er die Sattler und Miss Mary Revel ausschloß, blieben immer noch vier Adressen übrig – ganz abgesehen davon, daß er keine Ahnung hatte, ob Mrs. Virginia Revel überhaupt in London wohnte. Er klappte das Buch kopfschüttelnd zu.

»Ich überlasse es dem Zufall, er wird mir schon helfen.«

Menschen wie Anthony Cade haben meistens Glück, weil sie einfach daran glauben. Tatsächlich fand Anthony die gesuchte Adresse eine halbe Stunde später, als er eine Illustrierte durchblätterte. Da waren Aufnahmen von lebenden Bildern bei einem Fest, das die Duchess of Perth organisiert hatte. Unter der Hauptfigur, einer jungen Dame in orientalischem Gewand, stand der Vermerk:

»Die Hon. Mrs. Timothy Revel als Cleopatra. Vor ihrer Verheiratung hieß Mrs. Revel Virginia Cawthorn; sie ist die Tochter von Lord Edgbaston.«

Anthony betrachtete das Bild einige Zeit und spitzte dabei die Lippen, als ob er pfeifen wollte. Dann riß er die ganze Seite heraus, faltete sie zusammen und steckte sie in seine Tasche. Er ging wieder in sein Zimmer, öffnete einen Handkoffer und entnahm ihm die gebündelten Briefe, zog dann die Illustration aus seiner Tasche und schob sie unter die Schnur. Plötzlich hörte er ein Geräusch hinter sich und schnellte herum. Ein Mann stand in der geöffneten Tür – der typische Bösewicht aus der komischen Oper. Eine finstere Gestalt mit einem kantigen, brutalen Gesicht und zu bösem Grinsen verzogenen Lippen.

»Was zum Teufel suchen Sie hier?« fragte Anthony. »Und wer hat Sie hereingelassen?«

»Ich komme, wie ich will«, sagte der Fremde. Seine Stimme war kehlig, und er hatte einen fremdländischen Akzent.

»Verschwinden Sie gefälligst – sofort, verstanden?« fuhr An-

thony ihn an.

Die Blicke des Mannes hefteten sich auf das Paket Briefe, das Anthony noch immer in der Hand hielt.

»Ich gehe, wenn ich das habe, wofür ich gekommen bin.«

»Und was ist das, wenn ich fragen darf?«

»Die Memoiren des Grafen Stylptitch«, zischte er.

»Man kann Sie einfach nicht ernst nehmen«, sagte Anthony. »Sie spielen Ihre Rolle als Bühnenbösewicht ausgezeichnet. Wer hat sie geschickt? Baron Lollipop?«

Der Mann spuckte eine lange Reihe von Konsonanten aus.

»So wird also der Name ausgesprochen? Eine Kreuzung zwischen Gurgeln und Bellen. Das bräuchte ich nie fertig, meine Kehle gibt das nicht her. Ich werde ihn eben weiterhin Baron Lollipop nennen müssen. Er hat Sie also hergeschickt?«

Der Mann leugnete heftig. Er ging sogar so weit, auf diese Anschuldigung in höchst realistischer Weise zu spucken. Dann zog er einen Zettel aus seiner Tasche und warf ihn auf den Tisch.

»Sieh her«, schrie er, »sieh her und zittere, verdammter Engländer!«

Anthony sah sich den Zettel an, ohne jedoch den zweiten Befehl auszuführen. Auf dem Papier war die rohe Zeichnung einer roten Hand zu sehen.

»Sieht aus wie eine Hand«, bemerkte er. »Aber wenn Sie wollen, bin ich auch bereit zu erklären, daß es sich um die kubistische Darstellung eines Sonnenuntergangs am Nordpol handelt.«

»Es ist das Zeichen der Bruderschaft von der Roten Hand. Ich bin ein Bruder von der Roten Hand.«

»Was Sie nicht sagen!« lächelte Anthony kühl, indem er den Mann aufmerksam ansah. »Sind die anderen Brüder ähnlich wie Sie?«

»Hund«, bellte er, »bezahlter Sklave einer überlebten Monarchie! Gib mir die Memoiren, und du wirst ungeschoren davonkommen. So lautet die Forderung der Bruderschaft.«

»Das ist sehr liebenswürdig von ihr«, meinte Anthony freundlich. »Aber leider geht die Bruderschaft von einer falschen Voraussetzung aus. Mein Auftrag geht nicht dahin, das Manuskript Ihrer geehrten Bruderschaft, sondern einem Verlag auszuhändigen.«

»Pah«, rief der andere. »Und du glaubst wirklich, du wirst diesen Verlag lebend erreichen? – Genug mit dem Geschwätz! Her mit den Papieren, oder ich schieße!«

Aber da kannte er Anthony Cade schlecht. Anscheinend hatte er keine Erfahrung mit Menschen, die ebenso schnell handelten, wie sie dachten. Anthony wartete nicht, bis der Revolver auf ihn gerichtet war. Kaum hatte der andere ihn aus der Tasche gezogen, war Anthony auch schon mit einem Sprung bei seinem Gegner und schlug ihm die Waffe aus der Hand. Die Kraft dieses Schlages ließ den Mann herumfahren, so daß er seinem Angreifer den Rücken zuwandte.

Die Gelegenheit war zu günstig, um nicht genutzt zu werden. Mit einem kräftigen, gutgezielten Fußtritt flog der Mann durch die Tür und landete als schlappes Bündel im Korridor. Anthony folgte ihm, aber der tapfere Bruder von der Roten Hand hatte genug. Er erhob sich schwankend und suchte das Weite. Anthony ließ ihn laufen und kehrte ins Zimmer zurück.

»Soviel über die Bruderschaft von der Roten Hand«, murmelte er. »Malerische Erscheinungen, aber leicht außer Gefecht zu setzen. Wie zum Teufel kam der Kerl eigentlich rein? Mir wird langsam klar, daß dieser Auftrag nicht so einfach ist, wie ich dachte. Die Royalisten und die Revolutionspartei habe ich nun schon kennengelernt. Eines ist sicher: Heute nacht werde ich diese Memoiren studieren.«

Anthony blickte auf seine Uhr, und da er sah, daß es schon fast neun war, entschloß er sich, auf dem Zimmer zu speisen. Er erwartete zwar keine weiteren Überraschungen, aber er wollte doch lieber auf der Hut bleiben. So läutete er und verlangte die Karte, wählte ein paar Gerichte aus und bestellte eine Flasche Bordeaux. Der Kellner notierte die Bestellung und verschwand. Während er auf sein Essen wartete, nahm Anthony das Manuskript aus dem Koffer und legte es neben die Briefe auf den Tisch. Es klopfte, und ein Kellner kam mit einem Rolltischchen, auf dem sich das Essen befand. Anthony war zum Kaminsims gegangen und stand dort mit dem Rücken zum Zimmer, direkt vor dem Spiegel. Ganz in Gedanken blickte er hinein und sah etwas Merkwürdiges.

Die Augen des Kellners starrten wie gebannt auf das Manuskript-Paket. Mit einem Seitenblick auf den unbeweglichen

Rücken ging er sachte um den Tisch herum. Seine Hände zitterten, und seine Zunge fuhr über die trockenen Lippen. Anthony betrachtete ihn genauer. Es war ein kleiner Mensch, geschmeidig wie alle Kellner, mit glattem, beweglichem Gesicht. Ein Italiener, dachte Anthony, kein Franzose.

Im kritischen Moment schnellte Anthony herum. Der Kellner schrak zusammen, gab sich aber den Anschein, ruhigen den Tisch zu decken.

»Wie heißen Sie?« fragte Anthony kurz.

»Giuseppe, Monsieur.«

»Italiener?«

»Jawohl, Monsieur.«

Anthony redete ihn in dieser Sprache an, und der Mann antwortete fließend. Endlich entließ Anthony ihn mit einem Nicken, aber während des Essens verfolgte ihn der Gedanke an diesen Giuseppe.

Sollte er sich geirrt haben? War das Interesse dieses Menschen an dem Manuskript nur reine Neugier? Das wäre möglich; aber wenn Anthony an die nervöse Spannung im Gesicht Giuseppe dachte, glaubte er nicht daran.

»Zum Kuckuck«, murmelte er vor sich hin, »schließlich kann doch nicht jedermann hinter diesem verwünschten Manuskript her sein. Ich muß an Wahnvorstellungen leiden.«

Nachdem das Essen abgeräumt war, machte sich Anthony über die Memoiren. Die Schrift war so unleserlich, daß er nur langsam vorwärtskam, und er gähnte immer häufiger. Am Ende des vierten Kapitels gab er es auf.

Bis dahin hatte er die Memoiren tödlich langweilig und ohne jede Spur eines politischen Skandals gefunden. Er ergriff die Briefe und den Umschlag des Manuskripts, die auf dem Tisch herumlagen, und verstaute beides in seinem Handkoffer. Dann verschloß er die Tür und stellte als zusätzliche Sicherheit noch einen Stuhl dagegen. Auf den Stuhl kam die Wasserflasche aus dem Badezimmer.

Seine Maßnahmen mit einigem Stolz betrachtend, zog er sich aus und ging zu Bett. Er nahm noch einmal die Memoiren zur Hand, doch als er merkte, daß ihm die Augen darüber zufielen, stopfte er die Blätter unter sein Kissen, löschte das Licht und schlief sofort

ein.

Er mochte etwa vier Stunden geschlafen haben, als er mit einem Ruck auffuhr. Er hätte nicht sagen können, was ihn geweckt hatte – vielleicht ein Geräusch, vielleicht auch nur das Gefühl einer nahenden Gefahr, wie es vielen Menschen eigen ist, die ein abenteuerliches Leben führen.

Einen Augenblick lag er still und versuchte, seine Eindrücke zu sammeln. Er konnte ein leises Rascheln im Zimmer feststellen, und dann empfand er auch eine verstärkte Dunkelheit irgendwo zwischen seinem Bett und dem Fenster – am Boden neben seinem Handkoffer.

Mit einem plötzlichen Sprung war er aus dem Bett und zündete gleichzeitig das Licht an. Eine kniende Gestalt fuhr in die Höhe: der Kellner Giuseppe. Er stürzte sich auf Anthony, der sich erst jetzt der Gefahr richtig bewußt wurde. Er war unbewaffnet, und Giuseppe wußte mit dem Messer umzugehen. Anthony warf sich zur Seite, und das Messer verfehlte sein Ziel. In der nächsten Sekunde wälzten sich die beiden Männer eng umklammert auf dem Boden. Anthony konzentrierte sich darauf, den rechten Arm Giuseppes festzuhalten, damit dieser keinen Gebrauch von dem Messer machen konnte. Langsam drehte er den Arm des Italieners nach hinten. Gleichzeitig aber fühlte er an seiner Kehle den Griff des andern, der ihm die Luft abzudrücken drohte. Doch immer noch hielt er verzweifelt den Arm fest.

Man hörte ein scharfes Klicken, als das Messer zu Boden fiel. Doch im gleichen Moment befreite sich der Italiener von Anthonys Griff und sprang auf. Auch Anthony fuhr in die Höhe, aber er machte den Fehler, sich gegen die Türe zu wenden, um dem andern den Rückzug abzuschneiden. Zu spät sah er, daß Stuhl und Wasserflasche noch genauso dastanden wie zuvor. Giuseppe war durchs Fenster eingedrungen, und zum Fenster wandte er sich auch jetzt wieder. In der kurzen Frist, die Anthonys Bewegung zur Tür ihm gab, sprang er auf den Balkon, schwang sich zum nächsten Zimmer hinüber und verschwand durch das Fenster.

Anthony war klar, daß es keinen Zweck hatte, ihn zu verfolgen. Der Italiener hatte seinen Rückzug gut vorbereitet. Anthony hätte sich nur selbst in neue Schwierigkeiten gebracht. Er ging zum Bett, steckte seine Hand unter das Kissen und zog die Memoiren

hervor. Ein Glück, daß sie dort lagen und nicht im Koffer! Er ging zu diesem zurück und wollte die Briefe hervorholen.

Aber dann fluchte er leise. Die Briefe waren verschwunden!

6.

Es war genau fünf Minuten vor vier, als Virginia Revel zur Pont Street zurückkehrte. Sie öffnete die Tür mit ihrem Hausschlüssel und trat in die Halle, wo sie von dem unbeweglichen Chilvers empfangen wurde.

»Bitte um Entschuldigung, Madam, aber ein – ein Mann wünscht Sie zu sprechen.«

Im Augenblick achtete Virginia nicht auf die subtile Betonung, mit der Chilvers seine Ansicht über diesen Besucher ausdrückte.

»Mr. Lomax? Wo ist er? Im Empfangszimmer?«

»Nein, Madam, es ist nicht Mr. Lomax.« In Chilvers' Ton schwang ein leichter Vorwurf. »Ein obskures Individuum – ich war mir nicht ganz klar, ob ich den Mann hereinlassen sollte, aber er behauptete, seine Mitteilungen seien äußerst wichtig. Soweit ich verstanden habe, sollen sie den verstorbenen Captain betreffen. Daher führte ich ihn ins Arbeitszimmer.«

Virginia überlegte einen Augenblick. Sie war seit ein paar Jahren verwitwet, und da sie nie über ihren verstorbenen Gatten sprach, waren die meisten Menschen der Auffassung, daß hinter ihrer Gelassenheit immer noch eine offene Wunde schwärte. Andere allerdings vertraten eine entgegengesetzte Meinung: Virginia habe Tim Revel nie wirklich geliebt und sei zu ehrlich, um Gefühle zu heucheln, die sie nicht empfand.

»Ich sollte vielleicht erwähnen, Madam«, fuhr Chilvers fort, »daß der Mann irgendein Ausländer zu sein scheint.«

Virginias Interesse wuchs. Ihr Mann hatte im diplomatischen Dienst gestanden, und sie lebten gerade zu jener Zeit in Herzoslowakien, als der König ermordet wurde. Der Fremde mochte ein Herzoslowake sein, vielleicht ein alter Diener, dem es seither schlecht ergangen war.

»Sie haben richtig gehandelt, Chilvers«, sagte sie zustimmend. »Wo ist er? Im Arbeitszimmer?«

Mit leichten, schnellen Schritten durchquerte sie die Halle und öffnete die Tür, die neben dem Speisezimmer lag. Der Besucher saß in einem Lehnstuhl neben dem Kamin. Er erhob sich bei ihrem Eintritt und blickte sie an. Virginia hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Gesichter, und sie war sicher, diesen Mann noch nie gesehen zu haben. Er war klein und dunkel, geschmeidig in seinen Bewegungen und ganz bestimmt ein Ausländer. Aber sie hielt ihn nicht für einen Herzoslowaken – eher mochte er ein Italiener oder Spanier sein.

»Sie wollten mich sprechen?« fragte sie. »Ich bin Mrs. Revel.«

Der Mann antwortete zunächst nicht. Er blickte sie nur starr an mit einer Dreistigkeit, die ihr nicht entging.

»Wollen Sie mir bitte rasch sagen, was Sie herführt?« bemerkte sie etwas ungeduldig.

»Sie sind Mrs. Revel? Mrs. Timothy Revel?«

»Ja. Ich sagte es bereits.«

»Sehr richtig. Sie taten gut daran, mich zu empfangen, Mrs. Revel. Sonst wäre ich gezwungen gewesen, mich an Ihren Mann zu wenden.«

Virginia schaute ihn verblüfft an, aber eine plötzliche Eingebung hielt sie von der Antwort zurück, die ihr auf den Lippen lag. Sie begnügte sich mit der kühlen Bemerkung: »Das wäre Ihnen wohl etwas schwergefallen.«

»Ich glaube kaum. Ich kann sehr hartnäckig sein. Aber wir wollen von Geschäften reden. Vielleicht erkennen Sie das?«

Er schwenkte etwas in seiner Hand. Virginia warf einen gleichgültigen Blick darauf.

»Es scheint ein Brief zu sein«, bemerkte sie.

»Und vielleicht erkennen Sie auch die Adresse«, sagte der Mann bedeutungsvoll und streckte ihr den Umschlag entgegen.

»Ich kann lesen«, belehrte Virginia ihn liebenswürdig.

»Der Brief ist an einen Captain O'Neill in Paris gerichtet.« Der Mann suchte in ihrem Gesicht nach etwas, das er nicht fand. »Wollen Sie bitte den Brief lesen.«

Virginia nahm den Umschlag, zog den Brief heraus und warf einen Blick darauf. Aber ihre Gestalt straffte sich, und hastig reichte sie das Blatt zurück.

»Das ist ja ein Privatbrief – und sicher nicht für meine Augen be-

stimmt.«

Der Mann lachte höhnisch.

»Ich gratuliere Ihnen, Madam, Sie spielen Ihre Rolle gut. Aber trotzdem werden Sie Ihre Unterschrift nicht verleugnen können.«

»Meine Unterschrift?« Virginia wandte das Blatt um – und erstarrte vor Staunen. In feiner, schräger Schrift stand dort der Name *Virginia Revel*. Sie unterdrückte einen Ausruf, drehte das Blatt wieder um und las den Brief von Anfang bis Ende. Dann blieb sie einen Augenblick in Gedanken versunken stehen. Der Inhalt dieser Epistel machte ihr klar, was nun folgen sollte.

»Nun. Madam«, grinste der Mann. »Das ist doch wohl Ihre Unterschrift?«

»O ja«, entgegnete Virginia, »es ist jedenfalls mein Name.« Aber nicht meine Schrift, hätte sie hinzufügen können. Statt dessen lächelte sie ihren Besucher an. »Ich schlage vor«, sagte sie sanft, »wir setzen uns hin und besprechen die Sache.«

Er schien verwirrt. Diese Reaktion hatte er nicht erwartet. Sein Instinkt sagte ihm, daß sie sich keineswegs ängstigte.

»Zuerst möchte ich wissen, wie Sie mich gefunden haben.«

»Das war einfach.«

Er zog aus seiner Tasche die herausgerissene Seite einer Illustrierten und reichte sie Virginia. Anthony Cade hätte das Blatt sofort erkannt.

Sie gab die Zeitungsseite nachdenklich zurück.

»Tatsächlich«, meinte sie, »das war wirklich einfach.«

»Sie wissen, Mrs. Revel, daß dies nicht der einzige Brief ist. Es gibt noch andere.«

»Du liebe Güte«, lächelte Virginia ihn freundlich an. »Ich scheine ja sehr leichtsinnig gewesen zu sein.«

Erneut konnte sie merken, daß ihr leichter Ton ihn aus der Fassung brachte. Sie unterhielt sich ausgezeichnet.

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, herzukommen und mir die Briefe zurückzubringen.«

Eine Pause entstand, während der er sich räusperte.

»Ich bin ein armer Mann, Mrs. Revel«, erklärte er schließlich bedeutungsvoll.

»Den Armen gehört das Himmelreich, habe ich sagen hören.«

»Ich kann Ihnen diese Briefe nicht einfach zurückgeben.«

»Sie sind in einem kleinen Irrtum befangen. Diese Briefe gehören der Person, die sie schrieb.«

»Rechtlich wohl, Madam, aber man sagt auch: Besitz geht vor Recht. Und außerdem – würden Sie es auf eine gerichtliche Entscheidung ankommen lassen?«

»Das Gericht sieht eine schwere Strafe vor für Erpressung«, erinnerte Virginia ihn.

»Hören Sie zu. Mrs. Revel. Ich habe diese Briefe gelesen – es sind leidenschaftliche Liebesbriefe einer Frau an ihren Liebhaber. Soll ich sie Ihrem Mann aushändigen?«

»Sie haben leider eines vergessen. Diese Briefe sind vor mehreren Jahren geschrieben worden. Vielleicht ist mein Gatte inzwischen gestorben?«

Er schüttelte unbeirrt den Kopf.

»Wenn Sie nichts zu befürchten hätten, würden Sie nicht hier sitzen und mit mir verhandeln.« Virginia lächelte.

»Wieviel verlangen Sie?« fragte sie geschäftsmäßig.

»Für tausend Pfund würde ich Ihnen sämtliche Briefe aushändigen. Ich weiß, daß ich zuwenig verlange, aber solche Geschäfte sind nicht mein Fall.«

»Ich denke nicht daran Ihnen tausend Pfund zu bezahlen«, erklärte Virginia entschieden.

»Madam, ich handle niemals. Tausend Pfund, und Sie erhalten die Briefe.« Virginia überlegte.

»Sie müssen mir etwas Zeit lassen, um mich zu entscheiden. Es ist nicht leicht für mich, eine solche Summe aufzutreiben.«

»Geben Sie mir eine kleine Anzahlung – sagen wir fünfzig Pfund – und ich komme später wieder.«

Virginia blickte auf die Uhr. Es war fünf Minuten nach vier, und sie hörte ein Läuten an der Haustür.

»Gut denn«, erklärte sie hastig. »Kommen Sie morgen wieder, aber später – um sechs Uhr.«

Sie ging zum Schreibtisch, öffnete eines der Fächer und entnahm ihm eine Handvoll Banknoten.

»Hier sind ungefähr vierzig Pfund. Das muß Ihnen genügen.«

Er griff hastig danach.

»Und nun verschwinden Sie«, drängte Virginia. Er gehorchte schleunigst. Durch die geöffnete Tür erhaschte Virginia einen

Blick auf George Lomax. Als die Hautür sich hinter dem Erpresser schloß, rief Virginia: »George, bitte kommen Sie hier herein. Chilvers, bringen Sie uns Tee.«

Sie öffnete beide Fenster, und beim Eintreten sah George Lomax ihre windzerzausten Haare und ihre lachenden Augen.

»Ich schließe die Fenster gleich wieder, George – ich brauchte frische Luft. Haben Sie den Erpresser noch gesehen?«

»Wen?«

»Den Erpresser, George, Er-pres-ser. Einer, der erpreßt.«

»Meine liebe Virginia, Sie sprechen doch nicht im Ernst?«

»Vollkommen im Ernst, George.«

»Wen wollte der Kerl erpressen?«

»Mich.«

»Aber beste Virginia, was haben Sie denn verbrochen?«

»Nichts. Der gute Mann hat mich mit jemandem verwechselt!«

»Sie haben hoffentlich sofort die Polizei verständigt?«

»Das ist mir nicht eingefallen. Sie natürlich hätten das sofort getan.«

»Hoffentlich haben Sie dem Mann wenigstens kein Geld gegeben?«

»Nur ganz wenig«, lächelte Virginia.

»Wieviel?«

»Vierzig Pfund.«

»Virginia!«

»Ich hatte aber noch ein anderes Motiv, George – ein besseres. Wir Frauen gelten zwar im allgemeinen als Katzen, aber jedenfalls habe ich heute nachmittag einer anderen Frau einen Liebesdienst erwiesen. Jetzt sucht der Mann nicht nach einer zweiten Virginia Revel. Er glaubt fest daran, seinen Vogel gefangen zu haben. Die arme kleine Frau muß in heller Verzweiflung gewesen sein, als sie diesen Brief schrieb. Der Erpresser hätte mit ihr leichtes Spiel gehabt. Jetzt dagegen befindet er sich in einer üblen Lage. Mein makelloses Vorleben macht es mir leicht, mit ihm fertig zu werden. List gegen List, mein Lieber.«

George Lomax schüttelte immer noch den Kopf.

»Das gefällt mir nicht«, beharrte er. »Nein, das gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Reden wir nicht mehr davon, George. Sie kamen nicht hierher,

um über Erpresser zu sprechen. Weshalb also habe ich die Ehre Ihres Besuches?«

»Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten. Sie sind doch eine Frau mit Charme.«

»O George!«

»Und außerdem eine intelligente Frau.«

»Tatsächlich? Wie gut mich der Mann kennt.«

»Meine liebe Virginia, ich möchte Sie einem jungen Mann vorstellen, der morgen in England eintrifft.«

»Ich habe nichts dagegen, George, aber auf Ihre Verantwortung.«

»Wenn Sie wollen, können Sie bezaubernd sein.«

»Lieber George, ›bezaubern‹ ist aber nicht mein Beruf. Es gibt Menschen, die ich gern mag – und die mich gern mögen. Aber ich weigere mich ganz entschieden, einen harmlosen Fremden für Ihre dunklen Zwecke zu umgarnen. Das tut man nicht, George, wirklich nicht. Dafür gibt es berufsmäßige Sirenen, die so etwas viel besser verstehen als ich.«

»Das kommt gar nicht in Frage, Virginia. Dieser junge Mann – übrigens ein Kanadier namens McGrath –«

»Was steckt dahinter, George?«

»Das braucht Sie nicht zu kümmern, Virginia.«

»Ich kann nicht einen ganzen Abend lang meine Zauberkünste spielen lassen, ohne die Gründe dafür zu kennen.«

»Sie haben wirklich manchmal eine eigentümliche Ausdrucksweise, Virginia. Man könnte glauben –«

»Man könnte? – Los, George, erklären Sie sich näher.«

»Meine liebe Virginia, die Lage in einem gewissen mitteleuropäischen Land könnte in nächster Zeit etwas gespannt werden. Es ist für uns aus Gründen, die ich Ihnen nicht näher angeben kann, erforderlich, daß sich dieser McGrath überzeugen läßt, wie wichtig die Wiederherstellung der Monarchie in Herzoslowakien für den allgemeinen Weltfrieden ist.«

»Das Geschwätz über Weltfrieden ist Unsinn«, sagte Virginia ruhig. »Aber ich bin jederzeit für Monarchie, besonders in einem so romantischen Land. Sie wollen also Herzoslowakien mit einem König beglücken, nicht wahr? Wer soll es denn sein?«

George Lomax zögerte mit der Antwort. Die Unterredung verlief

ganz anders, als er geplant hatte. Virginia war kein williges Werkzeug, das dankbar seine Anregungen befolgte, ohne peinliche Fragen zu stellen.

»Fürst Michael«, erklärte er schließlich, als er einsah, daß er um die Antwort nicht drumrumkam. »Aber verlieren Sie um Himmels willen kein Wort darüber – die Sache muß völlig geheim bleiben.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich, George. Alle möglichen Gerüchte kursieren bereits in den Zeitungen, und lange Artikel verherrlichen das herzoslowakische Königshaus und geben sich alle Mühe, aus dem hingerichteten Nikolaus IV. eine Kreuzung zwischen einem Heiligen und einem Helden zu machen statt eines jämmerlichen Pantoffelhelden, der sich von einer drittklassigen Tingeltangeldame umgarnen ließ.«

»Sie haben recht, meine liebe Virginia«, bemerkte George und erhob sich. »Ich hätte Ihnen nicht mit diesem Vorschlag kommen dürfen. Aber es liegt uns daran, daß unsere Kolonien die herzoslowakische Lage mit den gleichen Augen betrachten wie wir, und dieser McGrath scheint Einfluß in Zeitungskreisen zu haben. Sie sind überzeugte Monarchistin und kennen Herzoslowakien, daher hielt ich es für richtig, daß Sie den Mann kennenlernen.«

»George, Sie sind ein entsetzlich schlechter Lügner.«

»Virginia!«

»Ganz schlecht! Wenn ich Ihre diplomatische Schulung besäße, hätte ich eine viel bessere Ausrede gefunden – eine, die man vielleicht sogar geglaubt hätte. Aber ich werde die Wahrheit schon noch herausbringen, mein lieber George, davon dürfen Sie überzeugt sein. Nicht ausgeschlossen, daß ich beim Wochenende auf Chimneys etwas erfahre.«

»Chimneys – Sie gehen nach Chimneys?«

Lomax konnte seine Beunruhigung nicht verbergen. Er hatte gehofft, Lord Caterham noch rechtzeitig zu erreichen, um ihre Anwesenheit bei der Jagdgesellschaft zu verhindern.

»Bundle rief mich heute vormittag an und lud mich ein.«

George machte einen letzten Versuch.

»Es wird eine sehr langweilige Gesellschaft sein – sicher nichts für Sie, Virginia.«

»Armer George, warum vertrauen Sie mir nicht und sagen die Wahrheit? Es ist immer noch nicht zu spät.«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt.«

»Das ist schon besser«, lächelte Virginia, »aber immer noch nicht gut genug. Fassen Sie sich, George. Ich werde bestimmt auf Chimneys sein und alle meine Betörungskünste einsetzen. Das Leben ist auf einmal viel vergnüglicher geworden! Zuerst der Erpresser und dann George in diplomatischen Nöten. Auf Wiedersehen, George. Bekomme ich keinen tiefen Abschiedsblick? – Lieber George, seien Sie doch nicht so mürrisch!«

Kaum hatte Lomax mit schweren Schritten das Haus verlassen, als Virginia zum Telefon eilte. Sie erhielt sogleich ihre Verbindung und verlangte Lady Eileen.

»Bist du's, Bundle? Ich komme bestimmt morgen nach Chimneys. Wie? Mich langweilen? Nein, keine zehn Pferde könnten mich zurückhalten! Also, bis morgen!«

7.

Die Briefe waren verschwunden!

Es blieb Anthony nichts übrig, als diese Tatsache hinzunehmen. Es war ihm klar, daß er Giuseppe nicht durch alle Korridore des Riesenhotels verfolgen konnte. Das hätte unliebsames Aufsehen erregt und ihm die Briefe doch nicht zurückgebracht. Er kam zu dem Schluß, daß Giuseppe das Päckchen irrtümlich gestohlen hatte, weil er es für das gesuchte Manuskript hielt. Vielleicht würde er also noch einen zweiten Versuch unternehmen, sobald er seinen Fehler bemerkte. Gegen diesen Versuch aber wollte Anthony sich wappnen.

Als er mit seinen Überlegungen zu Ende war, schlüpfte Anthony wieder ins Bett und schlief ruhig bis in den Morgen hinein. Er glaubte nicht, daß Giuseppe noch in der gleichen Nacht einen zweiten Zusammenstoß wagen würde.

Beim Aufstehen war sich Anthony über sein weiteres Vorgehen völlig klar. Er bestellte ein reichliches Frühstück, überflog die Zeitungen, die über die neuen Ölvorkommen in Herzoslowakien berichteten, und ersuchte dann um eine Unterredung mit dem Direktor.

Dieser, ein Franzose von gewinnendem Wesen, empfing ihn in

seinem Arbeitszimmer.

»Sie wünschten mich zu sprechen, Mr. McGrath?«

»Ja. Ich bin gestern in Ihrem Hole] eingetroffen und ließ mir das Abendessen auf dem Zimmer servieren – und zwar von einem Kellner namens Giuseppe.«

»Ich glaube, wir haben einen Kellner dieses Namens«, bestätigte der Direktor kühl.

»Mir fiel im Benehmen dieses Mannes etwas auf, doch dachte ich nicht weiter darüber nach. Mitten in der Nacht aber wachte ich durch ein Geräusch in meinem Zimmer auf. Ich drehte das Licht an und fand diesen Giuseppe am Boden kniend, wo er meinen ledernen Handkoffer durchsuchte.«

Die Gleichgültigkeit des Direktors verschwand mit einem Schlag.

»Davon habe ich ja gar nichts gehört«, rief er entsetzt. »Wieso hat man mich nicht darüber unterrichtet?«

»Ich focht mit dem Kerl einen kleinen Kampf aus – er war übrigens mit einem Messer bewaffnet. Schließlich flüchtete er durch das Fenster.«

»Und was unternahmen Sie dann, Mr. McGrath?«

»Ich untersuchte den Inhalt meines Handkoffers.«

»Fehlte etwas?«

»Nichts – Wertvolles«, sagte Anthony langsam. Der Direktor lehnte sich mit einem Seufzer zurück.

»Das beruhigt mich sehr«, bemerkte er. »Aber gestatten Sie mir die Bemerkung, Mr. McGrath, daß ich Ihre Handlungsweise nicht ganz verstehe. Weshalb taten Sie nichts, um das Hotel zu alarmieren und den Dieb zu verfolgen?« Anthony zuckte die Schultern.

»Ich erwähnte bereits, daß nichts Wertvolles gestohlen worden war. Natürlich wäre es ein Fall für die Polizei –« Er hielt inne, und der Direktor murmelte ohne sonderliche Begeisterung:

»Für die Polizei – natürlich –«

»Der Kerl verduftete so rasch, daß sich ohnehin nichts mehr tun ließ, und mir war ja nichts geschehen. Weshalb sollte ich da die Polizei bemühen?« Der Direktor lächelte erlöst.

»Nun habe ich vorhin gesagt, daß nichts Wertvolles gestohlen wurde, und das stimmt bis zu einem gewissen Grade. Aber der Dieb hat immerhin etwas erwischt, das für mich persönlich Wert

hatte.«

»Ach?«

»Ein Bündel Briefe – Sie verstehen?«

Nur ein Franzose bringt diesen Ausdruck höchster Diskretion zustande, der jetzt das Gesicht des Direktors überflog.

»Ich verstehe«, murmelte er. »Selbstverständlich. Das ist kein Fall für die Polizei.«

»Wir sind da also gleicher Meinung. Andererseits liegt mir viel daran, diese Briefe wiederzuerhalten. Ich erbitte von Ihnen deshalb möglichst genaue Informationen über diesen Kellner Giuseppe.«

»Natürlich, aber ich muß diese Angaben erst heraussuchen, in einer halben Stunde wird alles für Sie bereit sein.«

»Vielen Dank. Das paßt mir ausgezeichnet.«

Nach einer halben Stunde kehrte Anthony ins Arbeitszimmer zurück und sah, daß der Direktor Wort gehalten hatte. Auf einem Blatt Papier war alles Wissenswerte über Giuseppe Manelli festgehalten worden.

»Wie Sie sehen, kam er vor etwa drei Monaten zu uns. Ein flinker und gewandter Kellner. Sehr zufriedenstellend. In England seit fünf Jahren.«

Die Blicke der beiden Männer glitten über die lange Liste von Hotels, in denen der Italiener gearbeitet hatte. Dabei machte Anthony eine Beobachtung, die vielleicht von Bedeutung sein konnte. In zwei Hotels waren schwere Diebstähle vorgekommen, während Giuseppe dort arbeitete, doch war er niemals in Verdacht geraten. War Giuseppe nur ein geschickter Hoteldieb? Dann würde auch ein Einbruch bei Anthony nichts anderes zu bedeuten haben. Vielleicht hatte er das Paket mit den Briefen einfach in dem Augenblick in der Hand, als Anthony das Licht anknipste, und er steckte es in die Tasche, um die Hände freizubekommen. In diesem Fall wäre das Ganze nichts anderes als ein einfacher Diebstahl.

Dazu paßte jedoch keineswegs die Aufregung, die den Mann ergriffen hatte, als er die Memoiren auf dem Tisch erblickte. Nein, Anthony spürte genau, daß Giuseppe im Auftrag eines anderen gehandelt hatte.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe. Es ist wohl überflüssig zu fragen, ob Giuseppe sich noch im Hotel aufhält?«

»Sein Bett war unbenutzt, seine sämtlichen Anzüge sind zurückgeblieben. Er muß sofort nach dem Einbruch geflohen sein. Ich glaube kaum, daß wir ihn jemals wiedersehen werden.«

»Wahrscheinlich nicht. Besten Dank jedenfalls.«

»Hoffentlich haben Sie Erfolg mit Ihren Nachforschungen.«

Als Anthony eben im Begriff war, auszugehen und das Hotel aufzusuchen, in dem Giuseppe zuletzt gearbeitet hatte, läutete das Telefon. Anthony nahm den Hörer ab.

»Hallo.«

Eine unpersönliche Stimme antwortete.

»Spreche ich mit Mr. McGrath?«

»Jawohl, wer ist am Apparat?«

»Sie sind mit der Firma Balderson & Hodgkins verbunden. Einen Augenblick, Mr. Balderson möchte Sie sprechen.«

Unser ehrenwerter Verlag, dachte Anthony. Anscheinend werden die Leute dort auch bereits nervös.

»Mr. McGrath? Balderson von Balderson & Hodgkins. Was können Sie mir über das Manuskript berichten?«

»Was gibt es da zu berichten?«

»Eine ganze Menge, Mr. McGrath. Wie ich höre, sind Sie eben aus Südafrika eingetroffen. Daher können Sie wohl unsere Lage nicht so ganz verstehen. Es gibt Schwierigkeiten wegen dieses Manuskripts, Mr. McGrath, große Schwierigkeiten. Hätte ich nur die Finger davon gelassen!«

»Was bedrückt Sie denn?«

»Momentan ist es meine größte Sorge, die Memoiren so rasch wie möglich in die Hände zu bekommen, um ein paar Kopien davon herstellen zu lassen. Falls dann das Original abhanden kommt, ist der Schaden nicht mehr so groß.«

»Du liebe Zeit«, sagte Anthony.

»Für Sie mag das absurd klingen, Mr. McGrath. Aber Sie kennen eben die Sachlage nicht. Es werden die größten Anstrengungen gemacht, dieses Manuskript nicht in unsere Hände gelangen zu lassen. Ich sage Ihnen ganz ehrlich, daß Sie selbst unser Haus wohl nie erreichen würden, falls Sie den Versuch machen wollten, uns die Papiere zu bringen.«

»Das bezweifle ich stark«, meinte Anthony kühl. »Wenn ich etwas will, dann setze ich es gewöhnlich auch durch.«

»Sie stehen allein einer ganzen Gruppe von höchst gefährlichen Männern gegenüber. Noch vor einem Monat hätte ich selbst so etwas nicht für möglich gehalten. Man versuchte uns von allen Seiten zu bestechen, auszutricksen und schließlich zu bedrohen, bis wir kaum mehr aus noch ein wußten. Ich schlage Ihnen deshalb vor, daß Sie uns das Manuskript nicht selbst bringen. Einer unserer Vertreter wird im Hotel vorsprechen und die Papiere dort von Ihnen in Empfang nehmen.«

»Wenn aber Ihr Vertrauensmann von der Bande beseitigt wird?« fragte Anthony.

»Dann liegt die Verantwortung bei uns und nicht mehr bei Ihnen. Sie hätten die Memoiren ausgehändigt und eine schriftliche Empfangsbestätigung dafür erhalten. Der Scheck über tausend Pfund, den wir Ihnen zu übergeben haben, ist gemäß unserer Vereinbarung mit dem verstorbenen Autor zwar erst am nächsten Mittwoch fällig. Aber wenn Sie es wünschen, wird Ihnen mein Angestellter diesen Scheck gleich mitbringen.«

Anthony überlegte einen Moment. Er hatte eigentlich die Memoiren bis zum letzten Augenblick behalten wollen, um zu erfahren, weshalb so viel Aufhebens davon gemacht wurde. Doch die Argumente des Verlegers leuchteten ihm ein.

»Nun gut«, erklärte er mit einem leisen Seufzer, »wie Sie wünschen. Schicken Sie also Ihren Mann her. Und wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich es begrüßen, den Scheck gleich zu erhalten.«

»Das geht in Ordnung, Mr. McGrath. Unser Mann wird Sie also morgen früh aufsuchen. Es ist besser, wenn er nicht direkt vom Verlagshaus zu Ihnen kommt. Unser Mr. Holmes wohnt in Südlondon. Er wird auf seinem Weg hierher bei Ihnen vorsprechen und Ihnen die Empfangsbescheinigung aushändigen. Ich schlage vor, daß Sie heute abend eine möglichst ähnliche Attrappe im Hotelsafe deponieren. Unsere Gegner werden bestimmt davon hören, und Sie vermeiden dadurch einen nächtlichen Überfall in Ihrem Zimmer.«

»Sehr gut, das werde ich tun.«

Anthony legte nachdenklich den Hörer auf. Dann machte er sich auf den Weg, um Auskünfte über Giuseppe einzuholen. Er zog aber eine völlige Niete. Giuseppe hatte wohl in dem betreffenden

Hotel gearbeitet, doch schien dort niemand Näheres über sein Privatleben oder seine Bekannten zu wissen.

»Und ich erwische dich doch, mein Junge«, knurrte Anthony zwischen den Zähnen. »Es ist nur eine Frage der Zeit.«

Seine zweite Nacht in London verlief völlig ruhig. Um neun Uhr früh wurde ihm die Karte eines Mr. Holmes von Balderson & Hodgkins heraufgebracht, und Mr. Holmes selbst folgte auf dem Fuße. Er war ein kleiner blonder Mann mit gemessenen Bewegungen. Anthony überreichte ihm das Manuskript und erhielt dafür seinen Scheck. Mr. Holmes packte die Papiere in seine kleine Ledertasche, wünschte Anthony einen schönen Tag und entfernte sich. Das Ganze schien sehr harmlos und einfach.

»Aber vielleicht wird er auf dem Weg zum Verlag ermordet«, murmelte Anthony vor sich hin, als er gedankenlos aus dem Fenster starrte. Er steckte den Scheck in einen Umschlag, fügte ein paar Zeilen bei und versiegelte ihn sorgfältig. »Damit wäre der eine Auftrag erledigt – der andere aber noch keineswegs. Ich glaube, jetzt ist der Moment gekommen, um in der Pont Street aufzukreuzen.«

Er packte seine Sachen zusammen, ging hinunter und bezahlte seine Rechnung. Auf seinen Wink fuhr ein Taxi vor, und er war eben im Begriff abzufahren, als ein kleiner Boy aus dem Hotel stürzte und ihm einen Brief überreichte.

Das Auto summte und schoß mit einem Ruck vorwärts, während Anthony den Brief öffnete.

Es war ein merkwürdiges Schriftstück. Er mußte es viermal lesen, ehe er ganz sicher war, um was es sich handelte. Der Brief war in dem gewundenen und verwickelten Stil aller Regierungsbeamten abgefaßt. In einfaches Englisch übertragen stand da, daß Mr. McGrath heute, Donnerstag, aus Südafrika eintreffen werde, samt den Memoiren des Grafen Stylptitch, und man drückte die Bitte aus, Mr. McGrath möge in dieser Sache nichts unternehmen, ehe er eine vertrauliche Unterredung mit Mr. George Lomax und anderen Persönlichkeiten gehabt hatte, die im Schreiben nur angedeutet waren. Schließlich folgte eine formelle Einladung für Mr. McGrath, sich als Gast von Lord Caterham am folgenden Tage, also Freitag, auf dem Herrnsitz Chimneys einzufinden.

Eine mysteriöse Mitteilung, die Anthony amüsierte.

»Gutes altes England«, murmelte er liebevoll. »Zwei Tage hinter der Zeit zurück, wie üblich. Eigentlich schade. Aber ich kann natürlich nicht unter falscher Flagge nach Chimneys gehen. Trotzdem möchte ich wissen, ob sich dort ein Gasthof befindet. Mr. Anthony Cade könnte dort absteigen, ohne daß jemand Verdacht schöpfte.«

Er lehnte sich aus dem Fenster und gab dem Fahrer neue Anweisungen. Der Wagen fuhr vor einem der obskursten Gasthöfe von London vor.

Nachdem Anthony sich ein Zimmer unter dem Namen Anthony Cade gemietet hatte, begab er sich in das schmutzige Schreibzimmer, nahm einen Bogen mit dem Briefkopf des Blitz-Hotels und schrieb rasch ein paar Zeilen.

Er erklärte Mr. George Lomax, daß er schon am Dienstag in London eingetroffen sei, daß er das fragliche Manuskript bereits der Firma Balderson & Hodgkins übergeben habe und mit größtem Bedauern auf die liebenswürdige Einladung von Lord Caterham verzichten müsse, da er London sofort wieder verlasse. Er unterzeichnete mit »Ihr sehr ergebener James McGrath«.

»Und nun«, sagte Anthony, nachdem er den Brief frankiert hatte, »an die Arbeit! Abgang Mr. James McGrath und Auftritt Anthony Cade!«

8.

An diesem Tage hatte Virginia Revel in Ranelagh Tennis gespielt. Während des ganzen Rückwegs, als sie entspannt in ihrer großen Limousine lehnte, spielte ein Lächeln um ihre Lippen im Gedanken an die kommende Unterredung. Diesmal sollte der Erpresser eine kleine Überraschung erleben.

Als der Wagen vor ihrem Haus vorfuhr, wandte sie sich an ihren Chauffeur.

»Wie geht es Ihrer Frau, Watson?«

»Ich glaube besser, danke schön. Der Arzt wollte um halb sieben nach ihr sehen. Werden Sie den Wagen noch brauchen?« Virginia überlegte einen Augenblick.

»Ich fahre übers Wochenende weg, Um 18 Uhr 40 geht mein

Zug, aber ich brauche Sie nicht mehr. Ein Taxi tut es auch. Es ist mir lieber, wenn Sie selbst mit dem Arzt sprechen können. Falls er meint, eine kleine Luftveränderung würde Ihrer Frau guttun, dann nehmen Sie den Wagen und fahren Sie mit ihr irgendwohin fort. Ich übernehme die Kosten.«

Die Dankesbezeugungen des Chauffeurs mit einem freundlichen Kopfnicken abbrechend, eilte Virginia die Stufen empor und suchte in ihrer Handtasche nach den Schlüsseln. Doch plötzlich erinnerte sie sich, daß sie keine mitgenommen hatte, und klingelte ungeduldig.

Während sie eine Weile auf das Öffnen der Tür warten mußte, kam ein junger Mann die Stufen empor. Er war schäbig gekleidet und hielt in der Hand ein Bündel Flugblätter und eine Sammelbüchse. Die Flugblätter streckte er Virginia entgegen, und sie las die Aufschrift: »Warum diene ich dem Vaterland?«

»Muß ich wirklich schon wieder so ein schreckliches Gedicht nehmen?« klagte Virginia. »Ich hab bereits eins gekauft heute früh – Ehrenwort!«

Der junge Mann zog seine Hand zurück und lachte. Virginia stimmte in sein Lachen ein. Dabei überflogen ihre Augen seine Gestalt, und sie fand, daß er bedeutend besser aussah als die übliche Sorte von Arbeitslosen, denn zu ihrem Erstaunen stand nicht Chilvers, sondern ihre Zofe vor ihr.

»Wo ist denn Chilvers?« fragte sie kurz, als sie in die Halle trat.

»Aber Madam, er ist mit den anderen fortgefahren.«

»Wohin denn?«

»Zu Ihrem Landhaus natürlich – wie es in Ihrem Telegramm stand.«

»Ein Telegramm? – Von mir?« fragte Virginia fassungslos.

»Sie schickten doch ein Telegramm. Es kam vor einer Stunde.«

»Ich habe kein Telegramm geschickt. Was stand denn drin?«

»Ich glaube, es liegt noch auf dem Tisch *là-bàs*.« Elise ging zum Tisch, hob triumphierend ein Telegramm hoch und überreichte es ihrer Herrin. »*Voilà, Madame*.«

Das Formular war an Chilvers adressiert und lautete:

Sofort mit allen Bediensteten zum Landhaus fahren – bereitet dort alles für Wochenendgesellschaft vor – nehmt Zug 5 Uhr 49.

Daran war nichts Ungewöhnliches; es war genau die Art Nachricht, wie sie Virginia öfters sandte, wenn sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, Leute in ihren Bungalow einlud. Sie nahm die Dienerschaft immer mit und überließ das Stadthaus einer alten Hausmeisterin. Die Mitteilung schien also völlig natürlich, und es war begreiflich, daß Chilvers sich von ihr täuschen ließ.

»Ich bin noch da, weil ich annahm, daß Madame mich zum Packen braucht.«

»Das ist ein dummer Streich. Sie wissen doch genau, Elise, daß ich zum Wochenende nach Chimneys fahre.«

»Ich nahm an, daß Madame ihren Entschluß geändert haben. Das kommt doch gelegentlich vor, nicht wahr, Madame?«

Virginia mußte das mit einem halben Lächeln zugeben. Dabei überlegte sie, was dahinterstecken könnte. Elise brachte ihre Meinung darüber deutlich zum Ausdruck.

»*Mon Dieu*«, rief sie aus und schlug die Hände zusammen, »das sind sicher Einbrecher! Sie schicken ein gefälschtes Telegramm, damit die *domestiques* das Haus verlassen, und dann plündern sie alles aus!«

»Das wäre möglich«, meinte Virginia zweifelnd.

»Bestimmt ist es so, Madame! Jeden Tag können Sie solche Sachen in den Zeitungen lesen. Madame müssen sofort die Polizei anrufen, bevor die Diebe kommen und uns die Kehle durchschneiden.«

»Seien Sie doch nicht so aufgereggt, Elise. Um sechs Uhr nachmittags kommt niemand und schneidet uns die Kehle durch.«

»Madame, ich flehe Sie an, lassen Sie mich zum nächsten Polizisten laufen!«

»Unsinn! Seien Sie doch vernünftig, Elise. Packen Sie rasch meine Sachen zusammen für Chimneys. Das neue Abendkleid von Cailleux, das weiße Seidenkleid und – ja, das schwarze Samtkleid. Samt wirkt immer formell, nicht wahr?«

»Madame würden aber so bezaubernd aussehen in dem nilgrünen Satin«, schlug Elise vor.

»Nein, das Nilgrüne nicht. Machen Sie rasch, Elise, wir haben wenig Zeit. Ich schicke inzwischen ein Telegramm an Chilvers, und beim Fortgehen bitte ich den Polizisten, ein Auge auf das

Haus zu haben.«

Virginia ging ins Arbeitszimmer, wo sich da» Telefon befand. Elises Vorschlag, die Polizei anzurufen, erschien ihr doch richtig, und sie wollte ihn unverzüglich ausführen. Sie öffnete die Tür des Arbeitszimmers und ging zum Telefon. Die Hand am Hörer, hielt sie plötzlich inne. Ein Mann saß in ihrem breiten Lehnstuhl, merkwürdig zusammengesunken. Die verblüffende Meldung Elises hatte sie ihren erwarteten Besuch ganz vergessen lassen. Anscheinend war er eingeschlafen, während er auf sie wartete.

Sie näherte sich dem Stuhl mit einem spöttischen Lächeln. Doch plötzlich verschwand das Lächeln von ihren Lippen. Der Mann schlief nicht – er war tot!

Sie wußte es instinktiv, noch ehe sie die kleine Pistole am Boden bemerkte, das runde Einschußloch über dem Herzen und die verzerrten Züge.

Sie stand wie erstarrt da, die Hände an die Seiten gepreßt.

»Madame! Madame!«

»Was gibt es denn?«

Sie ging eilends zur Tür. Ihr einziger Gedanke war, das Geschehene vor Elise geheimzuhalten – so lange wenigstens, bis sie sich selbst etwas gefaßt hatte.

»Madame, wäre es nicht besser, wenn ich die Kette vor die Tür legte?«

»Meinetwegen – machen Sie, was Sie wollen.«

Von dem Mann im Sessel ging ihr Blick zum Telefon. Ihr Weg war klar vorgezeichnet: Sie mußte sofort die Polizei anrufen. Und dennoch zögerte sie. Wieder stand sie starr vor Entsetzen, während ihre Gedanken rasten. Das gefälschte Telegramm! Hatte es damit etwas zu tun? Wenn nun auch Elise fortgegangen wäre? Sie hätte die Tür selbst öffnen müssen – vorausgesetzt, sie hätte die Schlüssel nicht vergessen. Dann hätte sie sich allein im Hause befunden, mit einem ermordeten Mann, dem gleichen Mann, der sie vor kurzem erpreßt hatte. Natürlich hätte sie eine Erklärung dafür gehabt, aber ihr war nicht wohl bei diesem Gedanken. Sie erinnerte sich deutlich, wie ungläubig George ausgesehen hatte. Würde die Polizei nicht auch an ihren Worten zweifeln? Diese Briefe – natürlich hatte sie sie nicht geschrieben, aber wie wollte sie das beweisen? Sie drückte ihre Hände fest an die Stirn.

»Ich muß nachdenken – ich muß überlegen.«

Wer hatte den Menschen hereingelassen? Sicherlich nicht Elise. Die hätte ihr sofort davon berichtet. Das Ganze schien immer geheimnisvoller. Sie konnte wirklich nichts anderes tun, als die Polizei herbitten.

Schon streckte sie ihre Hand aus – und plötzlich dachte sie an George. Ein Mann – das war's, was sie brauchte, einen ausgeglichenen, ruhigen Mann mit klarem Blick, der ihr raten konnte. Ihr Gesicht wurde weicher. Bill, natürlich! Ohne weiter zu überlegen, wählte sie seine Nummer. Man teilte ihr mit, daß er nach Chimneys abgereist sei.

»Verflixt«, rief Virginia aus und warf den Hörer mit einem Knall auf die Gabel. Es war entsetzlich, mit einem toten Mann im Zimmer zu sein und keinen Menschen zu haben, der einem raten konnte.

Und in diesem Moment läutete es an der Eingangstür. Virginia fuhr auf. Gleich darauf läutete es noch einmal. Elise war im oberen Stockwerk beim Packen und hörte wahrscheinlich nichts.

Virginia ging in die Halle, zog die Kette zurück und öffnete alle Riegel, die Elise in ihrem Eifer vorgeschoben hatte. Mit einem tiefen Atemzug stieß sie die Tür auf. Auf der obersten Stufe stand der junge Arbeitslose.

Ihre überreizten Nerven machten Virginia kopflos vor Erleichterung.

»Kommen Sie herein«, sagte sie. »Kommen Sie – ich habe vielleicht eine Aufgabe für Sie.«

Sie zog ihn ins Speisezimmer, schob ihm einen Stuhl hin, setzte sich ihm gegenüber und betrachtete sein Gesicht genau.

»Entschuldigen Sie«, stotterte sie. »Aber sind Sie – ich meine – haben Sie –«

»Ich habe in Eton und Oxford studiert«, lächelte der junge Mann. »Das war es doch, was Sie fragen wollten, nicht wahr?«

»So ungefähr«, gab Virginia zu.

»Durch eigene Schuld so heruntergekommen, weil ich mich nicht an regelmäßige Arbeit gewöhnen konnte. Ich hoffe, Sie wollen mir nicht eine vernünftige Arbeit anbieten?«

Für eine Sekunde flog ein leichtes Lächeln über Virginias Züge.

»Der Auftrag ist ganz und gar nicht vernünftig.«

»Ausgezeichnet«, meinte der junge Mann zufrieden.

»Ich bin in ziemlicher Bedrängnis«, gestand sie. »Und alle meine Bekannten sind – nun, in exponierten Stellungen. Sie haben Angst, sich bloßzustellen.«

»Das brauche ich absolut nicht zu befürchten«, grinste der junge Mann. »Sie können also ruhig fortfahren.«

»Im Nebenzimmer liegt ein toter Mann«, sagte Virginia atemlos. »Er wurde ermordet, und ich weiß nicht, was tun.« Sie platzte mit den Worten heraus wie ein verängstigtes Kind. Der junge Mann stieg gewaltig in ihrer Achtung durch die Art, wie er diese Mitteilung aufnahm.

»Großartig«, meinte er begeistert. »Ich wollte schon lange Amateurdetektiv spielen. Wollen wir uns den Toten ansehen, oder möchten Sie mir zuerst erzählen, wie alles kam?«

»Ich will Ihnen die Tatsachen erzählen.« Sie überlegte einen Augenblick, und dann begann sie ruhig und gesammelt: »Dieser Mensch kam gestern her und wollte mich sprechen. Er hatte gewisse Briefe bei sich – Liebesbriefe, die mit meinem Namen unterzeichnet waren –«

»Die Sie aber nicht geschrieben hatten«, unterbrach der junge Mann ruhig.

»Woher wissen Sie das?«

»Das war nur eine Folgerung. Fahren Sie bitte fort.«

»Er wollte mich erpressen, und ich – nun, ich weiß nicht, ob Sie mich begreifen, aber ich ging darauf ein.«

Sie blickte ihn verständnisheischend an, und er nickte ihr beruhigend zu.

»Ich verstehe Sie sehr gut. Sie wollten erfahren, wie man sich bei so etwas fühlt.«

»Wie gescheit von Ihnen! Genau so war es.«

»Ich *bin* gescheit«, meinte der junge Mann bescheiden. »Aber Sie müssen sich darüber klar sein, daß nur wenige Menschen Ihre Handlungsweise verstehen würden. Die meisten besitzen keine Phantasie.«

»Ich sagte dem Mann, er solle heute um sechs Uhr wiederkommen. Als ich vorhin vom Tennisplatz heimkam, fand ich ein gefälschtes Telegramm vor, das alle Bediensteten, außer meiner Zofe, aus dem Haus gelockt hatte. Dann ging ich ins Arbeitszim-

mer, und dort fand ich den Toten.«

»Wer hat ihm die Tür geöffnet?«

»Ich weiß es nicht. Meine Zofe hätte es sicher gesagt, wenn sie es gewesen wäre.«

»Weiß sie, was geschehen ist?«

»Ich habe ihr noch nichts gesagt.«

Der junge Mann nickte und stand auf.

»Und nun wollen wir den Toten mal besichtigen«, sagte er munter. »Aber ich möchte Ihnen folgendes zu bedenken geben: Es ist immer am besten, die Wahrheit zu sagen. Eine Lüge zieht so viele andere nach sich – und ständiges Lügen ist schrecklich ermüdend.«

»Dann raten Sie mir also, die Polizei anzurufen?«

»Wahrscheinlich. Aber wir wollen uns den Kerl zuerst ansehen.«

Virginia führte ihn aus dem Zimmer. Auf der Schwelle zögerte sie und schaute ihn an.

»Übrigens haben Sie mir noch nicht gesagt, wie Sie heißen.«

»Verzeihung! Mein Name ist Anthony Cade.«

9.

Anthony folgte Virginia aus dem Zimmer und lächelte dabei vor sich hin. Die Sache hatte eine unerwartete Wendung genommen. Doch als er sich über den Toten beugte, war sein Gesicht wieder ganz ernst.

»Der Körper ist noch warm«, sagte er. »Er wurde vor weniger als einer halben Stunde umgebracht.«

»Also kurz bevor ich hereinkam?«

»Richtig.«

Er stand aufrecht, die Brauen nachdenklich zusammengezogen. Dann stellte er eine Frage, die Virginia zuerst nicht begriff.

»Ihre Zofe ist nicht in diesem Zimmer gewesen?«

»Nein.«

»Weiß sie, daß Sie hier waren?«

»Nun – ja. Ich sprach unter der Tür mit ihr.«

»Nachdem Sie den Toten gefunden hatten?«

»Ja.«

»Und Sie sagten ihr nichts davon?«

»Hätte ich das tun sollen? Ich weiß, sie wäre hysterisch geworden. Sie ist Französin und leicht erregbar.« Anthony nickte nur.
»Sie finden, das war falsch von mir?«

»Ich gebe zu, daß es die Lage erschwert. Sehen Sie, Mrs. Revel, wenn Sie gemeinsam mit der Zofe den Toten entdeckt hätten, wäre alles viel einfacher gewesen. Es hätte dann kein Zweifel auftauchen können, daß der Mann *vor* Ihrer Rückkehr erschossen wurde.«

»Während man jetzt annehmen könnte, daß er *nach* – ich verstehe.« Er betrachtete sie, während sie versuchte, diesen Gedanken zu verarbeiten, und er fand seinen ersten Eindruck von ihr bestätigt: Sie war nicht nur schön, besaß auch Klugheit und Mut. Virginia war so vertieft in ihre Überlegungen, daß ihr nicht auffiel, mit welcher Selbstverständlichkeit der Fremde ihren Namen nannte.

»Wieso hörte Elise den Schuß nicht? Das ist seltsam.«

Anthony wies zum offenen Fenster, durch das der Lärm vorbeifahrender Autos hereindrang.

»Hier haben Sie die Antwort. London ist nicht der Ort, wo man einen Pistolenschuß vernehmen könnte.«

Mit leichtem Schauder wandte sich Virginia wieder dem Toten zu.

»Er sieht aus wie ein Italiener«, bemerkte sie.

»Er *ist* Italiener«, bestätigte Anthony. »Ich möchte behaupten, daß er von Beruf Kellner war. Als Erpresser betätigte er sich nur nebenbei. Wahrscheinlich heißt er Giuseppe.«

»Lieber Gott«, rief Virginia aus, »sind Sie Sherlock Holmes?«

»Nein«, meinte Anthony bedauernd. »Das ist ganz gewöhnlicher Schwindel. Ich werde es Ihnen später erklären. Sie sagten, der Kerl habe Geld von Ihnen verlangt. Haben Sie ihm welches gegeben?«

»Ja, vierzig Pfund.«

»Das ist unangenehm«, sagte Anthony, aber er schien nicht überrascht zu sein. »Nun wollen wir uns das Telegramm ansehen.«

Virginia nahm das Telegramm auf und reichte es ihm. Sie sah, wie sein Gesicht sehr ernst wurde.

»Was gibt es?« fragte sie erstaunt. Er wies auf den Stempel.

»Barnes«, erklärte er. »Und Sie befanden sich heute nachmittag

in Ranelagh – also ganz in der Nähe. Sie könnten das Telegramm ganz gut selbst aufgeben haben.«

Sie fühlte, wie sich das Netz immer enger um sie zusammenzog. Er wickelte ein Taschentuch um seine Hand und hob die Pistole auf. Plötzlich merkte sie, wie seine Gestalt sich straffte. Auch seine Stimme klang jetzt knapp und barsch.

»Mrs. Revel, haben Sie diese Pistole jemals gesehen?«

»Nein«, sagte sie verwundert.

»Sind Sie ganz sicher?«

»Absolut.«

»Besitzen Sie eine Pistole.«

»Nein.«

»Oder besaßen Sie früher eine?«

»Nein, nie.«

Seine Augen fixierten sie, und sie gab ihm den Blick ruhig zurück, erstaunt über seinen Ton.

Endlich wurde sein Ausdruck weicher, und er seufzte erleichtert.

»Das ist seltsam«, bemerkte er. »Wie erklären Sie sich das?«

Er hielt ihr die Pistole entgegen. Sie war leicht und klein, beinahe wie ein Kinderspielzeug – und dennoch tödlich. Auf dem Schaft war der Name »Virginia« eingeprägt.

»Das ist doch nicht möglich!« rief sie aus. Ihr Erstaunen war so echt, daß Anthony nicht länger zweifelte.

»Setzen Sie sich«, sagte er beruhigend. »Dahinter steckt mehr, als es zuerst den Anschein hatte. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Die wirkliche Schreiberin der Briefe ist dem Erpresser hierher gefolgt, hat ihn niedergeschossen, die Pistole fallen lassen, die Briefe entwendet und sich aus dem Staube gemacht. Wäre das denkbar?«

»Vielleicht«, erwiderte Virginia ohne rechte Überzeugung.

»Die andere Möglichkeit aber ist weit interessanter. Wer diesen Giuseppe tötete, wollte gleichzeitig Sie in Verdacht bringen – vielleicht war das sogar der Hauptzweck. *Ihn* konnte man schließlich irgendwo abknallen, aber man gab sich alle Mühe, ihn *hier* zu ermorden. Wer auch immer dahintersteckt – er wußte genau Bescheid über Sie. Er kannte Ihren Bungalow, Ihre Art, Abmachungen mit Ihren Bediensteten zu treffen, und er wußte auch, daß Sie diesen Nachmittag in Ranelagh waren. – Mrs. Revel, haben Sie

Feinde?«

»Nein – jedenfalls nicht Feinde dieser Art!«

»Es fragt sich nun, was wir tun wollen. Zwei Wege stehen uns offen. A: Wir rufen die Polizei an, erklären den ganzen Fall und vertrauen im übrigen auf Ihren guten Ruf. B: Ich versuche den Toten aus Ihrem Haus zu schaffen, so daß man Sie nicht mehr mit der Sache in Verbindung bringen kann. Ich persönlich neige natürlich Vorschlag B zu. Aber alles in allem genommen ist Vorschlag A wohl vernünftiger. Dabei müßten wir allerdings ein paar Kleinigkeiten verheimlichen: Von der Pistole dürfte nichts zu sehen sein, und die Briefe müßten verschwinden – das heißt, wenn sie sich überhaupt noch bei dem Toten befinden.«

Anthony durchsuchte rasch die Taschen des toten Giuseppe.

»Er ist völlig ausgeplündert worden«, bemerkte er. »Nicht das geringste in seinen Taschen. Diese Briefe können uns noch in eine nette Zwickmühle bringen. Hallo, was ist das? Ein Loch im Futter – da war etwas versteckt und wurde herausgerissen, wobei ein Fetzen zurückblieb.«

Beim Sprechen zog er das Stückchen Papier hervor und brachte es näher zum Licht. Virginia folgte ihm.

»Schade, daß wir das übrige nicht haben«, murmelte er. »*Chimneys 23 Uhr 45 Donnerstag* – das klingt nach einer Verabredung.«

»Chimneys!« rief Virginia aus. »Das ist merkwürdig!«

»Wieso merkwürdig? Zu vornehm für so einen Kerl?«

»Ich fahre heute abend nach Chimneys – oder wenigstens hatte ich diese Absicht.« Anthony fuhr herum.

»Was sagen Sie da? Bitte wiederholen Sie das!« »Ich wollte heute abend nach Chimneys fahren«, wiederholte Virginia gehorsam. Anthony starrte sie an.

»Ich fange an zu begreifen. Vielleicht irre ich mich – aber das gäbe der Sache wenigstens einen Sinn. Ist es denkbar, daß jemand Sie um jeden Preis daran hindern will, dorthin zu gelangen?«

»Mein Vetter George Lomax wollte mich hindern«, lächelte Virginia. »Aber George kann man nicht ernstlich mit einem Mord in Verbindung bringen.« Anthony lächelte nicht. Er war tief in Gedanken versunken.

»Wenn wir die Polizei anrufen, ist Schluß mit dem Gedanken,

heute – oder auch morgen – Chimneys aufzusuchen. Und mir liegt viel daran, daß Sie dorthin gehen. Das würde unseren unbekanntem Freunden sehr ungelegen kommen. Mrs. Revel, wollen Sie mir vertrauen?«

»Das bedeutet also Vorschlag B?«

»Richtig. – Und als erstes heißt es: Ihre Zofe muß aus dem Haus. Können Sie das bewerkstelligen?«

»Nichts leichter als das.«

Virginia ging in die Halle und rief zur Treppe hinauf.

»Elise, Elise!«

»Madame?«

Anthony hörte eine kurze Unterhaltung, dann das Öffnen und Schließen der Haustür. Virginia kam zurück.

»Sie ist fort. Ich habe ihr aufgetragen, ein spezielles Parfüm zu besorgen – in einem Geschäft, das angeblich bis acht Uhr offen ist. Natürlich stimmt das nicht. Sie soll nachkommen mit dem Zug, ohne hierher zurückzukehren.«

»Gut«, meinte Anthony anerkennend. »Nun können wir uns mit dem Toten befassen. Die Methode ist zwar abgeklappert, aber – können Sie mir einen alten Koffer beschaffen?«

»Selbstverständlich. Kommen Sie mit in den Keller.«

Wirklich befanden sich dort Koffer aller Art. Anthony suchte sich ein solides Stück von passender Größe aus.

»Die nächste Arbeit werde ich allein besorgen«, sagte Anthony taktvoll, »Sie gehen inzwischen hinauf und machen sich reisefertig.«

Virginia gehorchte. Sie zog ein hellbraunes Reisekostüm an, setzte ein reizvolles gelbes Hütchen auf und kam wieder in die Halle hinunter, wo sie Anthony bereits mit dem festverschnürten Koffer vorfand.

»Ich würde Ihnen gern meine Lebensgeschichte erzählen«, bemerkte Anthony. »Aber wir haben einen arbeitsreichen Abend vor uns. Sie müssen jetzt ein Taxi rufen; dann lassen Sie Ihr Gepäck aufladen, einschließlich dieses Koffers, und fahren zum Bahnhof Paddington. Dort geben Sie den Koffer am linken Gepäckschalter auf. Ich werde am Schalter warten. Wenn Sie an mir vorbeigehen, lassen Sie den Gepäckschein fallen. Ich hebe ihn auf und gebe ihn scheinbar zurück. In Wirklichkeit bleibt er in meiner Hand. Dann

fahren Sie ruhig nach Chimneys und überlassen alles weitere mir.«

»Sie sind wirklich mein Retter in der Not«, sagte Virginia. »Es ist unerhört von mir, Sie mit all meinen Sorgen und mit einem Toten zu belasten.«

»Es macht mir direkt Vergnügen«, versicherte Anthony. »Wenn mein Freund Jimmy McGrath hier wäre, könnte er Ihnen bestätigen, daß ich bei so etwas ganz in meinem Element bin.«

Virginia starrte ihn an.

»Welchen Namen nannten Sie eben? Jimmy McGrath?«

Anthony gab ihren Blick ruhig zurück.

»Ja. Weshalb? Haben Sie von ihm gehört?«

»Sein Name wurde mir ganz kürzlich genannt.« Sie hielt unentschlossen inne, doch dann fuhr sie fort: »Mr. Cade, ich muß mit Ihnen sprechen. Können Sie nicht nach Chimneys kommen?«

»Sie werden mich bald wiedersehen, Mrs. Revel, rascher als Sie denken. Jetzt aber schleicht Verschwörer A über die Hintertreppe hinaus, während Verschwörer B in Glanz und Gloria am Hauptportal einem Taxi winkt.«

Der Plan wurde reibungslos durchgeführt. Anthony hatte ebenfalls einen Wagen genommen und stand rechtzeitig am Schalter, um den Gepäckschein aufzuheben. Dann holte er das verbeulte Auto ab, das er schon am Vormittag gemietet hatte für den Fall, daß es ihm für seine Pläne nützlich sein könnte. Mit diesem Wagen kehrte er zum Bahnhof zurück, händigte einem Träger den Gepäckschein aus, erhielt den Koffer und verstaute ihn sicher im Kofferraum. Dann fuhr er los. In genügender Entfernung von der Stadt hielt er auf einer Überlandstraße an, auf der ständig ein reger Autoverkehr herrschte. Dort konnte er sicher sein, daß weder Fuß- noch Reifenspuren erkenntlich blieben. Als erstes machte er das Nummernschild mit Straßenschmutz unleserlich. Dann wartete er, bis von keiner Seite ein Auto sichtbar war, öffnete den Koffer, hob die Leiche Giuseppes heraus und legte sie am Straßenrand nieder und zwar an der Innenseite einer Kurve, so daß die Scheinwerfer vorbeifahrender Wagen sie nicht so leicht streifen würden.

Er stieg wieder in seinen Wagen und fuhr weiter. Die ganze Sache hatte höchstens anderthalb Minuten gedauert. Er machte einen weiten Umweg und kehrte von einer anderen Seite her nach London zurück. Wieder hielt er den Wagen an, suchte sich einen

riesigen Baum aus und kletterte behende bis in die höchsten Äste hinauf. Selbst für Anthony bedeutete das eine Anstrengung. An einem der obersten Äste band er ein kleines Päckchen fest und barg es in einer Höhlung des Stammes.

»Eine gute Arbeit, sich einer lästigen Pistole zu entledigen«, murmelte er zufrieden. »Immer suchen sie auf dem Boden herum oder baggern Teiche aus. Aber kaum jemand würde auf diesen Baum klettern.«

Weiter fuhr er, Richtung London. Am Bahnhof Paddington deponierte er den Koffer, diesmal am Schalter für ankommende Züge. Dann ließ er in seinen Wagen genügend Benzin einfüllen und machte sich wieder auf den Weg – diesmal nordwärts.

Kurz nach halb elf hielt er auf der Straße, die den Park von Chimneys begrenzt. Mit Leichtigkeit überwand er die Mauer und schritt auf das Haus zu. Der Weg war weiter, als er gedacht hatte, und plötzlich begann er zu rennen. Von weither hörte er eine Glocke dreimal schlagen.

23 Uhr 45 – die Zeit, die auf dem Papierfetzen angegeben war. Anthony befand sich nun dicht beim Haus und blickte an den Fenstern empor. Alles schien dunkel und still.

»Die Herren Politiker gehen früh zu Bett«, murmelte er.

Plötzlich hörte er ein Geräusch – es klang wie ein Schuß. Anthony drehte sich hastig um. Er war überzeugt, daß der Ton aus dem Haus kam. Er wartete, doch alles blieb totenstill. Er eilte von einer Balkontür zur andern, doch keine ließ sich öffnen. Obwohl er die ganze Zeit angespannt lauschte, konnte er keinen Laut mehr vernehmen.

Schließlich redete er sich ein, daß er sich geirrt oder nur einen Wilderer im nahen Wald gehört habe. Er wandte sich um und ging wieder durch den Park zurück; doch ein peiniges Gefühl von Unheil konnte er nicht loswerden. Er schaute sich noch einmal nach dem Haus um, und in diesem Moment blinkte ein Licht an einem Fenster des ersten Stockwerks auf. Im nächsten Augenblick war es wieder verschwunden, und das Haus lag still und dunkel da wie zuvor.

10.

Zeit: 8 Uhr 30 vormittags. Inspektor Badgworthy befand sich in seinem Büro, ein großer, behäbiger Mann mit militärisch-schwerem Gang. Assistierte durch Constable Johnson, erst seit kurzem bei der Polizeitruppe, noch grün hinter den Ohren. Das Telefon läutete schrill, und der Inspektor hob den Hörer mit beruflicher Wichtigkeit ab.

»Hier Polizeistation Market Basing. Inspektor Badgworthy am Apparat. Wie?«

Eine starke Veränderung im Gehaben des Inspektors. Ist er auch bedeutender als Constable Johnson, so sind andere immerhin bedeutender als Inspektor Badgworthy.

»Persönlich, Mylord. Bitte um Verzeihung – ich habe nicht ganz verstanden, Mylord?«

Lange Pause, während der Inspektor zuhörte und sein sonst so ausdrucksloses Gesicht eine ganze Skala von Empfindungen ausdrückte. Endlich legte er den Hörer auf nach einem knappen: »Sofort, Mylord!«

Geschwellt von Wichtigkeit wandte er sich zu Johnson um.

»Anruf von Seiner Lordschaft – Mord auf Chimneys!«

»Mord!« echote Johnson zutiefst beeindruckt.

»Seine Lordschaft ist ganz aufgelöst«, fuhr der Inspektor fort. »Wir müssen zu Dr. Cartwright und sofort mit ihm zum Herrenhaus fahren.«

Sie hielten vor der Tür des Arztes an, und Dr. Cartwright, ein verhältnismäßig junger Mann, zeigte sich sehr interessiert.

»Du meine Güte!« rief er aus. »Wir haben hier seit ewigen Zeiten keinen Mord gehabt!«

Alle drei kletterten in den kleinen Wagen des Arztes und machten sich auf den Weg nach Chimneys. Als sie am einzigen Gasthaus des Ortes, dem »Jolly Cricketer«, vorbeifuhren, bemerkte Dr. Cartwright einen Mann im Torbogen.

»Fremder«, meinte er. »Bin neugierig, seit wann er hier ist und was er im »Cricketer« zu tun hat. Habe ihn noch nie gesehen. Muß gestern eingetroffen sein.«

»Er kam nicht mit dem Zug«, bemerkte Johnson. Johnsons Bruder war Dienstmann am Bahnhof, und Johnson wußte daher

genau Bescheid über alle Ankommenden und Abreisenden.

»Wer traf gestern für Chimneys ein?« fragte der Inspektor.

»Lady Eileen kam um 15 Uhr 30 mit zwei Herren, einem Amerikaner und einem jungen Offizier, beide ohne Diener. Seine Lordschaft traf um 17 Uhr 40 mit einem Ausländer ein – sicher der Mann, der erschossen wurde. Der Ausländer hatte einen Diener bei sich. Mr. Eversleigh kam mit dem gleichen Zug. Mrs. Revel um 10 Uhr 25, gleichzeitig mit einem anderen Ausländer. Dieser war kahlköpfig und hatte eine Hakennase. Mrs. Revels Zofe kam erst um 20 Uhr 56.«

»Niemand dabei für den ›Cricketer‹?«

Johnson schüttelte den Kopf.

»Dann muß er im Wagen gekommen sein«, mutmaßte der Inspektor. »Johnson, erkundigen Sie sich auf dem Rückweg danach. Dieser Herr sah sehr sonnverbrannt aus. Wahrscheinlich auch Ausländer.«

Am Portal wurden sie von einem weißhaarigen Butler hoheitsvoll empfangen.

»Seine Lordschaft erwartet die Herren«, sagte der Butler. »Bitte mir zu folgen.«

Er geleitete sie zu einem kleinen, gemütlichen Raum, der Lord Caterhams Zuflucht inmitten der ihn umgebenden Pracht bildete.

»Die Polizei, Mylord, und Dr. Cartwright.«

Sichtlich erregt schritt der Lord ruhelos auf und ab.

»Ha! Inspektor – gut, daß Sie endlich kommen. Dr. Cartwright, wie geht es Ihnen? Hier ist die Hölle los!«

»Wo ist der Tote?« fragte der Arzt kurz.

»Im Ratssaal, genau wie man ihn fand. Ich erlaubte nicht, daß man etwas berührte. Nahm an, das sei wohl – hm – Vorschrift.«

»Sehr richtig, Mylord«, stimmte der Inspektor eifrig bei. Er zog Notizbuch und Bleistift hervor. »Und wer fand den Toten? Sie selbst?«

»Um Himmels willen, nein!« rief der Lord. »Sie glauben doch nicht, daß ich immer zu dieser unchristlichen Zeit aufstehe? Nein – ein Hausmädchen entdeckte ihn. Sie soll wie besessen geschrien haben. Ich selbst hörte nichts davon. Dann wurde es mir gemeldet, und selbstverständlich stand ich sofort auf und kam herunter.«

»Sie erkannten in dem Toten einen Ihrer Gäste?«

»Jawohl, Inspektor.«

»Sein Name?«

Diese einfache Frage schien Seine Lordschaft in Verwirrung zu stürzen. Er öffnete ein paarmal den Mund und schloß ihn wieder. Endlich meinte er schwach: »Sie meinen ... Sie fragen, wie er hieß?«

»Ja, Mylord.«

»Nun«, sagte Lord Caterham und blickte sich im Zimmer um, als ob er von irgendwoher Hilfe erwartete. »Ich glaube, sein Name war – ja, ich bin sicher – er nannte sich Graf Stanislaus.«

Das Benehmen des Lords war so auffallend, daß der Inspektor seinen Bleistift sinken ließ und ihn anstarrte. Aber in diesem Moment trat eine Störung ein, die den Lord erleichtert aufatmen ließ. Die Tür öffnete sich, und ein junges Mädchen kam herein, groß, schlank und dunkel, mit einem anziehenden Knabengesicht und sehr sicherem Auftreten: Lady Eileen Brent, Lord Caterhams älteste Tochter, ihren Freunden bekannt als Bundle. Sie nickte den Anwesenden zu und wandte sich dann an ihren Vater.

»Ich habe ihn erwischt«, erklärte sie.

Der Inspektor sprang auf in der Meinung, die junge Dame habe den Verbrecher auf frischer Tat gefaßt, aber sogleich merkte er, daß sich ihre Wort auf etwas ganz anderes bezogen. Lord Caterham stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Gott sei Dank! Was sagte er?«

»Er kommt sofort herüber. Er verlangt absolute Geheimhaltung.« Ihr Vater machte eine ungeduldige Bewegung.

»Das ist genau der Unsinn, der von George Lomax zu erwarten war. Immerhin – er kommt, und ich kann mich aus der ganzen Affäre zurückziehen.« Allein der Gedanke daran belebte ihn schon.

»Der Ermordete hieß also Graf Stanislaus?« beharrte der Arzt.

Ein Blick des Einverständnisses wurde zwischen Vater und Tochter gewechselt, dann erklärte ersterer würdevoll: »Gewiß, ich sagte es bereits.«

»Ich frage nur, weil Sie sich nicht ganz im klaren darüber zu sein schienen«, erläuterte Cartwright.

Ein leichtes Zwinkern war in seinen Augen, und Lord Caterham blickte ihn vorwurfsvoll an.

»Ich werde Sie in den Ratssaal führen«, eröffnete er kurz.

Sie betraten einen riesigen, getäfelten Raum mit drei Balkontüren, die sich auf die Terrasse öffneten. Ein großer Sitzungstisch stand mitten im Raum, mehrere Eichentruhen an den Wänden und eine Reihe hochlehniger alter Stühle. Bilder der verstorbenen Caterhams und andere wertvolle Gemälde schmückten die Wände.

Im linken Teil des Saales, halbwegs zwischen der Eingangstür und den Fenstern, lag ein Mann auf dem Rücken, die Arme weit ausgebreitet.

Dr. Cartwright ging auf den Toten zu und kniete neben ihm nieder. Der Inspektor wandte sich den Balkontüren zu und untersuchte eine nach der andern. Die mittlere war zu, aber nicht verschlossen. Auf der Terrasse fanden sich Fußspuren, die zur Tür hinführten und sich wieder entfernten.

»Ganz klar«, sagte der Inspektor kopfnickend. »Aber im Zimmer müßten sich auch Fußspuren befinden. Auf dem Parkettboden sollten sie deutlich zu sehen sein.«

»Ich glaube, das kann ich erklären«, unterbrach Bundle. »Das Hausmädchen hatte heute früh bereits die Hälfte des Bodens gebohrt, ehe es den Toten bemerkte. Das Zimmer war noch dunkel, als sie hereinkam. Es ging direkt zu den Fenstern und zog die Vorhänge hoch, dann begann es mit der Arbeit, ohne den Toten zu bemerken, der auf jener Seite vom Tisch verdeckt wurde.« Der Inspektor nickte.

»Nun«, sagte der Lord hastig, »ich lasse Sie jetzt allein, Inspektor. Sie finden mich jederzeit, wenn Sie mir etwas zu melden haben. Aber Mr. George Lomax wird jeden Augenblick hier eintreffen, und er kann Ihnen viel mehr helfen als ich. Tatsächlich handelt es sich um einen Gast von ihm.«

Lord Caterham zog sich zurück, ohne eine Antwort abzuwarten. Bundle folgte ihm.

»Scheußlich«, beklagte er sich, »scheußlich von Lomax, mich in eine solche Situation zu bringen.«

»Der alte Stockfisch ist außer sich«, bemerkte Bundle vergnügt. »Er konnte kaum reden am Telefon. In ein paar Minuten wird er eintrudeln und etwas stottern über Geheimhalten und Vertuschen.«

Lord Caterham brummte ärgerlich bei dieser Aussicht. Durch das offene Fenster hörte man das Brummen eines Motors, der sich in rasender Eile näherte.

»Das ist der Stockfisch!« rief Bundle.

Vater und Tochter lehnten sich aus dem Fenster und riefen den eiligen Fahrer an, sobald er vorfuhr.

»Hier herein, mein Freund, hier herein«, schrie Lord Caterham.

George Lomax war keineswegs geneigt, durch das Fenster einzusteigen, und verschwand im Hauptportal. Tredwell führte ihn ins Zimmer und zog sich sofort wieder zurück.

»Das ist ein entsetzliches Unglück, eine nationale Katastrophe!« sagte Lomax zur Begrüßung.

»Das ist es.«

»Die Sache muß vertuscht werden, unter allen Umständen vertuscht werden.«

Seine Stimme überschlug sich, wie Bundle prophezeit hatte.

»Ich verstehe Ihre Gefühle«, meinte der Lord. »Ein unseliger Zwischenfall – nationales Unglück – Konzessionen gefährdet –«

»Kommen Sie erst mal zur Ruhe«, begütigte Lord Caterham, »und essen Sie etwas. Eine gute Mahlzeit ist genau das, was Sie jetzt brauchen.«

»Ich will nicht essen«, erklärte George energisch. »Wir müssen überlegen, was zu tun ist. Sie haben hoffentlich noch zu keinem Menschen gesprochen?«

»Nun, Bundle weiß Bescheid – und ich. Und die Polizei. Und Cartwright. Und natürlich sämtliche Dienstboten.«

George stöhnte.

»Nehmen Sie sich zusammen, mein Guter«, riet Lord Caterham freundlich. »Sie scheinen zu übersehen, daß man einen Toten nicht einfach verstecken kann. Es muß eine Obduktion stattfinden und so weiter. – Sehr peinlich, aber nicht zu vermeiden.«

George wurde plötzlich ganz ruhig.

»Sie haben recht, Caterham. Die lokale Polizei wurde benachrichtigt? Das genügt nicht. Wir müssen Battle hierhaben.«

»Battle?«

»Inspektor Battle von Scotland Yard. Verschwiegen wie ein Grab. Er hat uns bei der traurigen Geschichte mit den Parteigeldern geholfen.«

»Was für eine Geschichte war denn das?« fragte der Lord neugierig.

Aber George hatte plötzlich bemerkt, daß Bundle rittlings auf

dem Fensterbrett saß, und das erinnerte ihn daran, daß Verschwiegenheit sein oberstes Gebot war. Er stand auf.

»Wir dürfen keine Zeit verlieren. Ich muß sofort einige Telegramme aufgeben.«

»Schreiben Sie den Text auf, und Bundle wird sie telefonisch durchgeben.«

George zog einen Füller aus der Tasche und begann rasch zu schreiben. Dann übergab er das erste Blatt Bundle, die es mißtrauisch studierte.

»Du liebe Zeit, was für ein Name!« rief sie aus. »Baron —«
»Baron Lolopretjzyl.« Bundle blinzelte. »Ich kann es lesen, aber es wird einige Mühe kosten, bis das Postamt mir glaubt.«

George schrieb weiter, dann überreichte er ihr die Zettel und wandte sich an den Hausherrn.

»Das Gescheiteste, was Sie tun können, Caterham —«

»Ja?« fragte er erwartungsvoll.

»Das Gescheiteste ist, Sie überlassen alles mir.«

»Sicherlich«, bestätigte der Lord lebhaft. »Genau, was ich mir dachte! Sie finden die Polizei und Dr. Cartwright im Ratssaal. Der Tote ist ebenfalls dort. Chimneys steht völlig zu Ihrer Verfügung, mein lieber Lomax. Tun Sie alles, was Sie für nötig erachten.«

»Danke«, sagte George. »Falls ich Sie etwas fragen muß —«

Aber Lord Caterham war bereits sachte durch die Tür verschwunden. Bundle hatte seinem Rückzug schmunzelnd zugeesehen.

»Ich gebe diese Telegramme sofort auf«, erklärte sie. »Sie kennen ja den Weg zum Ratssaal.«

»Ich danke Ihnen, Lady Eileen.«

11.

Lord Caterham war keineswegs erpicht auf ein weiteres Gespräch mit George Lomax und machte daher einen langen Spaziergang. Erst das nagende Gefühl von Hunger trieb ihn wieder heim. Außerdem meinte er, das Schlimmste sei nun wohl überstanden.

Durch eine Seitentür schlüpfte er ins Haus und gelangte versto-

len in seine Klausur. Er redete sich ein, daß niemand ihn bemerkt hätte, aber da irrte er sich. Dem wachsamen Tredwell entging nichts.

Er erschien lautlos unter der Tür. »Verzeihen Sie, Mylord –«

»Was gibt es denn, Tredwell?«

»Mr. Lomax möchte Seine Lordschaft im Arbeitszimmer sprechen, sobald Sie zurückkehren.«

»Es muß ja wohl früher oder später sein.«

Mit einem Seufzer durchmaß der Lord die weiten Hallen seines Ahnenschlosses und kam zur Bibliothek. Die Tür war verschlossen, wurde aber gleich von innen geöffnet, und George blickte spähend heraus.

»Ah, Caterham. Kommen Sie. Wir überlegten gerade, wo Sie stecken könnten.«

Lord Caterham murmelte etwas von Gutsgeschäften und trat ins Zimmer. Zwei weitere Männer befanden sich darin. Der eine war Colonel Melrose, der Polizeichef, der andere ein vierschrötiger Mann mittleren Alters mit einem hölzernen, ausdruckslosen Gesicht.

»Inspektor Battle traf vor einer halben Stunde ein«, erläuterte George. »Er hat sich bereits mit Badgworthy und Dr. Cartwright unterhalten. Nun wünscht er von uns einige Erklärungen.« Sie setzten sich, nachdem Lord Caterham den Colonel begrüßt und zur Vorstellung des Inspektors genickt hatte. »Ich brauche nicht zu betonen, Battle«, bemerkte George, »daß diese Angelegenheit völlig geheim bleiben muß.« Der Inspektor nickte so gleichgültig, daß er sofort die Zuneigung des Lords gewann.

»Das ist klar, Mr. Lomax. Aber vor uns dürfen Sie keine Geheimnisse haben. Man sagte mir, daß der Ermordete ein Graf Stanislaus war – wenigstens ist das der Name, unter dem er hier eingeführt wurde. Hieß er wirklich so?«

»Nein, das war nicht sein richtiger Name.«

»Und wie lautet der richtige?«

»Fürst Michael von Herzoslowakien.«

Battles Augen öffneten sich leicht, aber sonst war kein Zeichen des Erstaunens an ihm zu bemerken.

»Was war der Grund seines Hierseins? Kam er nur zum Vergnügen?«

»Es gab noch einen anderen Grund, Battle. Aber der muß streng vertraulich bleiben.«

»Schon gut, Mr. Lomax.«

»Nun, Fürst Michael kam her, um Herman Isaacstein zu treffen. Es sollte über eine Anleihe unter bestimmten Bedingungen verhandelt werden.«

»Was für Bedingungen?«

»Die Einzelheiten waren noch nicht ausgearbeitet. Aber für den Fall seiner Thronbesteigung war Fürst Michael geneigt, der Finanzgruppe von Mr. Isaacstein gewisse Ölkonzessionen zu erteilen. Die britische Regierung hätte den Thronanspruch von Fürst Michael in Anbetracht seiner bekannten Sympathien für England unterstützt.«

»Nun gut«, meinte Inspektor Battle, »das genügt mir. Fürst Michael brauchte Geld, Mr. Isaacstein brauchte Öl, und die britische Regierung war bereit, den guten Onkel zu spielen. Nur noch eine Frage: Waren noch andere hinter dieser Ölkonzession her?«

»Eine amerikanische Finanzgruppe hatte Seiner Hoheit gewisse Vorschläge gemacht.«

»Und wurde zurückgewiesen?«

»Fürst Michaels Sympathien lagen ausschließlich auf englischer Seite.«

Inspektor Battle ließ diesen Punkt fallen.

»Lord Caterham, man hat mir folgendes berichtet: Sie trafen sich gestern mit dem Fürsten in der Stadt und fuhren in seiner Gesellschaft hierher. Der Fürst wurde von seinem Diener begleitet, einem Herzoslowaken namens Boris Anchoukoff, aber sein Adjutant, Captain Andrassy, blieb in London zurück. Nach seiner Ankunft erklärte der Fürst, müde zu sein, und zog sich in die für ihn bereitgestellten Zimmer zurück. Die Mahlzeit wurde ihm dort serviert. Er traf mit keinem der anderen Gäste zusammen. Stimmt das?«

»Es stimmt vollkommen.«

»Heute früh entdeckte ein Hausmädchen den Toten, ungefähr um 7 Uhr 45. Dr. Cartwright untersuchte die Leiche und sah, daß eine Revolverkugel den Tod verursacht hat. Es wurde aber kein Revolver gefunden, und kein Mensch im Haus scheint den Schuß gehört zu haben. Jedoch wurde die Armbanduhr des Toten durch den Fall

zerschmettert und beweist, daß das Verbrechen genau um 23 Uhr 45 ausgeführt wurde. – Um welche Zeit gingen Sie gestern abend zu Bett?»

»Wir zogen uns alle recht früh zurück. Die Gesellschaft schien nicht in Stimmung, und wir gingen etwa um halb elf nach oben.«

»Besten Dank, Lord Caterham. Nun muß ich Sie noch ersuchen, mich über Ihre Gäste zu informieren.«

»Aber ich dachte, daß der Mörder von außen kam?«

Inspektor Battle lächelte.

»So scheint es. Trotzdem muß ich wissen, wer sich im Hause aufhielt. Routinearbeit, verstehen Sie.«

»Nun, da war also Fürst Michael und sein Diener sowie Mr. Isaacstein. Über die wissen Sie Bescheid. Ferner war da Mr. Everleigh –«

»Er arbeitet in meiner Abteilung«, ließ George sich vernehmen.

»Und er wußte über den wirklichen Grund des Besuchs von Fürst Michael Bescheid?«

»Nein, ich glaube nicht«, antwortete George hochmütig. »Ich habe es nicht für nötig erachtet, ihn in alles einzuweißen.«

»Ich verstehe. Bitte fahren Sie fort, Lord Caterham.«

»Da war noch Mr. Hiram Fish –«

»Wer ist Mr. Fish?«

»Ein Amerikaner – überbrachte mir ein Empfehlungsschreiben von Lucius Gott. Sie haben sicherlich von Mr. Gott gehört?«

Der Inspektor lächelte zustimmend. Wem wäre der Name des Multimillionärs Lucius C. Gott nicht geläufig gewesen!

»Er wünschte meine Erstausgaben zu sehen. Mr. Gotts Sammlung ist natürlich unerreichbar, aber auch ich besitze einige Schätze. Dieser Mr. Fish ist ein Enthusiast. Mr. Lomax hatte vorgeschlagen, ein paar Uneingeweihte einzuladen, um der Gesellschaft einen harmlosen Anstrich zu verleihen. Daher bat ich Mr. Fish um sein Kommen. – Das sind alle Herren. Nur eine einzige Dame war als Gast anwesend. Mrs. Revel. Sie brachte ihre eigene Zofe mit. Außerdem ist meine Tochter hier, und natürlich die beiden Kleinen mit Kindermädchen und Erzieherin, ferner das gesamte Hauspersonal.«

Lord Caterham hielt inne und atmete tief.

»Besten Dank«, murmelte der Inspektor.

»Es besteht wohl kein Zweifel daran«, meinte George nachdenklich, »daß der Mörder durch das Fenster eindrang?«

Battle überlegte einen Moment, ehe er langsam antwortete.

»Wir fanden Fußspuren, die zur Balkontür führten, und andere, die sich davon entfernten. Ein Wagen hielt außerhalb des Parks um 23 Uhr 40. Um Mitternacht traf im ›Jolly Cricketer‹ ein junger Mann mit Auto ein und verlangte ein Zimmer. Er stellte seine Schuhe zum Putzen vor die Tür – sie waren feucht und schmutzig, so, als ob er durch das lange Gras des Parks gegangen wäre.«

»Konnte man die Schuhe nicht mit den Fußspuren vergleichen?«

»Das wurde getan.«

»Und –«

»Sie stimmen genau überein.«

»Das erledigt die Sache!« rief George aus. »Wir haben den Mörder gefunden! Dieser junge Mann – wie nannte er sich übrigens?«

»Im Gasthof gab er den Namen Anthony Cade an.«

»Dieser Anthony Cade muß sofort verfolgt und verhaftet werden!«

»Eine Verfolgung ist unnötig«, sagte Inspektor Battle.

»Wieso?«

»Er ist immer noch hier.«

»Wie?«

»Eigenartig, nicht wahr?« Colonel Melrose fixierte ihn scharf.

»Was überlegen Sie, Battle? Heraus damit!«

»Ich finde, daß es eigenartig ist, nichts weiter. Hier haben wir einen jungen Mann, der sich eiligst davonmachen sollte – aber er tut es nicht. Er bleibt ruhig hier und läßt uns Fußspuren vergleichen.«

»Und was halten Sie davon?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll. Und das ist ein sehr unangenehmer Zustand.«

»Glauben Sie –« begann Colonel Melrose, aber er brach ab, als sich ein leises Klopfen an der Tür vernehmen ließ. George erhob sich und öffnete.

Tredwell stand würdevoll auf der Schwelle und wandte sich an seinen Herrn: »Verzeihen Sie, Mylord, aber ein Herr wünscht Sie in einer äußerst dringlichen und wichtigen Angelegenheit zu sprechen – soviel ich verstand, handelt es sich um die Tragödie

heute nacht.«

»Wie heißt er?« fragte Battle plötzlich.

»Sein Name ist Anthony Cade, aber er meinte, dieser Name werde den Herren nichts sagen.«

Das schien allerdings ein Irrtum zu sein, denn alle vier fuhren erstaunt auf.

Lord Caterham lächelte.

»Ich fange an, mich wirklich gut zu unterhalten. Führen Sie den Herrn herein, Tredwell, führen Sie ihn sofort herein!«

12.

»Mr. Anthony Cade«, meldete der Butler.

»Auftritt des verdächtigen Fremden«, sagte Anthony. Mit unfehlbarem Instinkt wandte er sich sofort an Lord Caterham. »Ich muß mich entschuldigen«, begann er, »daß ich hier eindringe. Aber im ›Jolly Dog«, oder wie Ihr Gasthaus heißen mag, gehen Gerüchte um über einen Mord in diesem Hause, und ich glaube, einige Aufklärungen darüber geben zu können.«

»Eh – ganz richtig – ganz richtig«, meinte Caterham nervös. »Wollen Sie – eh – Platz nehmen?«

»Danke.«

George räusperte sich gewichtig. »Was meinen Sie damit, daß Sie ›Aufklärungen‹ geben können?«

»Ich meine«, erläuterte Anthony, »daß ich gestern nacht unbefugterweise in Lord Caterhams Besitztum eingedrungen bin – ich hoffe, daß man mir das verzeihen wird –, und zwar um 23 Uhr 45, und daß ich den Schuß gehört habe. Ich kann also wenigstens die Zeit des Verbrechens genau angeben.«

Er schaute von einem zum andern, wobei sein Blick am längsten auf Inspektor Battle verweilte, dessen Schweigsamkeit ihm zu imponieren schien.

»Aber ich vermute, das ist nichts Neues für Sie«, schloß er liebenswürdig.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich zog heute früh ein paar leichte Schuhe an. Als ich später

nach meinen Stiefeln fragte, waren sie nicht vorhanden; ein netter junger Constable hatte sie mitgenommen. Ich zählte also zwei und zwei zusammen und kam hierher, um mich, wenn möglich, von einem Verdacht zu reinigen.«

»Ein sehr vernünftiger Gedanke«, meinte Battle.

»Ich schätze Ihre Zurückhaltung, Inspektor. – Inspektor ist doch richtig, nicht wahr?«

Lord Caterham griff ein. Ihm begann Anthony zu gefallen.

»Inspektor Battle von Scotland Yard. Dies ist Colonel Melrose, unser Polizeichef, und Mr. Lomax.«

Anthony blickte den Letztgenannten interessiert an.

»Mr. George Lomax?«

»Ja.«

»Ich glaube, Mr. Lomax«, bemerkte Anthony, »ich hatte gestern das Vergnügen, einen Brief von Ihnen zu erhalten.«

»Nicht daß ich wüßte«, erklärte George kalt. Wenn nur Miss Oscar hiergewesen wäre! Miss Oscar schrieb alle Briefe für George und wußte besser Bescheid als er selbst. Ein großer Mann wie George Lomax konnte sich natürlich nicht mit solchen Kleinigkeiten wie Briefen befassen. Er zog es daher vor, weiter zu fragen:

»Sie wollen uns doch eine – hm – Erklärung abgeben, was Sie gestern um 23 Uhr 45 hier zu suchen hatten?«

Sein Ton sagte klar: Und was Sie auch erzählen mögen – geglaubt wird Ihnen nicht!

»Ja, Mr. Cade, was wollten Sie eigentlich hier?« fragte nun auch Lord Caterham mit lebhaftem Interesse.

»Es tut mir sehr leid«, lächelte Anthony, »aber ich werde Ihnen eine lange Geschichte erzählen müssen.«

Er wußte genau, in welchen Schwierigkeiten er sich befand. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden war er in zwei Verbrechen verwickelt worden. Kaum hatte er sich einer Leiche entledigt und sich damit vor dem Gesetz schuldig gemacht, geriet er ausgerechnet zum falschesten Zeitpunkt auf den Schauplatz eines zweiten Mordes. Für einen jungen Mann, der Abenteuer suchte, jedenfalls keine schlechte Leistung.

Sein Vorgehen hatte er sich bereits genau überlegt. Er würde soweit wie möglich bei der Wahrheit bleiben – allerdings mit einer

kleinen Abänderung und mit einer wichtigen Auslassung.

»Die Geschichte begann«, erklärte er, »vor ungefähr fünf Wochen in Bulawayo. Mr. Lomax wird natürlich wissen, wo das liegt – Außenposten des Empire und so weiter. Ich besprach mich mit einem Freund, Mr. James McGrath –« Er machte bei dem Namen eine Pause und blickte dabei George Lomax an. Dieser schnellte in seinem Sessel hoch und hielt mit Mühe einen Ausruf zurück.

»Wir beschlossen, daß ich nach England fahren und einen kleinen Auftrag für Mr. McGrath erledigen sollte, weil dieser selbst keine Zeit dazu hatte. Da die Überfahrt aber bereits auf seinen Namen gebucht war, reiste ich der Einfachheit halber unter dem Namen McGrath. Ich weiß nicht, ob ich damit ein Gesetz übertreten habe – der Inspektor wird mir sagen können, wie viele Monate ich dafür sitzen muß.«

»Fahren Sie mit Ihrer Geschichte fort«, entgegnete Battle.

»Nach meiner Ankunft in London begab ich mich ins Hotel Blitz, immer noch unter dem Namen McGrath. Meine Aufgabe bestand darin, einem bestimmten Verlag ein Manuskript auszuhändigen. Das schien mir keine schwierige Sache zu sein. Doch innerhalb kürzester Zeit erhielt ich den Besuch von Vertretern zweier entgegengesetzter Parteien eines fremden Landes. Die Methoden der einen Partei waren sehr konservativ, was man von der anderen keineswegs behaupten konnte. Ich wurde mit beiden ihrer Art entsprechend fertig. Aber damit waren die Schwierigkeiten keineswegs vorüber. Während der Nacht wurde in meinem Zimmer eingebrochen, und ein Kellner des Hotels versuchte, mich zu berauben.«

»Es wurde aber keine Meldung erstattet«, bemerkte Inspektor Battle.

»Ganz recht, es wurde nicht gemeldet. Mir war ja nichts gestohlen worden. Immerhin teilte ich die Sache dem Hoteldirektor mit, der meine Geschichte bestätigen kann und Ihnen auch sagen wird, daß der betreffende Kellner seitdem nicht mehr im Hotel auftaucht ist. Am nächsten Tag rief mich der Verlagsleiter an und schlug mir vor, daß einer seiner Vertrauensleute das Manuskript bei mir im Hotel abholen solle. Ich erklärte mich einverstanden, und die Verabredung kam am folgenden Vormittag zustande. Seitdem habe ich nichts mehr über die Angelegenheit gehört.

Gestern erhielt ich ferner – immer noch unter dem Namen McGrath – einen Brief von Mr. Lomax ...«

Anthony hielt inne. Seine Geschichte begann ihm Vergnügen zu bereiten. George rutschte unruhig hin und her.

»Ich erinnere mich nun«, murmelte er. »Aber ich muß schon sagen, daß ich dieses Auftreten unter falschem Namen äußerst unkorrekt finde. Ich bin überzeugt, Sie werden dieses Vorgehen zu verantworten haben.«

»In diesem Brief«, fuhr Anthony unbeeindruckt fort, »machte mir Mr. Lomax gewisse Vorschläge bezüglich des Manuskriptes. Außerdem übermittelte er mir eine Einladung von Lord Caterham zu dieser Hausgesellschaft.«

»Freue mich, Sie zu sehen«, beteuerte der Lord. »Besser spät als nie, nicht wahr?«

»Soll das die Erklärung sein für Ihr nächtliches Eindringen?« fragte Battle.

»Auf keinen Fall«, erklärte Anthony höflich. »Wenn ich irgendwo eingeladen bin, pflege ich nicht nachts über Zäune zu klettern, durch Gärten zu trampeln und an geschlossenen Türen zu rütteln. Ich komme zur Haustür, läute und wische meine Füße fein säuberlich an der Matte ab. – Ich fahre fort: Den Brief von Mr. Lomax habe ich beantwortet und ihm erklärt, das Manuskript sei nicht mehr in meinem Besitz, ich müsse daher zu meinem tiefsten Bedauern die freundliche Einladung von Lord Caterham ablehnen. Erst als ich den Brief abgeschickt hatte, erinnerte ich mich plötzlich einer Sache, die mir vorher ganz entfallen war.«

Anthony machte wieder eine kleine Pause, denn von nun an bewegte er sich auf dünnem Eis.

»Ich muß erwähnen, daß ich während meines Kampfes mit dem Kellner Giuseppe diesem einen Fetzen Papier entriß, auf dem ein paar Worte standen. Damals hatten mir diese Worte nichts bedeutet, aber der Name Chimneys erinnerte mich wieder daran. Ich trug den Zettel noch bei mir und betrachtete ihn jetzt näher. Hier ist das abgerissene Stückchen, meine Herren, Sie können es selbst lesen. Die Worte lauten: ›Chimneys 23 Uhr 45 Donnerstag.«

Battle studierte den Zettel aufmerksam.

»Es war natürlich denkbar, daß der Name Chimneys nichts mit dem Herrenhaus zu tun hatte«, fuhr Anthony fort. »Andererseits

konnte er sich aber doch darauf beziehen. Und dieser Giuseppe war ein Dieb. Ich entschloß mich also kurzerhand hierherzufahren, mich zu überzeugen, daß alles in bester Ordnung war, im Gasthaus zu übernachten und am nächsten Vormittag Lord Caterham meine Aufwartung zu machen und ihn zu warnen für den Fall, daß ein Diebstahl geplant war.«

»Sehr richtig«, meinte der Lord ermutigend.

»Die Fahrt dauerte länger, als ich dachte. Ich hielt daher einfach den Wagen an, kletterte über die Mauer und eilte durch den Park. Als ich zur Terrasse kam, war das ganze Haus bereits dunkel und still. Eben wollte ich mich zurückziehen – da hörte ich einen Schuß. Er schien mir aus dem Hause zu kommen, daher rannte ich wieder über die Terrasse zurück und versuchte, eine Balkontür zu öffnen. Doch alle waren fest verschlossen, und kein Geräusch ließ sich vernehmen. Ich wartete eine Weile, aber als alles totenstill blieb, nahm ich an, ich hätte mich geirrt und wohl nur einen Wilderer im Wald gehört – unter diesen Umständen wohl eine ganz natürliche Folgerung.«

»Ganz natürlich«, wiederholte Battle ausdruckslos.

»Ich ging also zum Gasthaus, trug mich dort ein – und hörte heute früh die Neuigkeit. Es war mir klar, daß ich verdächtigt werden mußte, und deshalb kam ich her, um Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Ich kann dabei nur hoffen, daß Sie vorläufig auf Handschellen verzichten.«

Eine Pause entstand. Colonel Melrose blickte angelegentlich zu Inspektor Battle hinüber.

»Mir scheint Ihre Geschichte recht klar zu sein«, bemerkte er.

»Ja«, ließ sich Battle endlich vernehmen. »Ich glaube, wir verzichten heute noch auf Handschellen.«

»Haben Sie noch irgendwelche Fragen, Inspektor?«

»Eine Sache möchte ich wissen: Was war das für ein Manuskript?« Er blickte dabei auf George, und dieser antwortete widerwillig:

»Die Memoiren des verstorbenen Grafen Stylptitch. Sehen Sie...«

»Sie brauchen nichts weiter zu erklären«, unterbrach Battle ihn, »ich bin im Bilde.« Er wandte sich an Anthony. »Wissen Sie, wer erschossen wurde?«

»Im Gasthaus nannte man den Namen Graf Stanislaus oder etwas Ähnliches.«

»Klären Sie ihn auf«, sagte Battle lakonisch zu George Lomax.

Dieser zögerte sichtlich, ehe er sich zur Antwort entschloß: »Der Herr, der sich hier inkognito unter dem Namen Graf Stanislaus aufhielt, war Seine Hoheit Fürst Michael von Herzoslowakien.«

Anthony stieß einen schrillen Pfiff aus.

»Teufel, das muß aber peinlich sein!« bemerkte er.

Inspektor Battle hatte Anthony scharf beobachtet. Jetzt ließ er ein zufriedenes Brummen hören und erhob sich.

»Ich möchte Mr. Cade noch ein paar Fragen stellen«, teilte er mit. »Wenn Sie gestatten, gehe ich mit ihm in den Ratssaal.«

»Selbstverständlich, selbstverständlich«, murmelte der Lord.

»Das Haus steht zu Ihrer Verfügung.«

Anthony und der Inspektor gingen zusammen hinaus.

Der Körper des Toten war vom Schauplatz entfernt worden. Ein dunkler Fleck zeigte an, wo er gelegen hatte, doch im übrigen war kein Anzeichen der Tragödie mehr zu sehen. Anthony blickte sich anerkennend um.

»Hatten Sie zunächst den Eindruck, daß der Schuß aus diesem Raum kam?« fragte der Inspektor.

»Lassen Sie mich sehen.«

Anthony öffnete eine Tür und trat auf die Terrasse hinaus, das Haus von außen betrachtend.

»Ja, dies ist das Zimmer«, sagte er. »Es steht etwas vor und bildet die Ecke. Wenn der Schuß von anderswo gekommen wäre, hätte ich ihn von links hören müsse. Aber er kam von hinten oder von rechts. Daher dachte ich auch an Wilderer, weil hier die äußerste Ecke des Flügels ist.«

Er kam zur Tür zurück und fragte in plötzlicher Eingebung:

»Warum fragen Sie? Sie wissen ganz genau, daß er hier erschossen wurde, nicht wahr?«

»Wir wissen nie genug«, lächelte Battle. »Aber Sie haben recht, das Verbrechen geschah in diesem Raum. Sie behaupteten, die Balkontüren seien verschlossen gewesen?«

»Ja, sie waren von innen verriegelt.«

»Welche Tür untersuchten Sie?«

»Alle drei.«

»Sie sind sich dessen ganz sicher?«

»Ich pflege meiner Sache immer sicher zu sein. Weshalb?«

»Das ist merkwürdig«, meinte der Inspektor. »Als das Verbrechen heute früh entdeckt wurde, war die mittlere Tür offen, das heißt, sie war nicht verriegelt.«

Anthony piff erneut und setzte sich aufs Fensterbrett. Er holte seine Zigarettendose hervor.

»Das ist allerdings ein böser Schlag. Gibt der Sache ein ganz anderes Gesicht. Jetzt haben wir zwei Möglichkeiten: Entweder wurde er von einer Person, die sich schon im Haus befand, getötet, und der Mörder öffnete später die Tür, um Verwirrung zu stiften – oder: Ich lüge! Ich nehme an, Sie neigen eher zu der zweiten Lösung, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie sich darin irren.«

»Kein Mensch verläßt dieses Haus, ehe ich jeden verhört habe. Das kann ich Ihnen schriftlich geben«, sagte Battle grimmig.

Anthony blickte ihn interessiert an.

»Wann kamen Sie auf den Gedanken, daß der Schuldige im Haus gesucht werden muß?« fragte er. Battle lächelte.

»Die Fährte war mir von Anfang an etwas zu – offensichtlich, möchte ich sagen. Als Ihre Stiefel sogar in die Fußstapfen paßten, wurde ich geradezu mißtrauisch.«

»Ich gratuliere Scotland Yard«, meinte Anthony. Aber gerade die Tatsache, daß der Inspektor ihn jeder Schuld freizusprechen schien, machte ihn noch vorsichtiger. Inspektor Battle war ein scharfer Beobachter. In seiner Gegenwart durfte man sich keine Blöße geben.

»Hier ist es geschehen, nehme ich an«, sagte Anthony und wies auf den dunklen Fleck am Boden.

»Ja.«

»Mit was wurde er erschossen – mit einem Revolver?«

»Ja, aber wir können die Marke erst bestimmen, wenn die Kugel aus dem Körper entfernt ist.«

»Die Waffe wurde demnach nicht gefunden?«

»Nein.«

»Keinerlei Spuren?«

»Nur dies hier.«

Fast wie ein Verschwörer zog der Inspektor einen kleinen Zettel hervor. Dabei beobachtete er Anthony wiederum verstohlen.

Aber dieser sah das Gekritzelt auf dem Papier ohne jedes Zeichen von Bestürzung an.

»Aha! Wieder die Brüder von der Roten Hand. Wenn die so weitermachen und ihre Embleme überall verstreuen, sollten sie sie drucken lassen. – Wo fanden Sie das Ding?«

»Unter dem Körper. Sie haben so einen Zettel schon mal gesehen?«

Anthony erinnerte den Inspektor an seine kurze Bekanntschaft mit dieser patriotischen Bruderschaft.

»Das würde also bedeuten, daß die Herrschaften von der Roten Hand für diesen Mord verantwortlich sind?«

»Halten Sie das für wahrscheinlich?«

»Nun, es entspräche ganz ihrer Propaganda. Aber bisher habe ich immer gefunden, daß Leute, die soviel von Blut reden, noch keines fließen sahen. Immerhin – man kann nie wissen.«

»Ganz richtig, Mr. Cade, man kann nie wissen.«

Anthony schien plötzlich belustigt.

»Ach, jetzt verstehe ich. Offenes Fenster, eine Menge Fußspuren und ein verdächtiger Fremder im Gasthaus. Aber ich kann Ihnen versichern, Inspektor: Was ich auch sein mag – ein Bruder der Roten Hand bin ich jedenfalls nicht.«

Inspektor Battle lächelte leicht. Dann spielte er seinen letzten Trumpf aus.

»Haben Sie etwas dagegen, den Toten anzuschauen?« fragte er.

»Nicht das geringste«, gab Anthony zurück.

Battle zog einen Schlüssel aus der Tasche, führte Anthony durch den Korridor zu einem anderen Zimmer und schloß die Tür auf. Der Tote lag zugedeckt auf einem Tisch. Der Inspektor wartete, bis Anthony neben ihm stand, dann zog er die Decke rasch fort. Seine Augen leuchteten auf, als Anthony zurückzuckte und einen halb-unterdrückten Ausruf ausstieß.

»Sie erkennen ihn also, Mr. Cade?« sagte er, und in seiner Stimme schwang Triumph.

»Ja, ich habe ihn einmal gesehen«, sagte Anthony langsam.

»Aber nicht als Fürst Michael, sondern als Vertreter von Balderson & Hodgkins. Er nannte sich Mr. Holmes.«

13.

Inspektor Battle deckte den Toten wieder zu. Seine Miene zeigte die Enttäuschung eines Mannes, dessen beste Pointe geplatzt ist. Anthony steckte seine Hände in die Taschen und überlegte.

»Das also meinte der alte Lollipop mit ›anderen Mitteln‹«, murmelte er schließlich.

»Wie meinen Sie?«

»Gar nichts, Inspektor. Entschuldigen Sie meine Zerstretheit. Sehen Sie, durch diese Entwicklung ist mein Freund McGrath um tausend Pfund geprellt worden.«

»Tausend Pfund sind eine ganze Stange Geld«, bemerkte Battle.

»Und trotzdem ärgere ich mich weniger um des Geldes willen. Aber es kränkt mich, daß ich so leicht in die Falle ging. Wie ein kleines braves Wollschaf gab ich das Manuskript aus der Hand. Das schmerzt, Inspektor, das schmerzt tatsächlich.«

Der Inspektor erwiderte nichts.

»Nun«, meinte Anthony, »da hilft kein Bedauern mehr. Und vielleicht ist noch nicht alles verloren. Ich muß einfach diese Blätter des alten Stylptitch bis nächsten Mittwoch auftreiben, dann ist alles in bester Ordnung.«

»Wollen Sie bitte in den Ratssaal zurückkommen, Mr. Cade? Ich möchte Sie noch auf einen besonderen Punkt aufmerksam machen.«

Wieder im Ratssaal, wandte sich der Inspektor sofort den Balkontüren zu.

»Ich habe nachgedacht, Mr. Cade. Sehen Sie, diese mittlere Tür läßt sich sehr schwer öffnen. Es wäre also denkbar, daß Sie sich geirrt haben in der Annahme, auch diese Tür sei verschlossen. Sie hat wahrscheinlich bloß geklemmt. Ich bin fast sicher – nein, ich bin sogar völlig überzeugt, daß Sie sich geirrt haben!«

Anthony blickte den Inspektor scharf an, dann lächelte er.

»Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen tue, bin ich gern bereit, ›ja‹ zu sagen.«

Battle schmunzelte zufrieden.

»Sie begreifen sehr rasch, Mr. Cade. Und Sie haben also nichts dagegen, das im geeigneten Moment zu bestätigen?«

»Nicht das geringste. Ich –«

Er hielt inne, als Battle seinen Arm preßte. Der Inspektor beugte sich vor und horchte. Mit einer Handbewegung gebot er Anthony Schweigen, bewegte sich lautlos zur Tür und riß diese auf. Auf der Schwelle stand ein kräftiger Mann mit schwarzem Haar, unschuldigen blauen Augen und einem gelassenen Gesicht.

»Entschuldigung«, sagte er mit der schleppenden Stimme, die den Amerikaner verriet, »ist es gestattet, den Schauplatz des Verbrechens zu betreten? Vermute, die Herren sind von Scotland Yard.«

»Ich habe nicht die Ehre«, bemerkte Anthony. »Aber dieser Herr ist Inspektor Battle von Scotland Yard.«

»Tatsächlich?« sagte der Amerikaner mit großem Interesse. »Erfreut, Sie kennenzulernen. Ich bin Hiram P. Fish aus New York City.«

Der Amerikaner spazierte gemächlich in das Zimmer.

»Ich bin interessiert an Verbrechen, Mr. Battle. Eine spezielle Liebhaberei von mir. Habe für eine Ihrer Zeitschriften eine Abhandlung geschrieben über ›Degeneration und Kriminalität.«

Während er sprach, wanderten seine Augen im Zimmer umher und nahmen alles auf. Etwas länger blieben sie auf dem Fenster haften.

»Die Leiche ist entfernt worden«, bemerkte Battle.

»Natürlich«, erwiderte Mr. Fish. Seine Augen wanderten weiter über die getäfelten Wände. »Bemerkenswerte Bilder hier, meine Herren. Ein Holbein, zwei van Dycks und, wenn ich nicht irre, ein Velazquez. Ich interessiere mich für Bilder – und natürlich für Erstausgaben von Büchern. Lord Caterham war so freundlich, mich zur Besichtigung seiner Bibliothek einzuladen.«

Er seufzte leicht.

»Das ist ja nun wohl nicht mehr möglich. Macht sich wahrscheinlich besser, wenn die Gäste gleich wieder abreisen.«

»Ich befürchte, das wird nicht möglich sein«, entgegnete Battle.

»Niemand darf vor der Leichenschau das Haus verlassen.«

»Tatsächlich? Und wann findet die statt?«

»Vielleicht morgen, vielleicht auch erst am Montag. Die Autopsie muß erst durchgeführt werden.«

»Verstehe«, murmelte Mr. Fish. »Dürfte unter diesen Umständen eine traurige Gesellschaft werden.« Battle ging voran zur Tür.

»Wir gehen jetzt besser«, sagte er. »Der Raum muß noch verschlossen bleiben.« Er wartete, bis die beiden anderen draußen waren, drehte den Schlüssel um und zog ihn ab.

»Schätze«, meinte Mr. Fish, »daß Sie nach Fingerabdrücken suchen.«

»Vielleicht«, erwiderte der Inspektor lakonisch.

»Nehme auch an, daß nach einer Nacht wie der vergangenen eine Menge Fußspuren auf dem Parkettboden zu sehen sind.«

»Keine im Zimmer, viele draußen.«

»Meine«, lächelte Anthony freundlich. Die unschuldigen Augen sahen ihn groß an.

»Junger Mann«, meinte Mr. Fish, »Sie überraschen mich.«

Sie bogen um eine Ecke und gelangten in die große Halle. Von der anderen Seite her näherten sich zwei Gestalten, der Lord und Virginia Revel.

Anthony war auf diese Begegnung gefaßt. Er hatte aber keine Ahnung, wie er sich verhalten sollte. Das mußte Virginia entscheiden. Er vertraute ihrer Geistesgegenwart. Aber wie würde sie ihm begegnen? Lange blieb er nicht darüber im Zweifel.

»Da ist ja Mr. Cade«, rief Virginia aus. Sie streckte ihm beide Hände entgegen. »So sind Sie also doch gekommen?«

»Meine liebe Mrs. Revel, ich hatte keine Ahnung, daß Sie Mr. Cade kennen«, sagte Lord Caterham.

»Er ist ein sehr guter alter Freund von mir«, lächelte Virginia Anthony zu, und ihre Augen glitzerten mutwillig. »Ich traf ihn zufälligerweise gestern in London und sagte ihm, daß ich hierherkomme.«

Anthony gab ihr rasch einen Fingerzeig.

»Ich erklärte Mrs. Revel«, sagte er, »daß ich ihre liebenswürdige Einladung ablehnen müßte, weil sie eigentlich einem anderen galt. Ich wollte nicht unter falscher Flagge segeln.«

Lord Caterham lächelte.

»Das ist jetzt vorbei, mein Lieber. Ich lasse sofort Ihr Gepäck aus dem Gasthof abholen.«

»Sehr freundlich von Ihnen, Lord Caterham, aber –«

»Kein Aber, Mr. Cade. Sie müssen unbedingt sofort nach Chimneys übersiedeln. Eine scheußliche Bude, dieser ›Cricketer‹.«

»Selbstverständlich müssen Sie kommen«, lächelte Virginia.

»Ich schicke nach Ihrem Gepäck«, wiederholte der Lord. »Leider werden wir unter den jetzigen Umständen auf die Jagd verzichten müssen, aber dagegen läßt sich nichts machen. Es geht alles schief.« Der Lord seufzte betrübt.

»Das wäre erledigt«, sagte Virginia. »Sie können sich sofort nützlich machen, Mr. Cade, indem Sie mich auf dem See herumrudern.«

»Ich bin froh, daß Sie hierbleiben, Cade«, erklärte Lord Caterham. »Ich brauche Unterstützung.«

»Ihre Freundlichkeit weiß ich zu schätzen, Lord Caterham«, meinte Anthony. »Es ist natürlich auch leichter für Inspektor Battle, wenn ich hier bin.«

»Inwiefern?« fragte der Inspektor.

»So können Sie jederzeit ein Auge auf mich haben«, erklärte Anthony liebenswürdig.

Ein leichtes Flackern im Blick des Inspektors verriet Anthony, daß er recht hatte.

14.

Außer diesem unfreiwilligen Augenzwinkern schien Inspektor Battle völlig teilnahmslos. Wenn ihn Virginias Freundschaft mit Anthony überrascht hatte, so zeigte er es jedenfalls nicht. Er stand neben Lord Caterham, und beide blickten dem jungen Paar nach.

»Netter Bursche«, meinte Lord Caterham. »Übrigens hat Mr. Lomax nach Ihnen gefragt, Battle. Er ist im blauen Frühstückszimmer.«

»Sehr schön, Lord Caterham. Ich gehe sofort hin.«

»Ah, da sind Sie ja endlich, Battle«, rief Lomax.

Er ging ungeduldig im Zimmer auf und ab. Außer ihm befand sich noch eine andere Person dort, ein großer Mann, der im Lehnstuhl am Kamin saß. Er hatte ein breites, gelbes Gesicht, und seine schwarzen Augen blickten undurchdringlich wie die einer Kobra. Eine große Hakennase und ein energisches viereckiges Kinn gaben ihm ein besonderes Gepräge.

»Kommen Sie herein, Battle«, sagte Lomax gereizt, »und schlie-

ßen Sie die Tür. Dies ist Mr. Herman Isaacstein.«

Battle kannte Mr. Isaacstein dem Namen nach, und obgleich der berühmte Finanzmann stumm dasaß, während Lomax wichtig-tuerisch auf und ab ging, bestand kein Zweifel, wer wirklich die große Persönlichkeit hier war.

»Jetzt können wir endlich frei sprechen«, sagte Lomax. »Vor Lord Caterham und Colonel Melrose durfte ich nicht zuviel sagen. Sie verstehen, Battle – diese Dinge müssen geheim bleiben.«

»Dennoch sprechen sie sich leider herum«, meinte Battle un-bewegt.

Einen kurzen Moment erschien ein Lächeln auf dem breiten, gel-ben Gesicht, doch es verschwand so rasch wieder, wie es gekom-men war.

»Wie denken Sie über diesen jungen Menschen – Anthony Cade?« fuhr George fort. »Halten Sie ihn wirklich für unschul-dig?«

»Seine Geschichte scheint wahr zu sein. Einen Teil davon können wir nachprüfen. Ich werde natürlich nach Südafrika tele-grafieren und Auskünfte über sein Vorleben einholen.«

»Sie meinen also, daß er nichts mit der Sache zu tun hat?«

»Nicht so hastig – das habe ich nicht behauptet.«

»Wie denken Sie über das Verbrechen, Inspektor Battle?« ließ sich Mr. Isaacstein zum ersten Mal vernehmen.

»Es ist zu früh, um Meinungen zu äußern, Mr. Isaacstein. Ich bin noch nicht über die erste Frage hinausgekommen.«

»Und wie lautet diese Frage?«

»Immer die gleiche: das Motiv. Wer zieht Nutzen aus Fürst Mi-chaeels Tod? Darauf müssen wir zuerst eine Antwort finden.«

»Die Revolutionäre –« begann George.

Inspektor Battle schnitt ihm etwas respektlos das Wort ab.

»Die Bruderschaft von der Roten Hand hat nichts damit zu tun, falls Sie dies im Auge haben.«

»Aber der Zettel mit der roten Hand?«

»Absichtlich hingelegt, um uns zu täuschen.«

»Ich begreife nicht, wie Sie dessen so sicher sein können!«

»Du liebe Zeit, diese Brüder sind uns schließlich nicht unbe-kannt. Seit der Ankunft von Fürst Michael in London haben wir sie immer im Auge behalten. Das gehört zu unseren primären

Aufgaben. Sie konnten niemals auch nur in seine Nähe gelangen.«

»Ich stimme Mr. Battle bei«, äußerte sich Mr. Isaacstein. »Wir müssen anderswo suchen.«

»Sehen Sie«, erklärte Battle, durch diese Unterstützung gestärkt, »wir wissen immerhin einiges über den Fall. Jedenfalls ist es uns klar, wer dabei verliert.«

»Wen meinen Sie damit?« fragte Mr. Isaacstein. Seine schwarzen Augen hefteten sich fest auf den Inspektors. Mehr denn je erinnerte er an eine Kobra.

»Sie und Mr. Lomax natürlich – von den Loyalisten in Herzoslovakien ganz zu schweigen. Entschuldigen Sie den Ausdruck, meine Herren, aber Sie sitzen ganz schön in der Tinte.«

»Aber Battle!« unterbrach Lomax, im Innersten getroffen.

»Fahren Sie fort, Inspektor«, bemerkte Mr Isaacstein. »In der Tinte« trifft die Lage genau.«

»Sie brauchen einen König – und er ist Ihnen so durch die Finger geschlüpft.« Battle schnippte mit seinen dicken Fingern. »Es wird nicht einfach für Sie sein, rasch einen Ersatz zu finden. Ich brauche keine Einzelheiten Ihres Plans, die Umriss genügen mir, aber ich darf wohl annehmen, daß es sich um eine große Sache handelt?«

Isaacstein nickte langsam. »Eine sehr große Sache.«

»Das bringt mich zur zweiten Frage: Wer ist der nächste Thronerbe von Herzoslovakien?«

Isaacstein blickte zu Lomax hinüber. Dieser beantwortete die Frage sehr zögernd und widerwillig:

»Das wird wahrscheinlich – ja, der nächste Thronerbe dürfte bestimmt Prinz Nikolaus sein.«

»Und wer ist Prinz Nikolaus?«

»Ein Vetter von Fürst Michael.«

»Ah!« sagte Battle. »Ich wüßte gern mehr über diesen Nikolaus, vor allem, wo er sich zur Zeit aufhält.«

»Man weiß wenig von ihm«, erklärte Lomax. »Als junger Mann verkehrte er viel mit den Sozialisten und kümmerte sich keinen Deut um seine gesellschaftliche Stellung. In Oxford hat er tolle Streiche verübt. Zwei Jahre später hörte man Gerüchte, daß er im Kongo umgekommen sei. Aber vor ein paar Monaten tauchte er plötzlich wieder auf, als die royalistische Reaktion sich bemerkbar

machte.«

»Tatsächlich?« fragte Battle. »Und wo tauchte er auf?«

»In Amerika.«

Battle wandte sich an Mr. Isaacstein. Seine Frage war ein einziges Wort: »Öl?« Der große Finanzmann nickte.

»Er glaubte, daß er den Herzoslowaken willkommener wäre als Fürst Michael, weil er modernere Ansichten vertrat und demokratische Ideale hatte. Zum Dank für die finanzielle Unterstützung seiner Thronansprüche erklärte er sich bereit, einer gewissen Gruppe amerikanischer Finanzleute die Ölkonzessionen zu übertragen.«

Inspektor Battle vergaß sich so weit, daß er einen schrillen Pfiff ausstieß.

»So ist das also«, murmelte er. »Gleichzeitig unterstützten die Loyalisten Fürst Michael und rechneten bestimmt damit, daß er sein Ziel erreichen würde. – Und jetzt geschieht dieser Mord!«

»Sie glauben doch nicht –« begann George.

»Es finden sich überall skrupellose Werkzeuge, mit denen man rechnen muß«, sagte Isaacstein ruhig. »Im Augenblick hat Wall Street gewonnen. Aber ich bin noch längst nicht besiegt. Finden Sie den Mörder, Inspektor, und Sie leisten Ihrem Vaterland einen großen Dienst!«

»Eine Tatsache scheint mir sehr verdächtig«, warf George ein. »Warum kam dieser Adjutant, Captain Andrassy, gestern nicht mit dem Fürsten hierher?«

»Ich habe mich bereits erkundigt«, erklärte Battle. »Die Sache ist sehr einfach. Andrassy blieb in der Stadt zurück, um für Fürst Michael eine Verabredung mit einer gewissen Dame zu treffen – fürs nächste Wochenende. Der Baron schätzte solche Eskapaden des Fürsten gar nicht, besonders nicht zu diesem wichtigen Zeitpunkt. Daher mußte Seine Hoheit zu Heimlichkeiten Zuflucht nehmen. Er war, wenn man so sagen darf, ein etwas ausschweifender junger Mann.«

»Leider«, seufzte George, »leider!«

»Dann ist noch ein anderer Punkt zu bedenken«, sagte Battle mit leichtem Zögern. »König Victor soll sich in England befinden.«

»König Victor?«

George forschte stirnrunzelnd in seinem Gedächtnis. »Bekannter

französischer Einbrecher – die Sûreté in Paris hat uns vor ihm gewarnt.«

»Natürlich«, nickte George, »ich erinnere mich jetzt. Juwelendieb, nicht wahr? Das ist doch der Mann –« Er brach plötzlich ab.

Isaacstein, der nachdenklich ins Feuer geblickt hatte, schaute auf. Er bemerkte jedoch den warnenden Blick nicht mehr, den Inspektor Battle dem anderen zuwarf. Aber er war sensibel für atmosphärische Schwingungen und spürte daher sofort die plötzliche Spannung.

»Sie brauchen mich nicht mehr, Lomax?« fragte er kühl.

»Nein, danke, mein Bester«, versicherte George rasch.

»Würde es Ihre Pläne stören, wenn ich nach London zurückkehrte, Inspektor?«

»Leider ja, Sir«, antwortete Battle höflich. »Wenn Sie fortgehen, werden es die anderen auch wollen, und das ist unmöglich.«

»Begreiflich.« Der große Finanzmann verließ das Zimmer.

»Prächtiger Kerl«, murmelte George Lomax nachlässig.

»Sehr eindrucksvolle Persönlichkeit«, stimmte der Inspektor bei.

George begann seinen ruhelosen Gang aufs neue.

»Ihre Bemerkung macht mich sehr unruhig«, seufzte er. »König Victor! Ich glaubte ihn im Gefängnis.«

»Er wurde vor ein paar Monaten entlassen. Die französische Polizei wollte ihm auf den Fersen bleiben, aber er ist ihnen entwischt. Kein Wunder! Einer der kaltblütigsten Menschen, die jemals gelebt haben. Aus irgendeinem Grunde vermutet ihn die Sûreté in England und hat uns daher benachrichtigt.«

»Was soll er denn in England zu tun haben?«

»Das müssen Sie besser wissen als ich.«

»Sie glauben ...? Sie meinen ...? Natürlich kennen Sie die traurige Geschichte – ach so, ich habe verstanden. Ich war selbstverständlich damals noch nicht im Amt, aber der verstorbene Lord Caterham hat mir davon erzählt. Eine Katastrophe!«

»Der Koh-i-noor«, murmelte Battle nachdenklich.

»Still, Battle!« George blickte sich mißtrauisch um. »Nennen Sie um Himmels willen keine Namen. Wenn Sie schon davon sprechen müssen, so sagen Sie einfach ›der K‹.«

Der Inspektor blickte wieder einmal unbewegt.

»Sie halten doch König Victor nicht für beteiligt an diesem

gestrigen Verbrechen, Battle?«

»Nur eine Möglichkeit, Sir. Wenn Sie zurückdenken, gab es damals vier Stellen, wo ein – hm – königlicher Besuch den Diamanten verstecken konnte. Chimneys war eine dieser Stellen. König Victor wurde drei Tage nach dem – Verschwinden des K in Paris verhaftet. Seither hoffte man immer, daß er uns einmal zu dem Juwel führen werde.«

»Aber Chimneys ist mindestens dutzendmal untersucht und durchstöbert worden.«

»Ja«, meinte Battle trocken, »aber ein Durchstöbern ist selten erfolgreich, wenn man keine Ahnung hat, wo man suchen soll. Es ließe sich nun zum Beispiel vermuten, daß König Victor das Ding holen wollte – daß er dabei von Fürst Michael überrascht wurde und ihn deshalb erschöß.«

»Das wäre möglich«, meinte George. »Ja, das scheint eine sehr gute Erklärung zu sein.«

»Ich möchte nicht so weit gehen, das zu behaupten. Es ist nur eine Möglichkeit, aber nicht mehr.«

»Warum?«

»Weil König Victor bisher noch nie einen Menschen getötet hat«, erklärte Battle ernsthaft.

»Aber ein Kerl wie er, ein so gefährlicher Verbrecher ...«

Battle schüttelte unbefriedigt den Kopf.

»Verbrecher bleiben sich immer treu, Mr. Lomax. Immerhin ...«

»Ja?«

»Ich möchte mit dem Diener des Fürsten reden. Absichtlich habe ich ihn bis zuletzt aufgespart. Ich lasse ihn jetzt hierherkommen.«

Der Inspektor klingelte und gab dem eintretenden Butler seine Instruktionen. Nach kurzer Zeit kam Tredwell zurück und mit ihm ein großer, blonder Mann mit hochstehenden slawischen Backenknochen, tiefliegenden blauen Augen und starrem Ausdruck.

»Boris Anchoukoff?«

»Ja.«

»Sie waren Fürst Michaels persönlicher Diener?«

»Ich war Kammerdiener bei Seiner Hoheit.« Der Mann sprach ein gutes Englisch, aber mit deutlich spürbarem fremdem Akzent.

»Sie wissen, daß Ihr Herr gestern abend ermordet wurde?«

Ein tiefes Knurren wie von einem wilden Tier war die einzige

Antwort. Es erschreckte George so, daß er sich schleunigst zum Fenster zurückzog.

»Um welche Zeit sahen Sie Ihren Herrn zuletzt?«

»Seine Hoheit zog sich um halb elf Uhr zurück. Ich schlief wie immer im Vorraum zu seinem Schlafzimmer. Er muß durch die andere Tür das Zimmer verlassen haben, durch die zum langen Korridor. Ich habe ihn nicht gehört. Ich bin ein ungetreuer Diener gewesen, ich schlief, während mein Herr wachte. Ich bin verflucht.«

George starrte ihn fasziniert an.

»Sie waren Ihrem Herrn sehr ergeben?« fragte Battle, indem er den Mann scharf beobachtete.

Boris schien zusammenschrumpfen. Er schluckte zweimal schwer. Dann wurde seine Stimme schrill vor Aufregung.

»Ich sage Ihnen, meine Herren von der englischen Polizei, ich hätte mich für ihn umbringen lassen. Und weil er nun tot ist und ich lebe, werde ich nicht mehr schlafen und ruhen, bis ich ihn gerächt habe. Wie ein Hund werde ich seinem Mörder nachspüren, und wenn ich ihn gefunden habe – ah!« Seine Augen glänzten fanatisch.

Plötzlich zog er ein langes Messer unter seiner Jacke hervor und schwang es in der Luft. Dann steckte er es wieder ein, drehte sich um und verließ das Zimmer. George Lomax starrte auf die geschlossene Tür, und die Augen fielen ihm fast aus dem Kopf.

»Reinblütiger Herzoslowake«, murmelte er, »unzivilisiertes Volk – eine Bande von Briganten.« Inspektor Battle erhob sich rasch.

»Entweder ist der Mann ehrlich«, bemerkte er, »oder er ist der beste Heuchler, der mir jemals begegnet ist. Und ist er das erstere, dann mag Gott dem Mörder beistehen, falls dieser menschliche Bluthund ihn zu fassen bekommt.«

15.

Virginia und Anthony schritten nebeneinander den Weg zum See hinunter. Lange Zeit schwiegen sie. Endlich unterbrach Virginia die Stille mit einem leisen Lachen.

»Du meine Güte«, sagte sie. »Ist das nicht schrecklich? Ich bin so vollgestopft mit Neuigkeiten und mit Fragen, daß ich nicht weiß, wo beginnen. Zuallererst«, sie senkte die Stimme, »*wie sind Sie den Toten losgeworden?* Klingt das nicht scheußlich? Ich hätte nie gedacht, daß ich einmal in einen Mord verwickelt würde.«

»Das ist sicherlich eine neue Erfahrung für Sie«, stimmte Anthony zu.

»Für Sie nicht?«

»Nun, jedenfalls habe ich bestimmt noch nie zuvor einen Toten beiseite geschafft.«

»Erzählen Sie mir, was Sie taten.«

In kurzen Wortenklärte Anthony sie über alle Schritte auf, die er unternommen hatte. Virginia hörte aufmerksam zu.

»Das haben Sie sehr schlau angefangen«, lobte sie.

»Ich hole den Koffer ab, wenn ich nach Hause zurückfahre. Hoffentlich fragt man Sie nicht, wo Sie gestern am frühen Abend waren.«

»Ich glaube kaum, daß diese Frage auftauchen wird. Ein Alibi für die spätere Nacht wäre viel wichtiger für mich.«

»Lord Caterham hat mir alles erzählt. Aber der Mann von Scotland Yard ist jetzt doch von Ihrer Unschuld überzeugt, nicht wahr?«

Anthony antwortete nicht sofort.

»Er sieht nicht sehr scharfsinnig aus«, fuhr Virginia fort.

»Das möchte ich nicht behaupten«, entgegnete Anthony langsam. »Ich habe den Eindruck, daß sich Inspektor Battle kein X für ein U vormachen läßt. Er tut so, als ob er mir glaubt – aber ich bin dessen keineswegs sicher. Er ist nur stutzig, weil er vorläufig kein Motiv für mich findet.«

»Vorläufig?« rief Virginia aus. »Welchen Grund sollten Sie denn gehabt haben, einen völlig unbekanntem Grafen zu ermorden?«

Anthony warf ihr einen scharfen Seitenblick zu.

»Sie haben doch einige Zeit in Herzoslowakien gelebt?« fragte er.

»Ja. Mein Mann arbeitete dort zwei Jahre auf der Gesandtschaft.«

»Das war kurz vor der Ermordung des Königs. Haben Sie jemals den Fürsten Michael getroffen?«

»Michael? Selbstverständlich! Ein schrecklicher Tunichtgut. Er schlug mir sogar vor, ihn morganatisch zu heiraten.«

»Tatsächlich? Und wie wollte er Ihren Mann beiseite schaffen?«

»Oh, er hatte sich so eine Art David-und-Uria-Plan ausgeheckt.«

»Was sagten Sie zu diesem königlichen Angebot?«

»Nun«, bemerkte Virginia, »leider mußte ich diplomatisch sein. Ich konnte ihm nicht so scharf antworten, wie ich es gern getan hätte. Aber immerhin zog er sich tiefgekränkt zurück. Warum interessieren Sie sich so für den guten Michael?«

»Eine kleine Vermutung von mir. Sie haben den Ermordeten wohl nicht gesehen?«

»Nein. Er zog sich gleich nach seiner Ankunft in seine Gemächer zurück, wie man so schön sagt.«

»Wäre es möglich, daß man Ihnen den Toten zeigt?«

»Wenn ich meine Verbindungen spielen lasse – damit meine ich Lord Caterham –, sollte das wohl zu machen sein. Warum? Ist das ein Befehl?«

»Um Himmels willen, nein!« sagte Anthony entsetzt. »Klang ich denn so diktatorisch? Die Sache ist nur die: Graf Stanislaus war das Inkognito des Fürsten Michael von Herzoslowakien.«

Virginias Augen weiteten sich vor Staunen.

»So ist das also!« Plötzlich lächelte sie. »Sie wollen doch hoffentlich nicht andeuten, daß Fürst Michael nur deshalb auf sein Zimmer ging, um ein Zusammentreffen mit mir zu vermeiden?«

»Etwas Ähnliches«, gab Anthony zu. »Sehen Sie: Wenn ich damit recht habe, daß jemand Ihre Anwesenheit auf Chimneys unbedingt verhindern wollte, dann geschah es aus dem Grunde, weil Sie Herzoslowakien kennen. Und Sie sind auch die einzige Person hier, die den Fürsten kannte.«

»Glauben Sie, daß der Ermordete ein Betrüger war?«

»Jedenfalls ging mir diese Möglichkeit durch den Kopf. Wenn Sie Lord Caterham überreden könnten, Ihnen den Leichnam zu zeigen, dann wüßten wir hierüber Bescheid.«

»Er wurde 23 Uhr 45 erschossen – die gleiche Zeit, die auf dem Zettel stand«, meinte Virginia nachdenklich. »Alles ist so schrecklich geheimnisvoll.«

»Noch eine Frage: Ist das Ihr Fenster dort oben? Das zweite von außen, direkt über dem Ratssaal?«

»Nein, mein Zimmer liegt im elisabethanischen Flügel, auf der anderen Seite. Warum fragen Sie?«

»Als ich gestern nacht nach dem Schuß umkehrte, ging das Licht in diesem Zimmer an.«

»Wie merkwürdig! Ich weiß nicht, wem dieses Zimmer gehört, aber ich werde Bundle danach fragen. Vielleicht hörte man dort den Schuß?«

»Wenn dies der Fall war, so hat sich doch niemand darum gekümmert. Battle sagte mir, daß kein Mensch den Schuß gehört habe. Dies Fenster ist die einzige Spur, die ich besitze, und sie ist sehr schwach. Trotzdem möchte ich sie verfolgen.«

»Es ist wirklich eigenartig«, meinte Virginia. Sie waren beim Bootshaus angekommen und hatten sich beim Reden ans Geländer gelehnt.

»Und nun zu meiner Geschichte«, sagte Anthony. »Wir wollen auf den See hinausrudern. Dort sind wir sicher vor den gespitzten Ohren von Scotland Yard, vor neugierigen Amerikanern und Dienstbotenaugen.«

»Lord Caterham hat mir bereits einiges erzählt«, sagte Virginia, »aber viel zuwenig. Zuerst: Wer sind Sie nun eigentlich –Anthony Cade oder Jimmy McGrath?«

Zum zweiten Mal an diesem Morgen berichtete Anthony über die letzten fünf Wochen seines Lebens, nur mit dem Unterschied, daß er vor Virginia keine Auslassungen zu machen brauchte. Er schloß mit seinem Erkennen von Mr. Holmes.

»Übrigens, Mrs. Revel«, meinte er zuletzt, »Ich habe Ihnen noch gar nicht dafür gedankt, daß Sie Ihr Seelenheil aufs Spiel setzten durch die Behauptung, ich sei ein alter Freund von Ihnen.«

»Selbstverständlich sind Sie ein alter Freund!« rief Virginia aus. »Sie glauben doch nicht, daß ich Sie mit einer Leiche aus meinem Hause beladen und dann kühl erklären würde, Sie seien eine ganz flüchtige Bekanntschaft? Nein!«

»Ich möchte noch etwas wissen«, sagte Anthony lächelnd.

»Was denn?«

»Weshalb waren Sie so verblüfft, als ich gestern den Namen Jimmy McGrath erwähnte? Hatten Sie ihn früher schon gehört?«

»Ja, ich habe ihn gehört, mein lieber Sherlock Holmes.« Und nun erzählte sie von Lomax' Besuch und dessen sonderbarem Anlie-

gen.

»In einem Punkt hat sein Plan immerhin Erfolg gehabt«, bemerkte Anthony. »Hier bin ich – der Mann, den er für McGrath hielt –, und hier sind Sie und sind außerordentlich freundlich zu mir.«

»Mit einem Unterschied: keine Memoiren für den armen George! Jetzt möchte ich aber auch eine Frage stellen: Als ich Ihnen sagte, ich hätte diese Briefe nicht geschrieben, antworteten Sie, das wüßten Sie bereits. Sie konnten es aber doch gar nicht wissen!«

»O doch, das konnte ich«, lächelte Anthony. »Mein psychologischer Spürsinn arbeitet sehr zuverlässig.«

»Sie glauben, daß meine moralischen Grundsätze –«

»Keineswegs. Ich weiß nichts über Ihre moralischen Grundsätze. Sie könnten vielleicht einen Liebhaber gehabt und ihm auch geschrieben haben. Aber Sie hätten sich niemals erpressen lassen. Die Virginia Revel aus diesen Briefen war völlig außer Fassung. Sie aber hätten gekämpft.«

»Ich möchte nur wissen, wer jene andere Virginia ist und wo sie lebt. Es ist ein unangenehmes Gefühl, irgendwo eine Doppelgängerin zu haben.«

»Wissen Sie, daß einer der Briefe von Chimneys aus abgesandt wurde?« fragte Anthony schließlich.

»Wie?« Virginia fuhr überrascht auf. »Wann wurde er denn geschrieben?«

»Er trägt kein Datum. Aber die Sache ist merkwürdig, nicht wahr?«

»Ich bin ganz sicher, daß niemals eine andere Virginia Revel auf Chimneys war. Bundle oder Lord Caterham hätten mir bestimmt etwas über das Zusammentreffen dieser Namen gesagt.«

»Ja, es ist mehr als verblüffend. Wissen Sie, Mrs. Revel, daß ich beginne, an der Existenz dieser zweiten Virginia zu zweifeln?«

»Sie scheint sehr unwirklich«, stimmte Virginia zu. »Ich glaube beinahe, daß sich jemand absichtlich Ihres Namens bediente.«

»Aber warum?« rief Virginia aus.

»Das ist die Frage. Es muß noch verteuftelt viel geklärt werden.«

»Gehen wir an die Arbeit«, meinte Virginia. »Dort sehe ich Lord Caterham mit Bundle spazieren. Zuerst müssen wir herausfinden, ob der Tote wirklich Fürst Michael ist.«

Anthony ruderte zum Ufer, und ein paar Minuten später begegneten sie Lord Caterham und seiner Tochter.

»Hier ist ein Freund von mir, Bundle«, sagte Virginia. »Sei nett zu ihm.«

Bundle schaute Anthony ernsthaft an und wandte sich dann mit einer Bemerkung an Virginia, als ob er gar nicht anwesend wäre.

»Wo gabelst du bloß immer diese netten Männer auf, Virginia?«

»Ich überlasse ihn dir«, lachte Virginia großmütig. »Ich ziehe Lord Caterham vor.«

Sie strahlte den erfreuten Lord an, ergriff seinen Arm und wandelte mit ihm davon.

»Können Sie auch reden?« fragte Bundle. »Oder spielen Sie immer den großen Schweiger?«

»Reden?« sagte Anthony. »Ich klatsche, ich schwatze wie ein Wasserfall. Manchmal stelle ich sogar Fragen.«

»Zum Beispiel?«

»Wer bewohnt das zweite Zimmer von rechts im ersten Stock?«

»Sie enttäuschen mich sehr«, rief Bundle aus. »Das ist das Zimmer der französischen Erzieherin, Mademoiselle Brun. Sie macht den fruchtlosen Versuch, meine kleinen Schwestern Dolly und Daisy in Zucht und Ordnung zu halten.«

»Mademoiselle Brun«, murmelte Anthony. »Wie lange ist sie schon hier?«

»Zwei Monate. Sie kam zu uns, als wir in Schottland waren.«

»Ah«, meinte Anthony, »ich rieche etwas.«

»Ich wünschte, ich könnte das Mittagessen riechen«, lächelte Bundle. »Muß ich die Herren von Scotland Yard zum Essen einladen, Mr. Cade? Sie sind ein Mann von Welt und wissen in solchen Dingen sicher Bescheid. Wir hatten noch nie einen Mord im Hause. Aufregend, nicht wahr? Es tut mir aufrichtig leid, daß Ihre Unschuld bereits so klar zutage trat. Es wäre interessant gewesen, einen Mörder kennenzulernen. – Mein Gott, was ist das?«

»Das« entpuppte sich als ein Taxi, das die Auffahrt emporfuhr.

Einer der Insassen war ein großer Mann mit kahlem Kopf und einem schwarzen Bart, der andere schien jünger und kleiner und trug einen schwarzen Schnurrbart. Den ersten erkannte Anthony sogleich.

»Wenn ich mich nicht sehr täusche«, bemerkte er, »ist das mein

alter Freund Baron Lollipop.«

»Baron L...?«

»Ich nenne ihn der Bequemlichkeit halber Lollipop. Seinen wirklichen Namen kann man nur gurgeln.«

»Das ist also dieser Baron?« lachte Bundle. »Er hat heute früh so gebrüllt, daß unser Telefon beinahe platzte. Ich sehe schon kommen, daß man ihn wieder auf mich abschieben wird, und ich habe bereits den halben Vormittag Mr. Isaacstein unterhalten dürfen. George soll doch seine schmutzige Arbeit selbst tun! – Entschuldigen Sie mich bitte, Mr. Cade. Ich muß meinem armen Vater zu Hilfe eilen.«

Anthony blickte ihr einen Augenblick nach und zündete sich nachdenklich eine Zigarette an. Da hörte er ein leises Geräusch in seiner Nähe. Er stand vor dem Bootshaus, und das Geräusch kam von der anderen Seite her. Doch konnte er den Mann nicht erblicken, der dort vergeblich einen Niesreiz zu unterdrücken versuchte.

Er warf sein Streichholz weg und eilte leichtfüßig und lautlos um die Ecke des Bootshauses herum. Dort sah er einen Mann, der offensichtlich auf dem Boden gekniet hatte und sich jetzt hastig zu erheben versuchte. Er war schlank, trug einen hellen Überzieher, eine Brille und sah im übrigen wie ein schwarzbärtiger Geck aus. Sein Alter schätzte Anthony zwischen dreißig und vierzig, und alles in allem bot er einen respektablen Anblick.

»Was tun Sie denn da?« fragte Anthony. Er war ziemlich sicher, daß der Mann nicht zu Lord Caterhams Gästen gehörte.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte der Fremde mit ausländischer Betonung und einem Lächeln, das entwaffnend sein sollte. »Es ist, daß ich möchte zum Gasthaus zurückkehren und verloren habe den Weg. Will Monsieur so gut sein, mir zu helfen?«

»Sicherlich«, meinte Anthony kühl. »Aber der Weg dorthin führt nicht über das Wasser.«

»Ich bin sehr betrübt«, sagte der andere. »Ich habe die Richtung verloren und wollte mich nur hier erkundigen.«

Anthony faßte den Fremden freundlich am Arm.

»Gehen Sie hier herum, dem Ufer entlang und dann geradeaus – Sie können den Weg nicht verfehlen. Dort halten Sie sich links, dann kommen Sie direkt zum Dorf. Sie wohnen im ›Cricketer‹,

nehme ich an?«

»Jawohl, Monsieur, seit heute morgen. Vielen Dank für Ihre freundliche Bemühung.«

»Nichts zu danken«, murmelte Anthony. »Hoffentlich haben Sie sich nicht erkältet.«

»Eh?« meinte der Fremde.

»Beim Knien auf dem feuchten Boden«, erläuterte Anthony liebenswürdig. »Ich glaube, Sie niesen zu hören.«

»Vielleicht ich habe geniest«, gab der andere zu.

»Ganz richtig«, sagte Anthony. »Aber Sie sollten das Niesen nicht so krampfhaft zu unterdrücken suchen. Das ist sehr ungesund.«

»Guten Morgen, Monsieur, vielen Dank für die Begleitung.«

»Zweiter Verdächtiger im Gasthof«, brummte Anthony, als er dem anderen nachschaute. »Noch dazu einer, der nirgends hinpaßt. Sieht aus wie ein französischer Handlungsreisender. Sicher kein Bruder von der Roten Hand. Sollte noch eine dritte Partei im Spiele sein? Die französische Erzieherin hat das zweite Fenster von rechts. Ein geheimnisvoller Franzose treibt sich spionierend herum und horcht Gespräche ab, die nicht für ihn bestimmt sind. Ich wette, dahinter steckt etwas!«

Mit diesen Überlegungen beschäftigt, schritt Anthony langsam zum Haus zurück. Auf der Terrasse begegnete er Lord Caterham und den zwei Neuankömmlingen. Das Gesicht des Lords erhellte sich bei Anthonys Anblick.

»Wie nett, daß Sie hier sind«, bemerkte er. »Darf ich Sie mit Baron – hm – hm – und Captain Andrassy bekannt machen? – Dies ist Mr. Anthony Cade.«

Der Baron starrte Anthony mit wachsendem Argwohn an.

»Mr. Cade?« fragte er trocken. »Kaum!«

»Kann ich ein Wort mit Ihnen sprechen, Baron?« sagte Anthony. »Ich werde Ihnen alles erklären.«

Der Baron verneigte sich steif, und die beiden Männer schlenderten zusammen über die Terrasse.

»Baron«, erklärte Anthony, »ich muß mich in Ihre Hände geben. Ich habe die englische Korrektheit insofern verletzt, als ich unter dem Namen meines Freundes McGrath aufgetreten bin. Aber Sie werden selbst zugeben müssen, daß diese Täuschung harmlos war.

Sie wollten einfach den Mann sprechen, der im Besitz der Memoiren war. Dieser Mann war ich. Sie wissen ebenfalls – leider nur zu genau –, daß diese Memoiren nicht mehr in meinen Händen sind. Ein geschickter Trick, Baron, ein sehr geschickter Trick. Wer hat ihn ausgeheckt, Sie oder Ihr Fürst?«

»Seiner Hoheit eigene Idee es war. Er auch nicht erlaubte einem anderen, sie auszuführen. Er selbst es wollte tun.«

»Er machte seine Sache sehr gut«, gab Anthony zu. »Ich hätte ihn jederzeit für einen waschechten Engländer gehalten.«

»Die Erziehung eines englischen Edelmannes der Fürst erhielt. Das immer ist üblich in Herzoslowakien.«

»Kein Berufsverbrecher hätte diesen Diebstahl besser ausführen können«, lächelte Anthony harmlos. »Darf ich fragen, ohne indiskret zu sein, was aus den Papieren geworden ist?«

»Ich glaube, sie verbrannt sind worden.«

»Sie glauben – aber Sie wissen es nicht sicher?«

»Seine Hoheit in eigener Person bewahrte die Papiere. Sein Gedanke war zu lesen sie und dann zerstören durch Feuer.«

»Ich verstehe«, murmelte Anthony. »Immerhin sind diese Memoiren nicht die Art von leichter Literatur, die man in einer halben Stunde flüchtig durchblättert.«

»Unter den Effekten meines gemarterten Herrn sie haben sich nicht befunden. Es daher ist klar, daß sie müssen verbrannt sein.«

»Hm«, meinte Anthony, »ich möchte wissen –« Er schwieg einen Moment und fuhr dann fort: »Ich habe Ihnen diese Fragen gestellt, Baron, weil ich selbst – wie Sie sicher gehört haben – in dieses Verbrechen verwickelt bin. Ich muß dafür Sorge tragen, mich von jedem Verdacht zu reinigen.«

»Zweifellos«, sagte der Baron. »Das verlangt Ihre Ehre.«

»Genau das ist es«, erwiderte Anthony. »Sie erfassen sofort den wichtigen Punkt. Ich kann mich nie so klar ausdrücken. Aber Sie verstehen, daß ich mich selbst nur entlasten kann, indem ich den wirklichen Mörder entdecke. Hierzu benötige ich natürlich so viele Anhaltspunkte wie möglich. Diese Memoiren sind äußerst wichtig. Es erschiene mir durchaus denkbar, daß das Verbrechen nur aus dem Grunde begangen wurde, um an diese Memoiren zu gelangen. Sagen Sie mir bitte, Baron, ob das zu weit hergeholt ist?«

Der Baron zögerte ein paar Sekunden.

»Sie selbst haben gelesen die Memoiren?« fragte er endlich vorsichtig.

»Diese Antwort genügt mir«, lächelte Anthony. »Nun, Baron, noch eine andere Sache. Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, daß ich nichts unversucht lassen werde, um diese Papiere dennoch am nächsten Mittwoch, den 13. Oktober, dem Verlag zu übergeben.«

Der Baron starrte ihn an. »Aber sie nicht in Ihrem Besitz sind!«

»Ich sagte, am nächsten Mittwoch. Heute ist Freitag. Das gibt mir fünf Tage Spielraum.«

»Aber wenn sie sind verbrannt?«

»Daran glaube ich nicht, und ich habe gute Gründe dafür.«

Bei diesen Worten waren sie am Ende der Terrasse angelangt und wandten sich um. Eine massige Gestalt näherte sich ihnen. Anthony hatte Mr. Isaacstein noch nicht gesehen und betrachtete ihn interessiert.

»Ah, Baron«, sagte Isaacstein und wedelte mit seiner dicken Zigarre, »das ist eine böse Geschichte, eine ganz böse Geschichte!«

»Mein lieber Freund Isaacstein, so es ist wirklich!« rief der Baron. »Unser ganzes Gebäude in Scherben ist.«

Taktvoll überließ Anthony die beiden Herren ihren Klagen und nahm seinen Weg über die Terrasse wieder auf. Plötzlich hielt er inne. Ein leichtes Rauchwölkchen schwebte in die Luft empor, augenscheinlich aus der Mitte der dichten Eibenhecke kommend.

Anthony blickte nach links und nach rechts. Lord Caterham befand sich am entferntesten Ende der Terrasse mit Captain Andrassy. Beide drehten Anthony den Rücken zu. Dieser bückte sich rasch und bahnte sich einen Weg durch das dichte Gestrüpp. In der Mitte befand sich eine Lichtung, nach allen Seiten gut abgeschirmt. Dicht vor sich gewährte Anthony einen Mann in einem Korbstuhl. Eine angerauchte Zigarre lag auf der Lehne und glimmte – der Mann selbst schien eingeschlafen zu sein.

»Hm« meinte Anthony zu sich selbst, »Mr. Hiram Fish scheint sich im Schatten halten zu wollen.«

16.

Anthony kehrte zur Terrasse zurück mit dem bestimmten Eindruck, der einzig sichere Platz für ungestörte Gespräche sei die Mitte des Sees.

Ein dröhnender Gongschlag ertönte, und Tredwell erschien gravitatisch in einer Seitentür. »Es wäre angerichtet, Mylord.«

»Ah – endlich!« rief Lord Caterham erleichtert aus.

In diesem Augenblick tobten zwei Kinder aus dem Haus, zwölf und zehn Jahre jung. Unter schrillum Geschrei vollführten sie einen wilden Kriegstanz, bis Bundle erschien und den Lärm dämpfte.

»Sie hat Migräne, Migräne!« sagte Dolly.

»Hurra!« fiel Daisy jubelnd ein.

Lord Caterham hatte inzwischen die Mehrzahl seiner Gäste ins Haus geführt, jetzt legte er seine Hand auf Anthonys Arm.

»Kommen Sie in mein Arbeitszimmer«, flüsterte er. »Ich habe etwas ganz Spezielles dort.«

Wie ein Dieb schlich er leise durch die Halle und erreichte unbenutzt die Schwelle seines Refugiums. Dort öffnete er einen Kasten und zauberte verschiedene Flaschen hervor.

»Es macht mich immer durstig, wenn ich mit Ausländern reden muß«, erläuterte er entschuldigend. »Weiß nicht warum.«

Ein leises Klopfen ertönte, und Virginia steckte den Kopf ins Zimmer.

»Haben Sie auch für mich einen guten Tropfen?« fragte sie.

»Selbstverständlich«, strahlte der Lord, »kommen Sie herein.«

»Ah, das hatte ich nötig«, seufzte der Lord, als er sein Glas wieder auf den Tisch stellte. »Ich sagte bereits, daß mich das Reden mit Fremden immer durstig macht. Wahrscheinlich, weil sie so entsetzlich höflich sind. – Jetzt wollen wir zum Essen gehen.«

Er schritt voran, während Virginia ihre Hand leicht auf Anthonys Arm legte und ihn zurückhielt.

»Ich habe meinen Auftrag ausgeführt«, wisperte sie. »Lord Caterham hat mir den Toten gezeigt.«

»Und?« erkundigte sich Anthony lebhaft.

Virginia schüttelte den Kopf.

»Sie haben sich geirrt. Es ist tatsächlich Fürst Michael.«

»Oh!« Anthony war tief betrübt. »Und Mademoiselle hat Migräne!« fuhr er fort.

»Was hat die Migräne von Mademoiselle damit zu tun?«

»Wahrscheinlich gar nichts. Ich hätte sie nur gern gesehen. Mademoiselle bewohnt nämlich das zweite Zimmer im rechten Flügel – das Zimmer, in dem ich gestern abend Licht gesehen habe.«

»Das ist interessant!«

»Wahrscheinlich hat es nichts zu bedeuten. Trotzdem gedenke ich, Mademoiselle heute noch zu sehen.«

Das Essen gestaltete sich zu einer wahren Prüfung für alle. Selbst Bundles fröhliche Unbefangenheit vermochte niemanden aufzuheitern. Der Baron und Andrassy waren steif und förmlich und benahmen sich so, als ob sie in einer Gruft säßen. Lord Caterham sah bedrückt aus. Bill Eversleigh starrte sehnsüchtig auf Virginia. George, die Schwierigkeit der Situation voll auskostend, unterhielt sich gewichtig mit dem Baron und Mr. Isaacstein, während Mr. Hiram Fish schweigsam aß und nur hin und wieder eine Bemerkung einflocht. Inspektor Battle war spurlos verschwunden, keiner wußte wohin.

»Gottlob ist das überstanden«, flüsterte Bundle Anthony ins Ohr, als sie die Tafel aufhob. »Und George nimmt das ausländische Kontingent mit in die Abtei, um Staatsgeheimnisse zu besprechen.«

»Das dürfte die Luft reinigen.«

»Der Amerikaner ist mir nicht im Wege«, fuhr Bundle fort. »Er mag ruhig mit Vater über Erstaussgaben reden, dann sind beide gut aufgehoben. Oh, Mr. Fish –«, sie wechselte den Ton, als dieser plötzlich auftauchte, »ich plane einen ruhigen Nachmittag für Sie.«

»Zu liebenswürdig von Ihnen, Lady Eileen.«

»Mr. Fish hat bereits einen ruhigen Vormittag genossen«, warf Anthony leicht hin.

Ein rascher Blick des Amerikaners flog zu Anthony.

»Sie haben mich also in meinem geheimen Versteck beobachtet? Es gibt Momente, wo man sich in die Stille zurückziehen muß.«

Bundle war weitergeschlendert und ließ Mr. Fish mit Anthony allein. Der erstere senkte seine Stimme ein wenig.

»Schätze«, meinte er, »es gibt da etliche Geheimnisse um diese

sterblichen Überreste.«

»Eine ganze Menge«, bestätigte Anthony.

»War dieser kahlköpfige Kerl ein Freund des Verstorbenen?«

»Etwas Ähnliches.«

»Es wird gemunkelt, daß der Verstorbene eine Königliche Hoheit gewesen sei. Stimmt das?«

»Er nannte sich hier Graf Stanislaus«, sagte Anthony ausweichend.

Mr. Fish äußerte sich hierzu mit einem skeptischen »Na schön!« und schwieg darauf wieder eine Weile. »Dieser Polizeinspektor«, bemerkte er schließlich, »dieser Battle oder wie er heißt – versteht der etwas?«

»Scotland Yard hält viel von ihm«, erwiderte Anthony kühl.

»Scheint mir reichlich vertrocknet«, bemerkte Mr. Fish. »Läßt sich jedenfalls Zeit. – Wieso darf niemand das Haus verlassen?«

»Alle müssen morgen bei der Leichenschau anwesend sein.«

»Nur deshalb? Kein anderer Grund vorhanden? Wird keiner der Gäste verdächtigt?«

»Mein bester Mr. Fish!«

»Ich war etwas beunruhigt – bin schließlich fremd in diesem Kreis. Aber natürlich – erinnere mich jetzt: Der Verbrecher kam ja von draußen. Fenster war offen, nicht wahr?«

»Es war tatsächlich offen.«

Mr. Fish entfernte sich, und Bundle kehrte zurück.

»Merkwürdiger Fisch, nicht wahr?« bemerkte sie.

»Das kann man wohl sagen!«

»Es hat keinen Zweck, nach Virginia auszuspähen«, meinte sie bitter.

»Das tat ich nicht!«

»Doch. Ich weiß nicht, wie sie das anstellt. Es ist nicht die Art, wie sie spricht, nicht einmal wie sie aussieht – aber es gelingt ihr einfach: Jedenfalls hat sie augenblicklich anderes zu tun. Sie bat mich, nett zu Ihnen zu sein – und ich werde nett sein, wenn nötig unter Anwendung von Gewalt.«

»Gewalt ist nicht nötig«, versicherte Anthony. »Aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, wäre es besser, im Boot nett zu sein als an Land.«

»Kein schlechter Gedanke.«

Sie schlenderten zusammen zum See.

»Ich möchte Sie etwas fragen«, sagte Anthony, als er vom Ufer abstieg, »ehe wir zu interessanteren Themen übergehen. Arbeit geht vor Vergnügen.«

»Über welches Schlafzimmer wünschen Sie diesmal Auskunft?« fragte Bundle mit müder Geduld.

»Nichts über Schlafzimmer. Aber ich wüßte gern, woher Sie Ihre französische Erzieherin haben.«

»Der Mann ist völlig behext«, murmelte Bundle. »Ich habe sie durch eine Agentur erhalten, und ich bezahle ihr hundert Pfund im Jahr, und ihr Vorname ist Genevieve. – Sonst noch etwas gefällig?«

»Befassen wir uns einmal mit der Agentur. Hatte sie Referenzen aufzuweisen?«

»Oh, glänzende. Sie war zehn Jahre bei der Comtesse de Breteuil, Château de Breteuil, Dinard.«

»Sie haben die Gräfin nicht selbst gesehen? Alles wurde nur schriftlich erledigt?«

»Genau.«

»Hm«, meinte Anthony.

»Sie setzen mich in Erstaunen«, lächelte Bundle. »Bedeutet Ihre Frage Liebe oder Verbrechen?«

»Wahrscheinlich pure Dummheit von mir – reden wir nicht mehr davon.«

»Reden wir nicht mehr davon«, erklärt er nachlässig, wenn er alle Informationen bekommen hat. Mr. Cade, wen haben Sie im Verdacht? Ich tippe auf Virginia, weil es am unglaublichsten scheint. Oder vielleicht auch Bill.«

»Wie verhält es sich denn mit Ihnen?«

»Mitglied der Aristokratie in geheimem Komplott mit der Bruderschaft der Roten Hand. Das gäbe eine nette Sensation.«

Anthony lachte. Er mochte Bundle, obwohl er sich ein wenig vor dem durchdringenden Blick ihrer grauen Augen fürchtete.

»Ist das ein neuer Verdächtiger, der da verloren beim Bootshaus steht?« Anthony hatte sich auf seine Ellenbogen gestützt und starrte zum Ufer rüber. »Oder gehört er zur Gesellschaft?«

Bundle hob den Kopf.

»Das ist Bill«, erklärte sie. »Er sucht anscheinend etwas.«

»Höchstwahrscheinlich mich«, sagte Bundle ohne Begeisterung.

»Wollen wir rasch auf die andere Seite rudern?«

»Das ist die richtige Antwort – aber die Begeisterung fehlt.«

»Ich werde nach diesem Verweis mit doppelter Kraft rudern.«

»Zwecklos«, sagte Bundle, »ich habe auch meinen Stolz. Rudern Sie bitte dorthin, wo dieser Dummkopf wartet. Irgend jemand muß sich schließlich um ihn kümmern. Virginia scheint ihn versetzt zu haben.«

Anthony ruderte gehorsam in Richtung Ufer. »Und was wird aus mir?« beklagte er sich. »Ich weigere mich, das fünfte Rad am Wagen zu spielen. – Sind das die Kinder, die ich dort drüben sehe?«

»Ja. Seien Sie vorsichtig, und kommen Sie ihnen nicht zu nah. Sonst werden Sie mitleidlos eingefangen.«

Nachdem er Bundle Bill überlassen hatte, schlenderte er gemächlich dorthin, wo lautes Geschrei den mittäglichen Frieden störte. Er wurde mit großem Hurra empfangen.

»Können Sie Indianer spielen?« fragte Dolly sofort.

»Und ob!« gab Anthony zurück. »Ihr müßtest nur mal mein Gebrüll hören, wenn ich skalpiert werde.« Er illustrierte es prompt.

»Nicht schlecht«, urteilte Daisy. »Und jetzt das Siegesgeschrei!«

Anthony gehorchte mit schrillum »*Hugh!*« Nach ein paar Minuten war das Indianerspiel in vollem Gange.

Eine Stunde später wischte sich Anthony die Stirn ab und fragte beiläufig nach Mademoiselles Migräne. Er zeigte sich erfreut zu hören, daß sie wieder völlig hergestellt war. Inzwischen hatten die Kinder ihn derart ins Herz geschlossen, daß er dringend aufgefordert wurde, mit ihnen im Schulzimmer Tee zu trinken.

»Wir müssen uns jetzt wahrscheinlich waschen«, bedauerte Daisy. »Aber nachher kommen Sie zu uns zum Tee. Vergessen Sie es nicht!«

Anthony schwor feierlich, daß nichts ihn von der Erfüllung seines Versprechens abhalten könne, und zufrieden trollte sich das Pärchen ins Haus. Anthony blickte ihnen einen Augenblick nach und bemerkte dabei einen Mann, der sich aus einem kleinen Gebüsch fortstahl und durch den Park enteilt. Er war beinahe sicher, daß es sich um den schwarzbärtigen Fremden handelte, den er bereits am Vormittag beobachtet hatte. Als er noch überlegte, ob er

ihm folgen sollte, teilten sich die Büsche neben ihm, und Mr. Hiram Fish trat hervor. Er erschrak sichtlich beim Anblick von Anthony.

»Haben Sie einen friedlichen Nachmittag verlebt?« fragte dieser.

»Danke, ja.«

Trotz dieser Behauptung sah aber Mr. Fish nicht so gelassen aus wie sonst. Sein Gesicht war erhitzt, und er schnaufte hastig wie nach raschem Laufen. Er zog seine Uhr.

»Schätze«, bemerkte er leichthin, »daß es Zeit ist für den geheiligten englischen Brauch des Nachmittagstees.« Seine Uhr einsteckend, schlenderte Mr. Hiram Fish dem Hause zu.

Anthony blieb im Garten verloren zurück. Er fuhr wie aus einem Traum auf, als er plötzlich Inspektor Battle dicht neben sich erblickte. Nicht das leiseste Geräusch hatte sein Kommen verraten, er schien plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht zu sein.

»Wo sind denn Sie entsprungen?« fragte Anthony verblüfft.

Mit leichter Kopfbewegung deutete Battle auf das Gebüsch.

»Das scheint heute ein bevorzugter Ort zu sein«, bemerkte Anthony.

»Sie waren tief in Gedanken versunken, Mr. Cade?«

»Sie sind genau der Mann, den ich dringend zu sehen wünschte, Battle. – Ich möchte verreisen. Ist das möglich?«

Inspektor Battle zeigte nicht das geringste Erstaunen. Seine Antwort war klar und sachlich.

»Das kommt ganz darauf an, wohin Sie gehen wollen.«

»Ich möchte nach Dinard fahren, zum Schloß der Comtesse de Breteuil. Geht das?«

»Wann wollen Sie fahren?«

»Ich schlage vor, morgen nach der Leichenschau. Dann könnte ich am Sonntag abend zurück sein.«

»Verstehe«, bemerkte der Inspektor trocken. »Nun, ich habe nichts dagegen – vorausgesetzt, daß Sie wirklich direkt nach Dinard fahren und sofort zurückkehren.«

»Nun gut«, sagte Anthony, »ich nehme an, daß Sie Ihre Vorichtsmaßnahmen treffen. Ein diskreter Vertreter des Rechts wird mich beschatten. Sei's darum! – Aber ich möchte gern wissen, um was es eigentlich geht.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz, Mr. Cade?«

»Diese Memoiren – warum all das Getue darum? Was steckt dahinter?«

Battle verzog das Gesicht. Seine nächsten Worte jedoch bezogen sich auf etwas ganz anderes.

»Nehmen Sie an, Mr. Cade, daß ich eine Vorliebe für Sie gefaßt habe, weil Sie einen guten Eindruck auf mich machen. Ich möchte, daß Sie in dieser Sache mit uns arbeiten. Der Amateur und der Fachmann. Der eine hat sozusagen die Spezialkenntnisse und der andere seine Erfahrungen.«

»Ich gebe gern zu«, sagte Anthony langsam, »daß es schon längst mein Traum war, einmal einen Mord aufzuklären.«

»Haben Sie sich eine Meinung über den Fall gebildet, Mr. Cade?«

»Massenhaft Meinungen – aber das meiste davon besteht aus Fragen.«

»Zum Beispiel?«

»Wer wird der Nachfolger von Fürst Michael? Das scheint mir ziemlich wichtig zu sein.«

Ein schiefes Lächeln überflog Inspektor Battles Gesicht.

»Ich hatte mich bereits gefragt, ob Sie darauf kommen würden. Prinz Nikolaus ist der nächste Erbe – ein Vetter von Michael.«

»Und wo befindet sich der Herr zur Zeit?« fragte Anthony weiter, während er sich abwandte und eine Zigarette ansteckte. »Erzählen Sie mir nicht, daß Sie es nicht wissen.«

»Wir haben Ursache anzunehmen, daß er sich in Amerika aufhält. Jedenfalls soll er bis vor kurzem dort gewesen sein. Nahm Gelder auf für seine Zukunftspläne.«

Anthony stieß einen erstaunten Pfiff aus.

»So ist das also«, sagte er. »Michael wurde von England unterstützt, Nikolaus von Amerika. In beiden Ländern ist die Hochfinanz sehr interessiert daran, die Ölkonzessionen zu erhalten. Die Loyalisten traten für Michael ein – und jetzt sind sie herrenlos. Zähneknirschen bei den Herren Isaacstein & Co., Jubel in Wallstreet.«

»Sie haben ziemlich genau ins Schwarze getroffen.«

»Internationale Politik ist sehr fesselnd«, grinste Anthony, »aber ich muß Sie leider verlassen. Habe eine Verabredung im Schulzimmer.«

Er ging mit langen Schritten dem Hause zu. Tredwell wies ihm den Weg zum Schulraum. Er klopfte, trat ein und wurde mit wildem Hurra begrüßt. Dolly und Daisy stürmten auf ihn los und zogen ihn im Triumph zu ihrer Erzieherin.

Zum ersten Mal fühlte Anthony Zweifel in sich aufsteigen. Mademoiselle Brun erwies sich als kleine, ältliche Person mit farblosem Gesicht, graugesprenkeltem Haar und sprossendem Schnurrbart. Wie eine notorische Abenteurerin sah sie nun wirklich nicht aus.

Mir scheint, sagte sich Anthony, ich mache mich im höchsten Grade lächerlich. Aber jetzt kann ich nicht mehr zurück. Er benahm sich äußerst liebenswürdig Mademoiselle gegenüber, diese war augenscheinlich entzückt, daß ein gutaussehender junger Mann in ihr Schulzimmer eindrang. Der Nachmittagstees verließ sehr gemütlich.

Aber abends, allein in seinem prunkvollen Zimmer, schüttelte Anthony mehrmals enttäuscht den Kopf.

Ich mache einen Fehler, sagte er sich, zum zweiten Mal mache ich einen groben Fehler. Diese Sache hat weder Hand noch Fuß. Plötzlich hielt er in seinem Dauerlauf durch das Zimmer inne.

»Was zum Teufel –«, begann er.

Die Tür hatte sich sachte geöffnet, und gleich darauf schlüpfte ein großer Mann ins Zimmer und blieb ehrerbietig stehen. Es war ein blonder Bursche mit hochstehenden Backenknochen und den träumerischen Augen eines Fanatikers.

»Wer zum Kuckuck sind Sie?« fragte Anthony und starrte ihn an. Der Mann antwortete in perfektem Englisch.

»Ich heiße Boris Anchoukoff.«

»Der Diener von Fürst Michael?«

»So ist es. Ich habe meinem Herrn gedient. Er ist tot. Jetzt sind Sie mein Herr.«

»Das ist sehr nett von Ihnen – aber ich benötige keinen Diener«, erklärte Anthony.

»Sie sind mein Herr. Ich werde Ihnen treu sein.«

»Ja – aber – sehen Sie, ich kann mir keinen Diener leisten.«

Boris Anchoukoff blickte ihn gekränkt an.

»Ich verlange kein Geld. Ich werde Ihnen dienen – bis zum Tod.«

Rasch näherte er sich Anthony, fiel auf ein Knie nieder, faßte Anthonys Hand und führte sie an seine Stirn. Dann stand er wieder auf und verließ den Raum so lautlos, wie er gekommen war.

Anthony starrte verblüfft hinter ihm her.

»Das ist verdammt komisch«, murmelte er. »Ein treuer Hund. Einen merkwürdigen Instinkt haben diese Kerle. Aber trotzdem ist es peinlich – verdammt peinlich, gerade jetzt. «

17.

Die Leichenschau fand am folgenden Morgen statt. Inspektor Battle und der Leichenbeschauer hatten mit Unterstützung des Polizeichefs das Verfahren so weit verkürzt wie nur irgend möglich.

Gleich nach der Leichenschau verschwand Anthony unauffällig. Seine Abreise war der einzige Lichtblick des Tages für Bill Eversleigh. George Lomax hatte sich in den Gedanken verrannt, daß immer noch peinliche Gerüchte entstehen könnten, und war deshalb sehr ermüdend gewesen. Miss Oscar und Bill mußten unentwegt zu seiner Verfügung stehen. Als er sich endlich am Samstag abend zurückziehen konnte, war er völlig erledigt. Den ganzen Tag hatte er Virginia nicht gesehen, und er fühlte sich gekränkt und mißbraucht. Gott sei Dank hatte sich wenigstens dieser Kerl aus den Kolonien verflüchtigt, der Virginias Gesellschaft viel zu häufig beansprucht hatte.

Bill fühlte tiefes Bedauern mit sich selbst, als er einschlief. Doch im Traum wurde ihm Trost gewährt, denn er träumte von Virginia. Ein großer Autobus fuhr vor, und Virginia entstieg ihm am Arm des kahlköpfigen Barons. Sie trat auf Bill zu und schüttelte ihn am Arm. »Bill«, rief sie, »o Bill!«. Sie schüttelte ihn stärker. »Bill«, sagte sie nochmals, »wach auf! O bitte, wach auf!«

Ganz benommen fuhr er hoch. Er lag in seinem Schlafzimmer in Chimneys. Aber ein Teil seines Traumes blieb bestehen: Virginia neigte sich über ihn und wiederholte: »Wachen Sie auf, Bill! Bitte, wachen Sie doch endlich auf!«

»Hallo«, sagte Bill schlaftrunken und setzte sich im Bett auf.

»Was ist denn los?« Virginia seufzte erleichtert.

»Gott sei Dank, ich dachte schon, ich würde Sie nie wach kriegen. Ich habe Sie immer wieder geschüttelt. Sind Sie jetzt wirklich wach?«

»Ich glaube doch«, meinte Bill zweifelnd. »Und ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihr Benehmen sehr undamenhaft finde. Das gehört sich nicht für eine anständige junge Witwe.«

»Seien Sie kein Idiot, Bill! Es geschehen merkwürdige Dinge.«

»Was für Dinge?«

»Merkwürdige – im Ratssaal. Ich glaubte, das Schließen einer Tür zu hören und ging hinunter. Und dann sah ich Licht im Ratssaal. Ich schlich den Korridor entlang und spähte durchs Schlüsselloch. Viel konnte ich nicht sehen, aber das Wenige genügte mir. Und plötzlich hatte ich das Gefühl, daß ich einen netten, starken Mann zur Seite habe müßte. So kam ich hierher und versuchte Sie aufzuwecken. Aber es hat ewig lange gedauert, bis ich Sie so weit hatte.«

»Ich verstehe«, sagte Bill. »Und was soll ich jetzt unternehmen? Hinuntergehen und die Einbrecher angreifen?«

»Ich bin gar nicht sicher, daß es sich um Einbrecher handelt, Bill. Aber wir dürfen keine Zeit verlieren – stehen Sie auf!«

Bill kroch gehorsam aus dem Bett.

»Warten Sie, bis ich Schuhe angezogen habe – die schweren, genagelten Stiefel. Wie nett und stark ich auch sein mag – gegen Einbrecher kämpfe ich nicht gern barfuß.«

»Können wir jetzt gehen?« fragte Virginia.

»Ich bin bereit«, sagte Bill. Er hüllte sich in seinen Hausmantel und ergriff ein Schüreisen vom Kamin. »Die klassische Waffe«, grinste er.

»Los«, flüsterte Virginia, »und machen Sie kein Geräusch.«

Sie schlichen aus dem Zimmer, den Korridor entlang und die breite Freitreppe hinunter. Virginia runzelte die Brauen, als sie unten ankamen.

»Ihre Stiefel knirschen, Bill.«

»Nägel sind Nägel«, bemerkte Bill. »Ich gebe mir alle Mühe.«

»Sie müssen sie ausziehen«, erklärte Virginia fest. Bill brummte.

»Ich möchte wissen, ob Sie erkennen können, was im Ratssaal vor sich geht. Es ist sehr mysteriös, Bill. Warum sollten Ein-

brecher eine aufgestellte alte Rüstung auseinandernehmen?«

»Der Kerl ist jedenfalls zu groß, um ihn in einem Stück fortzuschleppen. Darum zerlegen sie ihn und machen ein Paket daraus.«

Virginia schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Was wollen sie denn mit einem rostigen alten Harnisch anfangen? Chimneys ist voll von wertvollen Gegenständen, die man leichter einstecken könnte.«

Bill zuckte die Achseln.

»Wie viele sind es?« fragte er und packte sein Schüreisen fester.

»Ich konnte es nicht genau sehen, das Schlüsselloch ist zu klein. Und sie haben nur eine Taschenlampe als Lichtquelle.«

»Wahrscheinlich sind sie jetzt bereits verschwunden«, meinte Bill hoffnungsvoll.

Er setzte sich auf der untersten Treppenstufe nieder, zog seine Stiefel aus und nahm sie in die Hand. Dann schlich er den Korridor entlang, der zum Ratssaal führte. Virginia blieb ihm auf den Fersen. Vor der massiven Eichentür hielten sie an. Alles war still, doch plötzlich preßte Virginia Bills Arm, und er nickte. Ein helles Licht blitzte einen kurzen Augenblick durch das Schlüsselloch. Bill kniete nieder und brachte sein Auge an die Öffnung. Doch die Szene, die sich im Zimmer abspielte, ging anscheinend auf der linken Seite vor sich, so daß er sie nicht sehen konnte.

Ein gedämpftes Geräusch verriet, daß die Eindringlinge sich immer noch mit dem gepanzerten Ritter beschäftigten. Bill erinnerte sich, daß dort direkt unter dem Holbein-Gemälde zwei Rüstungen nebeneinander standen. Das Licht der Taschenlampe war anscheinend auf die Arbeit gerichtet und ließ den übrigen Raum im Dunkel. Einmal glitt eine Gestalt in Bills Gesichtskreis, aber das Licht war zu schwach, um etwas Genaueres erkennen zu lassen. Es konnte sich ebensogut um einen Mann wie um eine Frau handeln. Etwas später huschte der Schatten zurück, und man hörte wiederum das leise Klappern. Plötzlich erklang ein neuer Ton: das schwache Tapptapp von Knöcheln auf Holz.

Bill setzte sich auf seine Fersen.

»Was ist?« flüsterte Virginia.

»Nichts. Es hat keinen Sinn, noch länger zu spähen. Wir sehen zu wenig. Ich muß rein und sie direkt angreifen.«

Er zog seine Stiefel an und stand auf.

»Hören Sie gut zu. Virginia. Wir öffnen die Tür so leise wie möglich – wissen Sie, wo der Lichtschalter ist?«

»Ja, direkt neben der Tür.«

»Ich glaube nicht, daß es mehr als zwei sind – vielleicht auch nur einer. Es sollte mir gelingen, ungesehen ins Zimmer zu kommen. Wenn ich rufe ›Los!‹, dann drehen Sie das Licht an. Ist das klar?«

»Selbstverständlich.«

»Schreien Sie bloß nicht, und werden Sie nicht ohnmächtig. Ich Sorge schon dafür, daß Ihnen nichts geschieht.«

»Mein Held«, flüsterte Virginia.

Bill warf ihr in der Dunkelheit einen mißtrauischen Blick zu. Sein Schüreisen fester packend, machte er einen Schritt in Richtung Tür. Er fühlte sich der Situation völlig gewachsen. Sehr sachte drehte er den Knauf, und die Tür öffnete sich leise. Bill fühlte, daß Virginia dicht neben ihm stand, und gemeinsam betraten sie geräuschlos den Raum.

Am entferntesten Ende der Seitenwand spielte das Licht auf dem Holbein-Gemälde. Sie erblickten die Silhouette eines Mannes, der auf einem Stuhl stand und leise die Wand abklopfte. Er drehte ihnen den Rücken zu.

Weiter sahen sie nichts, denn in diesem Moment knirschten die Nägel von Bills Stiefeln auf dem Parkett. Der Mann schwang herum, richtete den vollen Lichtstrahl auf Bill und Virginia und blendete sie durch die plötzliche Helle. Bill zögerte nicht.

»Los«, rief er und sprang auf seinen Gegner zu, während Virginia gehorsam den Lichtschalter betätigte.

Der große Leuchter hätte das ganze Zimmer in Licht tauchen sollen, aber nichts dergleichen geschah. Man hörte nur das Knipsen des Schalters, aber der Raum blieb dunkel. Virginia hörte Bill kräftig fluchen. Im nächsten Augenblick vernahm man nur noch das Geräusch eines Handgemenges und keuchendes Atmen. Die Taschenlampe war zu Boden gefallen und verloschen. Die Kämpfenden konnte man nicht sehen, noch ließ sich erkennen, ob sich noch ein weiterer Mensch im Zimmer befand.

Virginia stand wie erstarrt und wußte nicht was tun. Sie wagte nicht, in den Kampf einzugreifen, denn das hätte Bill vielleicht mehr geschadet als genützt. Sie konnte nur an der Tür stehenbleiben, damit niemand den Raum auf diesem Weg verließ.

Gleichzeitig aber handelte sie gegen Bills Instruktionen, indem sie laut und wiederholt um Hilfe schrie.

Sie hörte das Öffnen von Türen, und plötzlich erstrahlte das Treppenhaus wie auch die Halle in hellem Licht. Wenn Bill nur seinen Mann so lange festhalten konnte, bis Hilfe kam! Doch da ertönte ein schreckliches Gepolter. Die Kämpfenden mußten an eine der Rüstungen gestoßen sein, denn sie stürzte mit fürchterlichem Lärm zu Boden. Undeutlich erblickte Virginia eine Gestalt, die zur Balkontür rannte, und gleichzeitig hörte sie, wie Bill sich fluchend von der auf ihm liegenden Rüstung befreite.

Zum ersten Mal verließ Virginia ihren Posten an der Tür und lief auf den Schatten los. Aber die Balkontüre hatte sich bereits geöffnet, und der Einbrecher raste über die Terrasse und um die Ecke des Hauses. Virginia rannte ihm nach. Sie war jung und leichtfüßig und erreichte die Ecke der Terrasse kaum eine Sekunde nach dem Flüchtenden.

Aber hier lief sie geradewegs in die Arme eines Mannes, der von der kleinen Seitentür herkam. Es war Mr. Hiram Fish.

»Guter Gott – eine Frau!« rief er aus. »Verzeihung, Mrs. Revel. Ich hielt Sie für einen Einbrecher.«

»Er ist hier vorbeigerannt«, rief Virginia atemlos. »Können wir ihn nicht mehr erwischen?«

Aber im gleichen Moment wußte sie auch schon, daß es zu spät war. Der Mann mußte inzwischen den Park erreicht haben, und die Nacht war dunkel und ohne Mondschein. Sie kehrte um und ging zum Ratssaal zurück. Mr. Fish blieb an ihrer Seite. Lord Caterham, Bundle und einige erschrockene Bedienstete standen auf der Schwelle des Ratssaals.

»Was zum Kuckuck ist hier los?« fragte Bundle. »Ist eingebrochen worden? Oder machst du mit Mr. Fish einen Mitternachts-spaziergang?«

Virginia schilderte die Geschehnisse der Nacht.

»Wie schrecklich aufregend!« rief Bundle aus. »Im allgemeinen erlebt man nicht einen Mord und einen Einbruch während eines einzigen kurzen Wochenendes. Was ist mit dem Licht hier geschehen? Alle anderen Lampen brennen.«

Dieses Rätsel war bald gelöst. Die Birnen waren einfach herausgeschraubt und in Reih und Glied an der Wand postiert worden.

Tredwell, selbst im Hausrock würdig, stieg auf eine kleine Leiter und stellte die Beleuchtung wieder her.

»Wenn mich nicht alles täuscht«, meinte Lord Caterham mit seiner traurigsten Stimme und blickte um sich, »ist dieser Raum kürzlich der Schauplatz einer etwas heftigen Auseinandersetzung gewesen.«

Seine Bemerkung traf in der Tat zu. Was nicht niet- und nagelfest war, lag auf dem Boden. Das Parkett bedeckten zersplitterte Stühle, zerbrochenes Porzellan und Fragmente einer Rüstung.

»Wie viele Einbrecher mögen es gewesen sein?« fragte Bundle.
»Es scheint sich ein harter Kampf abgespielt zu haben.«

»Ich glaube, es war nur ein einziger«, erklärte Virginia.

Aber während sie sprach, wurde sie unsicher. Bestimmt war nur eine Person – und zwar ein Mann – über den Balkon geflüchtet. Aber als sie ihm nachrannte, hatte sie das undeutliche Gefühl eines Raschelns ganz in der Nähe gehabt. Wenn das stimmte, dann mußte diese zweite Person ungesehen durch die Tür entschlüpft sein.

Bill erschien im Fensterrahmen. Er war außer Atem und keuchte.

»Verdammt!« rief er wütend. »Er ist entwischt! Ich bin durch den ganzen Park gejagt – nicht das geringste von dem Kerl zu sehen!«

»Beruhigen Sie sich, Bill«, sagte Virginia. »Vielleicht haben wir das nächste Mal mehr Glück.«

»Nun«, meinte Lord Caterham, »was wollen wir jetzt tun? Wieder zu Bett gehen? Ich kann Badgworthy zu dieser Nachtzeit nicht erreichen. Tredwell, veranlassen Sie am Morgen das Nötige.«

»Sehr wohl, Mylord.«

Mit einem Seufzer der Erleichterung schickte sich Lord Caterham zum Rückzug an.

»Dieser Isaacstein scheint wie ein Murmeltier zu schlafen«, bemerkte er mit einem Anflug von Neid. »Man sollte doch meinen, der Lärm hätte auch ihn aufgeweckt.« Er blickte zu Mr. Fish hinüber. »Sie fanden anscheinend Zeit, sich vollständig anzuziehen«, fügte er bei.

»Ich habe ein paar Kleider übergeworfen, das stimmt«, gab der Amerikaner zu.

»Sehr klug von Ihnen«, lächelte der Lord. »Verdammt kühl in diesen Pyjamas.« Er gähnte.

In gedrückter Stimmung begab sich die Gesellschaft wieder zu Bett.

18.

Der erste Mensch, den Anthony beim Verlassen des Zuges am folgenden Nachmittag entdeckte, war Inspektor Battle. Ein Lächeln überflog sein Gesicht.

»Melde mich vertragsgemäß zurück«, bemerkte er. »Kamen Sie her, um sich persönlich davon zu überzeugen?«

Battle schüttelte den Kopf.

»Daran habe ich nie gezweifelt, Mr. Cade. Ich fahre zufällig nach London, weiter nichts.«

»Darf ich fragen, warum?«

Der Inspektor erwiderte nichts.

»Sie sind immer so gesprächig«, lächelte Anthony. »Das schätze ich besonders an Ihnen.«

Etwas wie ein Zwinkern erschien in den Augen des Inspektors.

»Was haben Sie bei Ihrem Ausflug erreicht, Mr. Cade?« erkundigte er sich.

»Ich habe eine völlige Niete gezogen, Battle. Zum zweiten Mal war ich hoffnungslos im Irrtum. Ärgerlich, nicht wahr?«

»Was hatten Sie im Sinn, wenn ich fragen darf?«

»Mir erschien die französische Erzieherin verdächtig. Erstens: Die unwahrscheinlichste Person ist immer die Schuldige, wie man behauptet. Zweitens: In der Nacht des Mordes leuchtete das Licht in ihrem Zimmer auf.«

»Keine sehr stichhaltigen Gründe, will mir scheinen.«

»Da haben Sie recht. Aber ich hörte außerdem, daß sie erst seit kurzer Zeit auf Chimneys ist, und ein verdächtiger Franzose spionierte andauernd um das Haus herum. Ich darf wohl annehmen, daß Sie bereits alles über ihn wissen?«

»Sie meinen den Mann, der sich Monsieur Chelles nennt? Er wohnt im ›Cricketer‹ und ist Reisender in Seide.«

»Was halten Sie von ihm?«

»Er hat sich sehr verdächtig benommen«, sagte Inspektor Battle ausdruckslos.

»Das schien mir auch so. Ich zählte also zwei und zwei zusammen. Französischer Unbekannter außerhalb, französische Erzieherin innerhalb des Hauses. Ich entschied mich dafür, daß die beiden zusammenarbeiten, und fuhr zu der Dame, bei der Mademoiselle Brun die letzten zehn Jahre gearbeitet haben soll. Ich war darauf vorbereitet zu hören, daß man in Breteuil keine Mademoiselle Brun kannte. Aber ich habe mich geirrt, Battle – Mademoiselle ist echt!«

Battle nickte.

»Ich gebe zu, daß mir Zweifel kamen, sobald ich mit ihr gesprochen hatte«, sagte Anthony. »Mir schien selbst, daß ich den falschen Baum hinaufbellte. Sie war durch und durch der Typ der Gouvernante.«

Wiederum nickte Battle.

»Darauf kann man sich allerdings nicht immer verlassen, Mr. Cade. Besonders Frauen können sich mit etwas Schminke stark verändern. Bei Männern ist das schon schwieriger. Sie können wohl ihre Augenbrauen buschiger machen und falsche Zähne einsetzen, aber dann bleiben immer noch die Ohren. Ich will gar nicht von falschen Bärten reden«, fuhr der Inspektor fort. »Davon liest man nur in Büchern. Nein, es gibt nur ganz wenige Männer, die man nicht identifizieren kann. Tatsächlich kenne ich einen einzigen, der ein Genie der Verwandlung ist: König Victor. Haben Sie jemals von König Victor gehört?«

In Battles Stimme war plötzlich ein so scharfer Ton, daß Anthony das Wort zurückhielt, das ihm auf der Zunge lag.

»König Victor«, meinte er statt dessen überlegend, »irgendwie kommt mir der Name bekannt vor.«

»Einer der berühmtesten Juwelendiebe der ganzen Welt. Irischer Vater, französische Mutter. Spricht mindestens fünf Sprachen. Hat eine Zeitlang gesessen, ist aber vor ein paar Monaten entlassen worden.«

»Tatsächlich? Und wo soll er sich jetzt befinden?«

»Genau das möchten wir eben wissen, Mr. Cade.«

»Die Lage wird unklar«, sagte Anthony leichthin. »Keine Hoff-

nung, daß er hier auftaucht? Aber er ist wahrscheinlich nur an Juwelen interessiert und nicht an politischen Geheimnissen.«

»Das kann man nie sagen«, meinte Inspektor Battle. »Soviel uns bekannt ist, könnte er sich bereits hier herumtreiben.«

»Als zweiter Diener verkleidet? Prächtig! Sie werden ihn an seinen Ohren erkennen und sich mit Ruhm bedecken.«

»Der kleine Witz macht Ihnen Vergnügen, nicht wahr, Mr. Cade? Nebenbei: Was halten Sie von dieser merkwürdigen Geschichte in Staines?«

»Staines? Was ist denn dort geschehen?«

»Es stand in allen Samstagzeitungen. Ich dachte, Sie hätten es gelesen. Ein Mann wurde am Straßenrand erschossen aufgefunden, ein Fremder. Die Zeitungen schreiben auch heute wieder darüber.«

»Ich glaube, ich las etwas in dieser Richtung«, meinte Anthony beiläufig. »Anscheinend kein Selbstmord?«

»Nein. Wir fanden keine Waffe. Bis jetzt konnte der Mann noch nicht identifiziert werden.«

»Sie scheinen sehr interessiert zu sein an der Sache«, sagte Anthony lächelnd. »Keine Verbindung zu Fürst Michaels Tod, oder?«

Seine Hand war so ruhig wie sein Blick. Bildete er sich nur ein, daß der Inspektor ihn besonders intensiv ansah?

»Mord scheint sich langsam zu einer Epidemie zu entwickeln«, meinte Battle. »Aber wahrscheinlich ist nichts dahinter.«

Er wandte sich ab und winkte einem Gepäckträger, da der Londoner Zug eben einfuhr. Anthony seufzte erleichtert auf. Er schlenderte nachdenklich durch den Park. Absichtlich nahm er den gleichen Weg, den er in der verhängnisvollen Nacht eingeschlagen hatte. Als er in die Nähe des Hauses kam, blickte er zu den Fenstern empor und überlegte, aus welchem damals der Lichtstrahl fiel. War es wirklich das zweite Fenster gewesen?

Dabei machte er eine Entdeckung. Hinter der Hausecke befand sich ein Vorsprung, in dem ein zurückversetztes Fenster angebracht war. Von einer bestimmten Stelle aus konnte man dieses Fenster als erstes in dieser Reihe zählen – in diesem Fall war das Fenster über dem Ratssaal das dritte. Ging man aber etwas weiter nach links, dann verschwand der Vorsprung aus dem Gesichtsfeld, und damit wurde auch das Fenster unsichtbar. Wo

hatte er gestanden, als er das Licht erblickte? Anthony fand diese Frage sehr schwer zu beantworten. Ein einziger Meter nach links oder nach rechts konnte den ganzen Unterschied ausmachen. Aber eines schien ihm völlig klar: Er konnte sich geirrt und in Wirklichkeit das *dritte* Fenster gesehen haben. Wer bewohnte wohl dieses Zimmer? Anthony war entschlossen, dies so bald als möglich herauszubringen. Und der Zufall half ihm, denn Tredwell befand sich in der Halle und stellte eben die massive Silberkanne aufs Tablett.

»Ah, Tredwell«, begann Anthony, »ich möchte Sie etwas fragen: Wer bewohnt das dritte Zimmer im westlichen Flügel? Jenes Zimmer, das sich über dem Ratssaal befindet?« »Das dürfte das Zimmer des amerikanischen Herrn sein, Sir – das von Mr. Fish.«

»Wirklich? Danke bestens.«

Tredwell wollte sich zurückziehen, drehte sich aber nochmals um. Der Wunsch, als erster eine Neuigkeit mitzuteilen, vermochte selbst den hoheitsvollsten Butler zum normalen Sterblichen zu machen.

»Haben Sie bereits gehört, Sir, was letzte Nacht geschehen ist?«

»Keinen Ton«, versicherte Anthony. »Was war denn los?«

»Ein Einbruchversuch, Sir.«

»Was Sie nicht sagen! Wurde etwas gestohlen?«

»Nein, Sir. Die Diebe waren dabei, die beiden Rüstungen im Ratssaal auseinanderzunehmen, als sie überrascht wurden und fliehen mußten. Leider entkamen sie.«

»Das ist merkwürdig«, meinte Anthony. »Schon wieder der Ratssaal. Haben sie dort eingebrochen?«

»Man vermutet, Sir, daß sie eine Balkontür gewaltsam öffneten.«

Zufrieden mit dem Eindruck, den seine Geschichte erzielt hatte, trat Tredwell den Rückzug an. Aber plötzlich hielt er mit würdevoller Entschuldigung inne.

»Ich bitte sehr um Verzeihung, Sir. Ich hörte Sie nicht kommen und wußte nicht, daß Sie direkt hinter mir standen.«

Mr. Isaacstein, der das Opfer des Zusammenpralls war, winkte freundlich ab. »Macht gar nichts. Sie haben mir nicht weh getan.«

Tredwell zog sich endgültig zurück, während Mr. Isaacstein in einen Lehnstuhl fiel.

»Hallo, Cade, Sie sind also zurück und haben bereits von den

Aufregungen der vergangenen Nacht gehört, wie mir scheint.«

»Ja«, gab Anthony zurück. »War ein aufregendes Wochenende.«

»Ich vermute stark, daß es diesmal das Werk von Einheimischen war«, erklärte Isaacstein. »Es wurde plump und dilettantisch ausgeführt.«

»Gibt es denn hierum Leute, die Rüstungen sammeln?« lächelte Anthony. »Eine eigenartige Liebhaberei.«

»Sehr eigenartig«, stimmte Mr. Isaacstein zu. Und nach einigem Zögern meinte er langsam: »Die Lage wird lästig.« Ein drohender Unterton schwang in seiner Stimme.

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte Anthony.

»Warum werden wir alle hier festgehalten? Die Leichenschau fand gestern statt. Der Leichnam des Fürsten wird nach London überführt und offiziell angegeben, daß er an einem Herzschlag starb. – Und trotzdem darf niemand das Haus verlassen.«

»Battle hält bestimmt mit etwas hinterm Berg«, überlegte Anthony nachdenklich. »Und im Mittelpunkt seines Plans scheint zu stehen, daß niemand das Haus verläßt.«

»Aber Sie selbst, Mr. Cade, sind doch fortgewesen.«

»Mit einem Leitseil am Bein. Ich weiß, daß ich die ganze Zeit beschattet wurde. Ich hätte mich nicht einmal eines Revolvers entledigen können, falls ich das gewünscht hätte.«

»Ah, der Revolver«, überlegte Mr. Isaacstein. »Ist er noch immer nicht gefunden worden?«

»Bis jetzt nicht.«

»Wurde vielleicht auf der Flucht in den See geworfen?«

»Sehr wohl möglich.«

»Wo steckt Battle eigentlich? Ich habe ihn heute noch nicht gesehen.«

»Er ist nach London gefahren. Ich bin ihm am Bahnhof begegnet.«

»Nach London gefahren? Tatsächlich? Sagte er, wann er wieder zurück sein würde?«

»Morgen früh, soviel ich verstanden habe.«

Virginia näherte sich ihnen in Begleitung von Lord Caterham und Mr. Fish. Sie lächelte Anthony einen Willkommensgruß zu.

»Fein, daß Sie zurück sind, Mr. Cade«, sagte Hiram Fish. »Hat man Ihnen erzählt, daß ich Mrs. Revel für einen Dieb gehalten

habe?»

»Und inzwischen konnte der Dieb natürlich –«

»– entwischen, ganz richtig«, ergänzte Mr. Fish.

»Würden Sie wohl den Tee einschenken, Mrs. Revel?« bat Lord Caterham. »Ich weiß nicht, wo Bundle steckt.«

Virginia waltete ihres Amtes. Dann setzte sie sich neben Anthony.

»Kommen Sie nach dem Tee zum Bootshaus«, flüsterte sie. »Bill und ich haben Ihnen etwas zu erzählen.«

Das Treffen beim Bootshaus fand gleich nach dem Tee statt. Virginia und Bill barsten beinahe vor Neuigkeiten. Sie stimmten jedoch zu, daß für vertrauliche Mitteilungen die Mitte des Sees der einzig sichere Platz sei. Nachdem sie weit genug hinausgerudert waren, vernahm Anthony alle Einzelheiten der vergangenen Nacht.

»Das ist seltsam«, sagte Anthony, als er alles gehört hatte. »Was halten Sie davon?« wandte er sich an Virginia.

»Ich bin sicher, daß sie etwas ganz Bestimmtes suchten«, gab sie rasch zurück. »Der Gedanke an gewöhnliche Einbrecher ist Unsinn.«

»Und sie vermuteten, daß dieses ›Etwas‹ in einer der Rüstungen steckte, das ist klar. Aber warum klopfen sie dann die Wand ab? Das sieht eher aus, als ob sie nach einer Geheimentreppe oder etwas Ähnlichem Ausschau hielten.«

»Ich weiß, daß es ein verstecktes Gelaß auf Chimneys gibt, und wahrscheinlich existiert auch eine Geheimentreppe«, meinte Virginia. »Lord Caterham könnte uns das sagen. Die wichtigste Frage jedoch scheint mir: Was haben sie gesucht?«

»Um die Memoiren kann es sich nicht handeln«, überlegte Anthony. »Die stecken in einem großen, unförmigen Paket. Es muß etwas viel Kleineres sein.«

»George weiß es jedenfalls«, behauptete Virginia. »Ich will schauen, ob ich es aus ihm herausbringe.«

»Sie dachten, daß nur ein einziger Mann im Zimmer war«, fuhr Anthony fort, »aber Sie waren dessen nicht ganz sicher, weil Sie ein Rascheln zu hören glaubten, als Sie zum Fenster rannten.

»Das Geräusch war nur ganz schwach«, meinte Virginia, »und ich kann mich ebensogut getäuscht haben.«

»Vielleicht. Falls es aber doch kein Irrtum war, dann muß diese

zweite Person ein Hausbewohner gewesen sein. Ich frage mich nun –« Anthony brach ab.

»Was wollten Sie sagen?« erkundigte sich Virginia.

»Die peinliche Sorgfalt dieses Mr. Fish, der sich erst mal vollständig anzieht, wenn er Hilferufe hört, verblüfft mich.«

»Da ist was dran«, stimmte Virginia zu.

»Und auch Mr. Isaacstein dürfen wir nicht vergessen, der den ganzen Lärm verschläft. Auch das ist verdächtig.«

»Außerdem ist da noch dieser Bursche Boris«, schaltete sich Bill ein. »Sieht aus wie ein echter Mordgeselle.«

»Chimneys ist voll von verdächtigen Gestalten«, behauptete Virginia. »Wahrscheinlich aber denken die andern das gleiche von uns. Schade, daß Inspektor Battle nach London gefahren ist. Scheint mir sehr unklug von ihm. Übrigens, Mr. Cade: Ich habe diesen merkwürdigen Franzosen einige Male im Park herumspionieren sehen.«

»Die ganze Geschichte ist sehr verwickelt«, gestand Anthony. »Ich war auch auf falscher Fährte und habe mich wie ein Dummkopf benommen. Momentan lautet die wichtigste Frage: Haben die Leute das gefunden, wonach sie suchten?«

»Und wenn nicht?« meinte Virginia. »Ich bin fast sicher, daß es nicht der Fall ist.«

»Dann werden sie wohl wiederkommen. Sie wissen sicher bereits – oder sie werden es bald genug erfahren –, daß Battle in London ist. Sie werden daher heute nacht einen zweiten Versuch wagen.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Es liegt jedenfalls im Bereich des Möglichen. Wir drei wollen eine kleine ›Organisation‹ gründen. Eversleigh und ich werden uns heute nacht unter Berücksichtigung aller Vorsichtsmaßnahmen im Ratssaal verstecken.«

»Und ich?« unterbrach Virginia. »Versuchen Sie nicht, mich auszubooten.«

»Aber Virginia, das ist doch Männerarbeit –«

»Seien Sie kein Idiot, Bill. Ich bin mit von der Partie, täuschen Sie sich nicht. Die ganze Organisation wird heute nacht Wache schieben.«

Nachdem sich die Gäste abends alle zurückgezogen hatten,

schlich ein Verschwörer nach dem andern hinunter. Alle waren mit starken Taschenlampen ausgestattet, und in Anthonys Tasche steckte ein Revolver.

Anthony hatte gesagt, er erwarte einen zweiten Einbruchversuch – er glaubte jedoch nicht, daß dieser Versuch von außen gestartet würde. Er war überzeugt, daß Virginia recht hatte mit ihrer Vermutung, jemand sei im Dunkel der letzten Nacht an ihr vorbeigestreift. Und als er im Schatten eines alten Eichenschrankes stand, hielt er seine Augen auf die Tür und nicht auf die Fenster gerichtet. Virginia kauerte hinter einer der Rüstungen an der Seitenwand, und Bill befand sich zwischen den Balkontüren.

Die Minuten schlichen mit unendlicher Langsamkeit dahin. Es schlug ein Uhr, dann halb, dann zwei und wieder halb. Anthonys Glieder wurden steif und verkrampft. Er begann zu glauben, daß er sich wiederum geirrt habe. Diese Nacht würde kein Versuch mehr unternommen werden.

Doch plötzlich hielt er den Atem an. Er hörte einen leisen Schritt von der Terrasse her. Wiederum Stille, dann begann ein saches Kratzen an der Balkonscheibe, und schon bald schwang die Tür nach innen. Ein Mann trat ins Zimmer. Einen Moment verhielt er sich ganz still und schien zu lauschen. Dann knipste er eine Taschenlampe an und ließ den Strahl vorsichtig ringsumschweifen. Anscheinend bemerkte er nichts Verdächtiges. Die drei Beobachter hielten den Atem an. Der Eindringling bewegte sich leise zur gleichen Wand, die er am vorigen Abend abgeklopft hatte.

Eine schreckliche Gewißheit überfiel Bill: Er mußte niesen! Bei der wilden Jagd durch den feuchten Park in der vergangenen Nacht hatte er sich erkältet. Er versuchte alle Gegenmittel, die ihm bekannt waren. Er preßte die Lippen zusammen und atmete tief, er warf den Kopf zurück und blickte zur Decke empor. Zuletzt hielt er sich noch verzweifelt die Nase zu. Alles umsonst: Er nieste!

Ein unterdrücktes, verklemmtes, unmännliches Niesen, aber dennoch ein erschreckender Laut in der tödlichen Stille des Raumes. Der Fremde schnellte herum, und in der gleichen Sekunde handelte Anthony. Er knipste seine Lampe an und warf sich auf den Eindringling. Im nächsten Moment lagen beide am Boden.

»Licht!« schrie Anthony.

Virginia war sogleich am Schalter, und diesmal funktionierte das Licht. Anthony kniete auf seinem Gegner. Bill lehnte sich über ihn, um ihm beizustehen.

»Und jetzt«, sagte Anthony, »jetzt wollen wir doch mal sehen, wer Sie sind!«

Er rollte den Mann auf den Rücken – und erblickte den hübschen, schwarzhhaarigen Fremden aus dem Gasthof.

»Sehr gut gemacht!« ertönte eine anerkennende Stimme. Alle blickten sich erschrocken um. Die vierschrötige Gestalt von Inspektor Battle stand auf der Schwelle.

»Ich dachte, Sie seien in London, Battle«, bemerkte Anthony.

»Dachten Sie?« knurrte dieser. »Nun, ich dachte, es wäre gut, wenn alle das dächten.«

»Und damit hatten Sie recht«, stimmte Anthony bei und blickte auf seinen besiegten Gegner hinunter.

Zu seiner Überraschung lag ein leichtes Lächeln auf dessen Gesicht.

»Darf ich mich erheben, meine Herren?« erkundigte er sich. »Sie sind drei gegen einen.«

Anthony half ihm auf die Füße. Der Fremde brachte seine Jacke in Ordnung, zupfte die Krawatte zurecht und warf einen scharfen Blick auf Inspektor Battle.

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte er höflich, »aber sind Sie wirklich ein Vertreter von Scotland Yard?«

»Bin ich«, brummte Battle.

»Dann will ich Ihnen meine Ausweise vorlegen.« Der Mann lächelte reuevoll. »Es wäre besser gewesen, wenn ich das schon früher getan hätte.«

Er zog einige Papiere aus der Tasche und überreichte sie dem Inspektor. Gleichzeitig drehte er den Aufschlag seines Jacketts herum und wies auf seine »Hundemarke«.

Battle stieß einen erstaunten Pfiff aus. Er blickte die Papiere flüchtig durch und reichte sie mit einem leichten Kopfnicken zurück.

»Ich bedaure, daß Sie angegriffen wurden, Monsieur«, grinste er. »Aber Sie haben sich das selbst zuzuschreiben. Dies ist der Kollege, den wir bereits seit einiger Zeit erwarteten«, stellte er vor. »Monsieur Lemoine von der Sûreté in Paris.«

19.

Alle starrten den Franzosen an, und dieser lächelte zurück.

»Aber ja«, bemerkte er, »es ist wirklich wahr.«

Virginia drehte sich zu Battle um.

»Wissen Sie, was ich denke, Inspektor Battle?«

»Bitte, was denken Sie, Mrs. Revel?«

»Mir scheint, der Zeitpunkt für eine kleine Aufklärung ist gekommen.«

»Aufklärung? Ich verstehe nicht ganz, Mrs. Revel.«

»Inspektor Battle, Sie verstehen mich ausgezeichnet. Natürlich hat George Lomax Sie um striktes Schweigen gebeten – das tut er immer. Aber halten Sie es nicht auch für gescheiter, uns einzuweihen, statt daß wir die Geheimnisse selbst zu erforschen suchen und dabei vielleicht ungewollt Schaden anrichten? Monsieur Lemoine, stimmen Sie mir nicht bei?«

»Madame, ich bin ganz Ihrer Meinung.«

»Man kann Geheimnisse nicht ewig hüten,« gab Battle zu. »Das habe ich auch zu Mr. Lomax gesagt. Mr. Eversleigh ist Mr. Lomax' Sekretär, vor ihm kann ich also ruhig sprechen. Mr. Cade ist unfreiwillig in die Sache hineingerutscht, und mir scheint, er hat ein Recht, alles zu erfahren. Jedoch –« Battle hielt inne.

»Ich weiß«, warf Virginia ein. »Frauen sind so unzuverlässig! George Lomax hat es oft genug gesagt.«

Lemoine hatte Virginia aufmerksam angeschaut. Jetzt wandte er sich an den Mann von Scotland Yard.

»Haben Sie Madame nicht soeben mit dem Namen Revel angesprochen?«

»So heiße ich«, sagte Virginia.

»Ihr Gatte stand im diplomatischen Dienst, nicht wahr? Und Sie lebten in Herzoslowakien zur Zeit des Königsmordes?«

»Stimmt.«

»Ich denke, Madame hat das Recht, die Geschichte ebenfalls zu hören. Sie ist indirekt ja sogar daran beteiligt. Außerdem«, seine Augen zwinkerten leicht, »außerdem genießt Madame in diplomatischen Kreisen den Ruf größter Verschwiegenheit.«

»Es freut mich, daß Sie mir ein so gutes Zeugnis ausstellen«, lachte Virginia. »Und ich bin froh, daß man mich nicht auszu-

schalten versucht.«

»Wo soll die Konferenz stattfinden? In diesem Zimmer?« warf Anthony ein.

»Mir wäre das sehr angenehm«, bemerkte Battle. »Ich möchte diesen Raum nicht verlassen, bevor es Tag wird. Sie werden das verstehen, wenn ich die Geschichte erzählt habe.«

»Es ist selbstverständlich«, begann Battle, »daß alles, was ich hier berichte, streng vertraulich bleiben muß. Es darf kein Leck geben. Übrigens war mir von Anfang an klar, daß das Ganze früher oder später herauskommen mußte. Männer wie George Lomax, die aus allem ein Geheimnis machen wollen, riskieren mehr, als sie ahnen. – Der Anfang dieser Geschehnisse liegt sieben Jahre zurück. Vieles spielte sich hier in England ab, und da war es besonders der alte Graf Stylptitch, der die Fäden zog. In allen Balkanstaaten herrschte damals Aufruhr, und viele königliche Hoheiten befanden sich zu dieser Zeit in England. Ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren, aber *etwas* verschwand damals – verschwand auf eine so eigentümliche Art, daß man gezwungen war, zwei Annahmen vorauszusetzen: Erstens mußte der Dieb zu den ganz hochgestellten Persönlichkeiten zählen, und zweitens mußte er gleichzeitig ein Meisterdieb sein. Monsieur Le-moine kann Ihnen das näher erklären.«

Der Franzose verneigte sich leicht und fuhr mit der Erzählung fort:

»Vielleicht haben Sie in England noch nichts gehört von unserem berühmten, phantastischen König Victor. Seinen wirklichen Namen kennt niemand, aber er ist ein Mann von außergewöhnlichem Mut und Unternehmungsgeist, ein Mann, der fünf Sprachen spricht und ein Meister der Verkleidung ist. Man weiß, daß sein Vater entweder Engländer oder Ire war, er selbst aber arbeitete hauptsächlich in Paris. Dort hat er auch vor etwa acht Jahren eine Serie von verwegenen Einbrüchen ausgeführt, und zwar unter dem Namen eines Captain O'Neill.«

Hin leiser Ausruf entschlüpfte Virginia. M. Lemoine warf ihr einen raschen Blick zu.

»Ich glaube zu verstehen, was Madame erregt. Sie werden gleich sehen. – Wir von der Sûreté hatten wohl den Verdacht, daß dieser O'Neill niemand anders als König Victor selbst war. Aber uns

fehlte jeglicher Beweis dafür. Zur gleichen Zeit lebte in Paris eine kluge junge Schauspielerin, Angèle Mory von den Folies Bergères. Wir vermuteten, daß sie mit den Verbrechen von König Victor in Verbindung stand – aber auch hierfür fand sich kein Beweis.

Zu jener Zeit bereitete sich Paris auf den Besuch des jungen Königs Nikolaus von Herzoslowakien vor. Die Sûreté ergriff spezielle Sicherheitsmaßnahmen, um den König zu schützen. Man warnte uns besonders vor einer Gruppe von Revolutionären, die sich selbst ›Bruderschaft von der Roten Hand‹ nannten. Es ist nun ziemlich sicher, daß diese Brüder sich Angèle Mory näherten und ihr eine riesige Summe versprachen, wenn sie ihre Pläne fördern helfe. Sie sollte den König in ihre Netze locken und ihn dann zu einem vorher vereinbarten Platz führen. Angèle Mory ging auf das Angebot ein und versprach, das Ihrige zu tun. Aber die junge Dame war klüger und ehrgeiziger, als ihre Verbündeten geglaubt hatten. Es gelang ihr leicht, den König zu umgarnen, denn dieser verliebte sich Hals über Kopf in sie und überschüttete sie mit Geschenken. Da faßte sie den Plan, nicht nur königliche Mätresse zu werden, sondern – Königin!

Jeder weiß, daß ihr dieser Plan gelang. Königin Varaga – keine schlechte Karriere für eine kleine Pariser Schauspielerin! Doch ihr Triumph dauerte nicht lange. Die Brüder von der Roten Hand waren über ihren Verrat wütend und versuchten zweimal einen Anschlag auf ihr Leben. Schließlich wiegelten sie das Volk so lange auf, bis eine Revolution ausbrach, in der sowohl der König wie auch die Königin umkamen. Ihre grausam zerstückelten und kaum identifizierbaren Körper wurden gefunden – ein Zeugnis der Volkswut gegen die fremdländische, nicht standesgemäße Königin.

Nun dürfen wir als sicher annehmen, daß Königin Varaga ihre Verbindung mit König Victor nie aufgegeben hatte. Möglicherweise stammte der kühne Plan sogar von ihm selbst. Jedenfalls wissen wir, daß sie noch von Herzoslowakien aus mit ihm korrespondierte und daß diese Briefe in einem bestimmten Code abgefaßt waren. Sicherheitshalber wurden sie in englischer Sprache geschrieben und mit dem Namen einer englischen Dame unterzeichnet, die sich zu jener Zeit in der dortigen Gesandtschaft aufhielt. Falls man jemals Erkundigungen eingezo- gen und die Dame

ihre Unterschrift bestritten hätte, wäre ihr wahrscheinlich nicht geglaubt worden, denn die Briefe lasen sich wie heiße Liebeser-güsse einer ungetreuen Frau an ihren Liebhaber. – Es war Ihr Name, der dazu mißbraucht wurde, Mrs. Revel.«

»Ich weiß«, seufzte Virginia. Die Farbe kam und ging auf ihren Wangen. »Das also ist die Wahrheit über diese Briefe! Ich habe mir immer und immer wieder den Kopf zerbrochen.«

»Was für ein heimtückischer Trick!« rief Bill empört.

»Die Briefe waren an Captain O'Neill in Paris gerichtet, und ihr eigentlicher Zweck kam erst spät ans Licht. Nach der Ermordung des Königspaares fielen eine Menge Kronjuwelen in die Hände des Pöbels und fanden später ihren Weg nach Paris. Dabei entdeckte man, daß in neun von zehn Fällen die echten Steine herausgebrochen und durch Imitationen ersetzt waren. Und Sie dürfen mir glauben, daß sich sehr berühmte Steine unter den Kronjuwelen von Herzoslowakien befanden! – So mußte also angenommen werden, daß Angèle Mory selbst als Königin ihre frühere Tätigkeit nicht aufgegeben hatte.

Sie sehen nun, zu welchen Schlüssen wir gelangten. Nikolaus IV. und Königin Varaga hatten seinerzeit England besucht und waren auch bei dem damaligen Marquis von Caterham eingeladen, Sekretär im Auswärtigen Amt. Herzoslowakien ist ein kleines Land, aber man durfte es nicht übergehen. Hier haben wir also die hochgestellte Persönlichkeit – die Königin –, die gleichzeitig ein geschickter Dieb war! Es besteht ferner kein Zweifel daran, daß die Ersatzsteine, die so ausgezeichnete Imitationen waren, daß höchstens ein Experte die Fälschung erkannt hätte, einzig und allein von König Victor stammen konnten. Und tatsächlich wies der ganze Plan in seiner Kühnheit und Verwegenheit auf ihn als Urheber hin.«

»Was geschah weiter?« erkundigte sich Virginia.

»Es wurde vertuscht«, gestand Battle. »Bis zum heutigen Tag ist keine Silbe darüber laut geworden. Wir unternahmen natürlich alles, was sich im geheimen tun ließ – und das bedeutet viel mehr, als Sie jemals vermuten könnten. Wir haben da unsere eigenen Methoden. Eines wissen wir jedenfalls bestimmt: Das besondere – Juwel, um das es sich hier handelt, verließ England nicht mit der Königin Varaga, das kann ich beschwören. Nein, Ihre Majestät

versteckte den Stein. Aber wo, das haben wir niemals entdecken können. Ich würde mich jedoch nicht wundern«, Inspektor Battle ließ seine Augen umherschweifen, »wenn er sich in diesem Raum befände!«

Anthony sprang auf.

»Was? Nach all den Jahren?« rief er ungläubig aus. »Ausgeschlossen!«

»Sie kennen die Begleitumstände nicht, Monsieur«, entgegnete der Franzose rasch. »Vierzehn Tage später brach die Revolution in Herzoslowakien aus, und das Königspaar wurde ermordet. Gleichzeitig verhafteten wir Captain O'Neill in Paris wegen eines kleineren Vergehens. Wir hofften, das Päckchen mit den Geheimbriefen in seinem Hause zu finden, aber anscheinend wurde dieses inzwischen von irgendeinem herzoslowakischen Zwischenträger gestohlen. Der Mann tauchte kurz vor der Revolution in Herzoslowakien auf und verschwand dann endgültig.«

»Wahrscheinlich ist er ausgewandert«, meinte Anthony nachdenklich. »So gut wie sicher nach Afrika. Und ich wette, daß er sich sein ganzes Leben lang an dieses Päckchen klammerte – es war für ihn so gut wie eine Goldmine. Man nannte ihn dort wohl Hollandpeter oder so ähnlich.«

Er bemerkte, wie Inspektor Battle ihn mit seinem ausdruckslosesten Gesicht anschaute, und lächelte.

»Keine Wahrsagerei, Battle, obschon es den Anschein hat. Ich erzähle Ihnen das später einmal.«

»Eine Frage haben Sie noch nicht beantwortet«, warf Virginia ein. »Was hat all das mit den Memoiren des Grafen Stylptitch zu tun? Es muß doch eine Verbindung bestehen.«

»Madame begreift sehr rasch«, erwiderte Lemoine bewundernd. »Ja, es gibt eine solche Verbindung. Graf Stylptitch hielt sich zu der gleichen Zeit ebenfalls auf Chimneys auf.«

»So daß er also davon wissen konnte?«

»*Parfaitement.*«

»Und wenn er in seinen kostbaren Memoiren mit der ganzen Sache herausgeplatzt ist«, knurrte Battle, »dann ist der Teufel los! – Besonders, nachdem man so geheimnisvoll damit getan hat.«

Anthony zündete sich eine Zigarette an.

»Besteht keine Möglichkeit«, fragte er, »daß er in seinen Memoi-

ren einen Hinweis darauf gab, wo der Stein versteckt ist?«

»Kaum«, erklärte Battle bestimmt. »Er verstand sich nie mit der Königin – wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Heirat. Sie hat ihn bestimmt nicht ins Vertrauen gezogen.«

»Daran dachte ich auch nicht«, gab Anthony zurück. »Aber allem Anschein nach war er ein schlauer Kerl. Er könnte ohne ihr Wissen entdeckt haben, wo sie den Stein versteckte. Was hätte er in diesem Fall wohl getan?«

»Sich still verhalten«, meinte Battle nach einigem Zögern.

»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, bekräftigte der Franzose. »Es wäre eine heikle Situation für ihn gewesen. Den Stein anonym zurückzugeben wäre sehr schwierig geworden. Auf der andern Seite aber hätte ihm sein Wissen um dieses Versteck große Macht verliehen – und er liebte die Macht über alles, dieser merkwürdige alte Herr. Er hätte nicht nur die Königin in der Hand gehabt – es wäre überhaupt eine sehr wertvolle Waffe für ihn gewesen, die er zu gegebener Zeit hätte benutzen können. Das war ja keineswegs sein einziges Geheimnis, o nein! Er sammelte Geheimnisse wie andere Menschen wertvolles Porzellan. Es wird behauptet, daß er ein paarmal vor seinem Tod damit prahlte, was er alles erzählen könnte – falls ihn die Lust dazu ankäme. Und mindestens einmal erklärte er, seine Memoiren würden überraschende Enthüllungen enthalten. Daher«, der Franzose lächelte etwas gequält, »daher die allgemeine Angst vor diesen Memoiren. Unsere eigene Geheimpolizei wollte sie an sich bringen, aber der Graf sorgte dafür, daß sie noch vor seinem Tod verschwanden.«

»Immerhin liegt kein Grund vor anzunehmen, daß er auch dieses spezielle Geheimnis kannte«, bemerkte Battle.

»Ich bitte um Verzeihung«, warf Anthony ruhig ein, »aber seine eigenen Worte bestätigen es.«

»Wie?«

Der Inspektor und der Franzose blickten ihn an, als ob sie ihren Ohren nicht trauten.

»Als Mr. McGrath mir das Manuskript übergab, erzählte er mir die Umstände seiner Begegnung mit dem Grafen Stylptitch. Es war in Paris. Sich selber in Gefahr bringend, befreite er, Mr. McGrath, den Grafen aus den Händen einer Apachenbande. Der Graf war etwas – sagen wir ›angeheitert‹. Und in diesem Zustand

machte er zwei recht bedeutsame Bemerkungen. Die eine davon lautete: Er wisse, wo sich der Koh-i-noor befinde, eine Feststellung, der mein Freund kein Gewicht beimaß. Ferner sagte er, die Leute, die ihn verfolgt hatten, gehörten zur Bande von König Victor. Zusammengenommen sind diese beiden Bemerkungen sehr aufschlußreich.«

»Guter Gott«, rief Inspektor Battle aus, »das kann man wohl sagen. Selbst der Tod von Fürst Michael erhält dadurch einen anderen Aspekt.«

»König Victor hat niemals gemordet«, erinnerte der Franzose. »Wenn er aber auf der Suche nach dem Juwel überrascht wurde?«

»Befindet er sich denn in England?« fragte Anthony scharf. »Sie sagten, daß er vor ein paar Monaten entlassen wurde. Hat man ihn nicht überwacht?«

Ein etwas klägliches Lächeln überflog das Gesicht des Franzosen.

»Wir versuchten es, Monsieur. Aber der Mann ist ein wahrer Teufel. Er entglitt uns direkt unter den Händen. Wir nahmen natürlich an, daß er sich sofort nach England begeben werde. Aber nein! Er ging – was glauben Sie wohl, wohin?«

»Nun, wohin?« fragte Anthony.

»Nach Amerika – in die Vereinigten Staaten.«

»Wie?« Höchste Überraschung klang in Anthonys Stimme.

»Jawohl! Und wissen Sie, wie er sich dort nannte? Wessen Rolle er spielte? – Die Rolle des Prinzen Nikolaus von Herzoslowakien!«

Anthonys Erstaunen war nicht geringer als eben das von Inspektor Battle. »Unmöglich!«

»O nein, mein Freund. Auch Sie werden die Neuigkeit morgen in den Zeitungen lesen. Es war ein kolossaler Bluff. Wie Sie wissen, glaubte man, daß der Prinz vor Jahren im Kongo umgekommen sei. Unser Freund König Victor ergreift diese Gelegenheit – es ist schwer, einen solchen Tod zu beweisen. Er läßt Prinz Nikolaus wiederauferstehen und spielt seine Rolle so vortrefflich, daß er einen ungeheuren Haufen amerikanische Dollars einsteckt – alles für die angeblichen Ölkonzessionen. Durch einen bloßen Zufall wurde er entlarvt und mußte Hals über Kopf aus Amerika fliehen. Diesmal kam er wirklich nach England – und deshalb hin ich hier.

Früher oder später wird er auf Chimneys auftauchen. Falls er nicht bereits hier ist.«

»Sie glauben, daß –«

»Ich glaube, daß er in der Nacht der Ermordung von Fürst Michael hier war – und ebenfalls wieder letzte Nacht.«

»Das war also ein zweiter Versuch?« warf Battle ein.

»Es war ein zweiter Versuch.«

»Was mich die ganze Zeit beunruhigt«, fuhr Battle fort, »war die Frage, was aus unserem Mr. Lemoine geworden sei. Ich hatte Nachricht aus Paris erhalten daß er herüberkäme, um mit uns zusammenzuarbeiten, und ich konnte nicht verstehen weshalb er nicht auftauchte.«

»Ich muß mich wirklich entschuldigen«, gab Lemoine zu. »Sehen Sie, ich traf am Morgen nach dem Mord hier ein, und es schien mir besser, der Angelegenheit als Privatmann nachzugehen, ohne offiziell als Ihr Kollege aufzutreten. Ich glaubte, daß darin größere Möglichkeiten lägen. Natürlich war mir klar, daß ich mich dadurch verdächtig machte – meinen Plänen jedoch konnte es nur förderlich sein, wenn der Verbrecher eben deshalb weniger auf der Hut zu sein brauchte. Ich kann Ihnen versichern, daß ich während der letzten beiden Tage recht interessante Beobachtungen machte.«

»Aber«, fuhr Bill dazwischen, »was geschah denn eigentlich in der vergangenen Nacht?«

»Ich bedaure«, lächelte Mr. Lemoine, »daß ich Sie derart in Atem hielt.«

»Demnach habe ich Sie verfolgt?«

»Richtig. Ich werde Ihnen die Sache erklären. Ich kam hierher, um zu wachen, denn ich war überzeugt, daß das Geheimnis mit diesem Zimmer zu tun hatte, weil Fürst Michael hier ermordet wurde. Ich stand draußen auf der Terrasse. Plötzlich bemerkte ich, daß sich etwas im Raum bewegte. Hin und wieder konnte ich den Schein einer Taschenlampe sehen. Ich versuchte, die mittlere Balkontür zu öffnen, und merkte, daß sie nicht fest verschlossen war. Ob der Mann auf diesem Weg eingedrungen war oder ob er sie für eine rasche Flucht vorbereitet hatte, das weiß ich nicht. Ganz leise schob ich die Tür auf und schlüpfte in das Zimmer. Schritt für Schritt tastete ich mich bis zu einer Stelle vor. von der aus ich ihn beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Ich

vermochte den Mann nicht zu erkennen, denn er drehte mir den Rücken zu, und ich sah nur seine Silhouette im Licht der Taschenlampe. Aber seine Tätigkeit überraschte mich. Er zerlegte erst die eine, dann die andere Rüstung in ihre Bestandteile und untersuchte jedes Stück auf das genaueste. Als er sicher war, daß sich das Gesuchte nicht dort befand, begann er, die Wand unterhalb dieses Gemäldes abzuklopfen. Was daraus geworden wäre, weiß ich nicht, denn da platzten *Sie* herein –« Er blickte zu Bill hinüber.

»Unser gutgemeintes Dazwischentreten war bedauerlich«, sagte Virginia nachdenklich.

»In gewissem Sinne, ja. Der Mann machte sein Licht aus, und da ich meine Identität nicht preisgeben wollte, sprang ich durch die Balkontür. Mr. Eversleigh hielt mich für den Einbrecher und rannte mir nach.«

»Ich folgte Ihnen zuerst«, lächelte Virginia. »Bill kam erst als zweiter ins Rennen.«

»Und inzwischen war der andere Kerl klug genug, sich still zu verhalten und dann durch die Tür zu entwischen. Ich wundere mich bloß, daß er nicht von den anderen entdeckt wurde.«

»Das war weiter nicht schwierig für ihn«, erklärte Lemoine. »Er brauchte bloß als erster der Helfer einzutreffen, das war alles.«
»Glauben Sie wirklich, daß sich dieser Arsene Lupin unter den Hausbewohnern befindet?« fragte Bill.

»Warum nicht?« gab Lemoine zurück. »Er konnte ohne weiteres einen der Dienstboten darstellen. Er mag zum Beispiel Boris sein, der Diener von Fürst Michael.«

»Das ist ein eigentümlicher Bursche«, stimmte Bill zu.

Aber Anthony lächelte.

»Das ist Ihrer nicht würdig, Monsieur Lemoine«, sagte er liebenswürdig. Der Franzose gab das Lächeln zurück.

»Sie haben ihn in Ihren Dienst genommen, nicht wahr, Mr. Cade?« fragte Inspektor Battle.

»Battle, ich ziehe den Hut vor Ihnen. Sie wissen wirklich alles. Aber um genau zu sein: Er hat mich angenommen, nicht ich ihn.«

»Und weshalb das, Mr. Cade?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, sagte Anthony leichthin. »Scheint ein Sonderling zu sein, aber vielleicht hat ihm mein Gesicht beson-

ders gefallen. Oder er vermutet, daß ich seinen Herrn umgebracht habe, und hofft, dadurch eine günstige Gelegenheit für seine Rache zu erhalten.« Er stand auf und ging zu den Fenstern hinüber. »Morgengrauen«, meinte er mit unterdrücktem Gähnen. »Jetzt wird es wohl keine Aufregungen mehr geben.«

Lemoine erhob sich ebenfalls.

»Ich verlasse Sie jetzt. Aber vielleicht werden wir uns im Laufe des Tages wiedertreffen.« Mit einer liebenswürdigen Verneigung in Richtung Virginia schritt er durch die Balkontür hinaus.

»Bett!« seufzte Virginia gähnend. »Das war eine aufregende Nacht! Bill, gehen Sie auch schlafen.«

Anthony blieb am Fenster stehen und blickte der entschwindenden Gestalt von M. Lemoine nach.

»Sie werden es vielleicht nicht für möglich halten«, bemerkte Battle hinter ihm, »aber dieser Mann wird als der gerissenste Detektiv in Frankreich angesehen.«

»Das überrascht mich eigentlich nicht – im Gegenteil.«

»Sie hatten recht mit Ihrer Bemerkung, die Aufregungen der Nacht seien vorbei. Übrigens, erinnern Sie sich, was ich Ihnen von dem Mann erzählte, der in der Nähe von Staines aufgefunden wurde?«

»Ja, weshalb?«

»Nichts Besonderes. Man hat ihn identifiziert, das ist alles. Es scheint, daß er Giuseppe Manelli hieß. Und er war Kellner im Hotel Blitz. Merkwürdig, nicht wahr?«

20.

Anthony sagte kein Wort.

»Nun denn, gute Nacht, Mr. Cade«, meinte Battle.

Endlich rührte Anthony sich.

»Einen Moment noch, Battle.«

Der Inspektor blieb gehorsam stehen.

»Sie scheinen sehr interessiert zu sein an dieser Staines-Geschichte?«

»Nicht unbedingt – aber sie ist jedenfalls eigenartig.«

»Glauben Sie, daß der Mann dort erschossen wurde, wo man ihn fand? Oder nehmen Sie an, er wurde an einer anderen Stelle umgebracht und erst später dorthin geschafft?«

»Ich bin überzeugt, daß er anderswo umkam und sein Körper erst später in einem Auto nach Staines gebracht wurde.«

»Das glaube ich auch«, erklärte Anthony.

Die Entschiedenheit dieser Bemerkung ließ den Inspektor jäh aufblicken.

»Sie haben darüber eine feste Meinung? – Wissen Sie, wer ihn dorthin brachte?«

»Ja«, sagte Anthony ruhig, »ich.«

Der stoische Gleichmut, mit dem Battle diese Eröffnung aufnahm, beunruhigte ihn.

»Man kann Sie wirklich nicht aus der Fassung bringen. – Nun also, wollen Sie die ganze Geschichte hören?«

»Wenn es Ihnen recht ist, Mr. Cade.«

Anthony zog zwei Stühle heran. Sie setzten sich, und er erzählte dem Inspektor lückenlos die Begebenheiten des vergangenen Donnerstags. Battle hörte unbeweglich zu.

»Sie werden sich eines schönen Tages doch noch in die Patsche setzen«, war alles, was er dazu bemerkte.

»Demnach verzichten Sie zum zweiten Mal darauf, mich zu verhaften?«

»Wir lassen gern die Zügel recht locker.«

»Sehr zartfühlend ausgedrückt«, grinste Anthony. »Ich möchte Ihnen gern noch eine Frage stellen«, fuhr er fort. »Hatten Sie mich mit dieser Sache in Staines in Verbindung gebracht? Ihrem Verhalten entnahm ich, daß dem so war.«

»Ganz richtig. Ich hatte eine Ahnung – aber keine Bestätigung. Sie haben sich sehr gut gehalten, Mr. Cade, wenn ich so sagen darf. Ihre Gleichgültigkeit wirkte nie übertrieben.«

»Ich bin sehr froh darüber«, lächelte Anthony. »Nie bin ich das Gefühl losgeworden, daß Sie mir Fallen stellen, seit ich Sie kenne. Alles in allem bin ich nicht hineingetappt – aber die Gefahr lag immer nahe.«

Battle grinste grimmig.

»Auf diese Art erwischt man den Schuldigen, Mr. Cade. Man muß ihn in Atem halten, ihn vor und zurück hetzen, ihn drehen

und wenden. Früher oder später versagen seine Nerven.«

»Sie sind so herzerfrischend, Battle. Darf ich fragen, wann Sie mich zu erwischen gedenken?«

»Zügel locker lassen, Sir.«

»Und in der Zwischenzeit bleibe ich Ihr Laienassistent?«

»Selbstverständlich, Mr. Cade.« Battle erhob sich. »Keinen Zweck, jetzt noch schlafen zu gehen. Sobald der Lord aufgestanden ist, möchte ich mit ihm sprechen. Jeder kann jetzt das Haus verlassen, wenn er will. Immerhin aber wäre ich Seiner Lordschaft dankbar, wenn er alle Gäste formell einladen würde, noch zu bleiben. Ich erwarte, daß Sie diese Einladung annehmen und Mrs. Revel ebenfalls.«

»Haben Sie den Revolver gefunden?« fragte Anthony plötzlich.

»Sie meinen den Revolver, mit dem Fürst Michael erschossen wurde? Nein, er ist noch nicht gefunden worden. Ich werde Ihrem Wink folgen und ein paar Burschen auf alle Bäume klettern lassen! Wenn ich diesen Revolver finden könnte, wären wir vielleicht ein paar Schritte weiter. Den Revolver – und die Briefe. Sie sagen, daß einer davon die Adresse von Chimneys trug? Verlassen Sie sich darauf, daß dieser Brief der letzte war. Und er enthielt verschlüsselt die Angaben über das Versteck des Diamanten.«

»Was halten Sie von dem Mord an Giuseppe?«

»Er war wahrscheinlich ein Berufsdieb, entweder von König Victor oder von den Brüdern von der Roten Hand angeworben. Würde mich gar nicht wundern, wenn diese Brüder mit König Victor zusammenarbeiteten. Die Organisation hat genügend Geld und Einfluß, aber keine klugen Köpfe. Giuseppe hatte den Auftrag, die Memoiren zu stehlen. Von den Briefen wußten die Brüder ja nichts – übrigens sehr merkwürdig, daß gerade *Sie* diese besaßen.«

»Ich weiß«, gab Anthony zu, »dieses Zusammentreffen ist mehr als verblüffend, wenn man es sich überlegt.«

»Giuseppe erwischt statt dessen die Briefe und ist natürlich zuerst sehr bekümmert. Dann entdeckt er den Zeitungsausschnitt und kommt auf die Idee, eine kleine Privaterpressung damit zu versuchen. Natürlich hat er keine Ahnung von ihrer wahren Bedeutung. Die Bruderschaft läßt ihn nicht aus den Augen, nimmt an, daß er sie betrügt, und beschließt seinen Tod. Was mir aber ein Rätsel bleibt, ist der Name ›Virginia‹ auf dem Revolver. Es sieht ganz so

aus. als ob sich König Victor hier eingeschaltet hätte. Aber ich kann sein Motiv nicht entdecken. Es sieht so aus wie ein wohlüberlegter Versuch, Mrs. Revel den Mord anzuhängen – aber, oberflächlich betrachtet, liegt kein Sinn darin.«

»Ich hatte eine Theorie hierüber«, unterbrach Anthony, »aber sie löste sich leider in Luft auf.«

Er erzählte Battle, wie Virginia den Fürsten Michael identifiziert hatte. Der Inspektor nickte.

»Ja, über seine Persönlichkeit bestand kein Zweifel. Dieser alte Baron schätzt Sie übrigens sehr. Er spricht nur in den höchsten Tönen von Ihnen.«

»Sehr nett von ihm«, meinte Anthony. »Besonders da ich ihm klipp und klar gesagt habe, daß ich alles zu unternehmen gedenke, um die verschwundenen Memoiren noch vor dem kommenden Mittwoch beizubringen.«

»Wird allerhand Mühe kosten«, brummte Battle.

»J-a, glauben Sie das wirklich? Ich vermute, daß König Victor und Co. im Besitz der Briefe sind.«

»Entwendeten sie an jenem Tage in Pont Street. Eine sorgfältig geplante Arbeit. Ja, sie haben die Briefe gestohlen, haben sie dechiffriert und wissen jetzt genau, wo suchen.«

»Hier im Zimmer?« fragte Anthony.

»Genau. Aber sie haben die Beute noch nicht und laufen ein großes Risiko, wenn sie den Versuch wiederholen.«

»Vermutlich«, bemerkte Anthony, »hat Ihr schlauer Kopf bereits einen Gegenplan ausgebrütet?«

Battle gab keine Antwort; er sah wieder einmal besonders hölzern und ausdruckslos aus. Plötzlich blinzelte er.

»Können Sie meine Hilfe brauchen?« erkundigte sich Anthony.

»Ihre Hilfe – und die einer zweiten Person.«

»Wer soll das sein?«

»Mrs. Revel. Vielleicht haben Sie auch schon bemerkt, Mr. Cade, daß sie eine Dame mit besonderem Charme ist.«

»Das ist mir nicht entgangen«, meinte Anthony.

Dann lief er leichtfüßig die Treppe hinauf in sein Zimmer. Vor sich hin pfeifend, zog er seine Abendkleidung aus, warf einen Hausmantel über und griff nach dem Badetuch. Plötzlich blieb er wie angewurzelt vor dem Toilettentisch stehen und starrte einen

Gegenstand an, der unschuldig vor dem Spiegel lag. Er traute seinen Augen kaum. Doch es gab keinen Zweifel: Hier lagen friedlich die Briefe mit Virginias Unterschrift! Keiner fehlte.

Anthony fiel in einen Sessel, die Briefe in der Hand.

»Das ist zum Verrücktwerden!« murmelte er. »Nichts von allem, was in diesem Hause vorgeht, kann ich verstehen. Weshalb erscheinen diese Briefe hier – wie ein Zaubertrick? Wer hat sie auf meinen Toilettentisch gelegt? Und warum?«

Doch auf all diese Fragen fand er keine Antwort.

21.

Um zehn Uhr vormittags saßen Lord Caterham und seine Tochter beim Frühstück. Bundle sah sehr nachdenklich aus.

»Vater«, bemerkte sie endlich. Lord Caterham war in seine Zeitung vertieft. »Vater!« wiederholte Bundle etwas schärfer.

»Wie?« brummte er. »Sagtest du etwas?«

»Ja. Wer hat bereits gefrühstückt?«

Sie deutete auf einen Platz mit benutztem Geschirr.

»Ach, nur dieser Mr. Dingsda.«

»Isaacstein?«

»Stimmt.«

»Hast du vor dem Frühstück mit dem Inspektor gesprochen?«

»Ja, er nagelte mich in der Halle fest. Meiner Meinung nach sollte die Stunde vor dem Frühstück den Leuten heilig sein. Ich werde ins Ausland reisen müssen, meine Nerven –«

»Was sagte er?«

»Erklärte, daß jeder, der Lust dazu habe, das Haus verlassen dürfe.«

»Fein, das ist doch genau das, was du willst.«

»Ich weiß. Aber dabei blieb es nicht. Er verlangt, daß ich allen Leuten sage, ich würde mich über ihr längeres Verweilen außerordentlich freuen.«

»Das verstehe ich nicht. Was hast du ihm geantwortet?«

»Nun, was konnte ich tun? Ich mußte ihm natürlich beipflichten – man kann ja mit solchen Leuten nicht argumentieren. Besonders

nicht vor dem Frühstück.«

»Wen hast du bis jetzt zum Bleiben aufgefordert?«

»Cade. Er war schon sehr früh aufgestanden. Er wird bleiben. Das ist mir ganz recht; ich kann den Burschen zwar nicht recht verstehen, aber ich mag ihn trotzdem.«

»Genau wie Virginia«, brummte Bundle.

»Wie?«

»Und genau wie ich. Aber das scheint unwichtig zu sein.«

»Außerdem habe ich mit Isaacstein gesprochen«, fuhr der Lord fort.

»Und was meinte er?«

»Er muß glücklicherweise in die Stadt zurück. Vergiß bitte nicht, den Wagen für den Zug um 10 Uhr 50 bereitstellen zu lassen.«

»Wird besorgt.«

»Wenn es mir nur gelänge, diesen Fish auch wegzubringen«, überlegte der Lord hoffnungsvoll.

»Ich dachte immer, du schwatzt gern mit ihm über deine vermoderten alten Schmöker.«

»Sicher, sicher – das heißt, für eine kleine Weile. Aber es wird langweilig, wenn man immer allein reden muß. Fish interessiert sich wohl dafür, aber er äußert sich nie dazu.«

»Immer noch besser, als immer nur zuhören müssen wie bei George Lomax«, bemerkte Bundle.

Schon allein der Gedanke an Lomax machte den Lord frösteln.

»Wie steht es mit Virginia?« erkundigte sich Bundle. »Müssen wir sie auch bitten zu bleiben?«

»Battle sagte ausdrücklich ›jeden‹.«

»Ach du liebe Zeit! Hast du sie schon gefragt, ob sie meine Stiefmutter werden möchte?«

»Das ist sicher zwecklos«, meinte der Lord betrübt.

»Guter alter Paps«, murmelte sie und sprang elastisch aus dem Fenster.

Lord Caterham wollte sich ebenfalls zurückziehen. Aber erschrocken fuhr er auf, als Mr. Fish, der geräuschlos wie gewöhnlich eingetreten war, ihn ansprach.

»Guten Morgen, Lord Caterham.«

»Oh, guten Morgen. Ein schöner Tag heute, nicht wahr?«

»Das Wetter ist prächtig«, bestätigte Mr. Fish.

Er goß sich Kaffee ein.

»Stimmt es, daß der Hausarrest aufgehoben ist?« erkundigte er sich nach einer Weile. »Dürfen wir wirklich abreisen?«

»Ja – hm – ja«, stotterte Lord Caterham. »Aber ich hoffe – ich meine, daß ich mich wirklich freuen würde, wenn Sie noch etwas länger hierblieben.«

»Aber –«

»Ich weiß, es war ein sehr unerfreuliches Wochenende. Ich kann es Ihnen nicht übelnehmen, wenn Sie so rasch als möglich fortwollen.«

»Sie unterschätzen mich, Lord Caterham. Die Umstände waren unglücklich, das läßt sich nicht leugnen. Aber das englische Landleben in einem Haus wie dem Ihren zieht mich mächtig an. Würde dieses Leben gern eingehender studieren. Das fehlt uns in Amerika vollständig. Nehme sehr gern Ihre liebenswürdige Einladung an.«

»Nun gut«, sagte der Lord, »bleiben wir dabei. Ich bin entzückt darüber, wirklich.«

Er zwang sich zu Herzlichkeit, murmelte etwas über eine wichtige Besprechung mit seinem Verwalter und flüchtete aus dem Zimmer.

In der Halle begegnete er Virginia.

»Soll ich Sie zum Frühstückstisch begleiten?« fragte Lord Caterham herzlich.

»Danke schön, ich hab schon im Bett gefrühstückt. Ich war so schrecklich faul heute früh.« Sie gähnte.

»Hatten Sie eine schlechte Nacht?« erkundigte sich der Lord teilnahmsvoll.

»Das würde ich eigentlich nicht behaupten. Von einer gewissen Seite aus betrachtet, war es sogar eine sehr gute Nacht. Oh, Lord Caterham«, sie schob ihre Hand unter seinen Arm, »ich bin sehr glücklich hier. Es war reizend von Ihnen, mich einzuladen.«

»Dann bleiben Sie doch noch etwas länger! Battle hat den Hausarrest aufgehoben, aber ich würde mich ganz besonders freuen, wenn Sie noch ein paar Tage blieben.«

»Selbstverständlich bleibe ich sehr gern!«

Lord Caterham schlenderte davon, und Virginia trat durch eine Seitentür in den Park hinaus.

Einen Moment blieb sie stehen und atmete tief durch. Sie fuhr

auf, als plötzlich Battle dicht neben ihr auftauchte.

»Guten Morgen, Mrs. Revel. Hoffentlich sind Sie nicht müde?«

»Es war eine aufregende Nacht«, gestand sie. »Sie war es wohl wert, daß wir auf den Schlaf verzichteten.«

»Dort unter der Zeder ist ein hübsches, schattiges Plätzchen«, bemerkte der Inspektor. »Soll ich Ihnen einen Stuhl dorthin bringen?«

»Wenn Sie glauben, daß das für mich das Richtige ist –«, erklärte Virginia feierlich.

»Sie haben eine rasche Auffassungsgabe, Mrs. Revel. Ja, Sie haben mich ganz richtig verstanden: Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen.«

Er belud sich mit einem Rohrstuhl und trug ihn über den Rasen. Virginia folgte mit einem Kissen unter dem Arm.

»Sehr gefährlicher Platz, diese Terrasse. Wenigstens wenn man ein Privatgespräch führen möchte.«

»Sie spannen mich auf die Folter«, lächelte Virginia.

»Oh, es ist nicht weiter wichtig. Ich möchte nur, daß Sie mir etwas über Mr. Cade berichten.«

»Über Mr. Cade?« Virginia war bestürzt.

»Ja – wo Sie ihn zum ersten Mal trafen, wie lange Sie ihn kennen und so weiter.«

»Das ist schwieriger zu erklären, als Sie denken«, meinte sie schließlich. »Er leistete mir einen großen Dienst –«

»Ehe Sie fortfahren, Mrs. Revel, möchte ich Ihnen etwas sagen. Letzte Nacht, als Sie und Mr. Eversleigh sich zurückgezogen hatten, erzählte mir Mr. Cade alles über die Briefe und über den Mann, der in Ihrem Hause getötet wurde.«

»Nein – wirklich?« hauchte Virginia entsetzt.

»Ja, und er tat gut daran. Es klärt eine Menge von Mißverständnissen auf. Nur eines hat er mir nicht gesagt: Wie lange Sie beide sich kennen. Darüber habe ich so meine eigenen Gedanken, und Sie sollen mir sagen, ob ich recht habe. Meiner Ansicht nach begegneten Sie ihm damals in der Pont Street zum ersten Mal. –Aha! Das stimmt also!«

Virginia sagte kein Wort. Zum ersten Mal hatte sie Angst vor diesem vierschrötigen Mann mit dem unbeweglichen Gesicht.

»Hat er Ihnen etwas über sein Leben erzählt?« fuhr der Inspektor

fort. »Über die Zeit, ehe er nach Südafrika ging? Über Kanada? Oder früher, den Sudan? Oder über seine Kindheit?«

Virginia konnte zu all diesen Fragen nur den Kopf schütteln.

»Und doch hätte er bestimmt viel Interessantes zu berichten. Ein Leben voll Gefahren und Abenteuer drückt dem Gesicht eines Mannes seinen Stempel auf. O ja, wenn er wollte, dann könnte er viel erzählen.«

»Wenn Sie über sein früheres Leben Auskünfte wünschen, warum telegrafieren Sie dann nicht seinem Freund McGrath?«

»Das habe ich natürlich getan. Aber der Mann scheint sich irgendwo im Innern herumzutreiben. Immerhin ist nicht daran zu zweifeln, daß Mr. Cade tatsächlich in Bulawayo war zu der Zeit, die er uns angab. Aber ich möchte wissen, was er früher tat, ehe er nach Südafrika ging.«

Battle zog seine Uhr hervor.

»Jetzt muß ich zu Lomax fahren, der Wagen wartet sicher bereits.«

Virginia blickte ihm nach. Aber sie erhob sich nicht. Sie hoffte, daß Anthony käme und ihr Gesellschaft leiste. Statt seiner aber erschien Bill Eversleigh.

»Gott sei Dank, daß ich endlich allein mit Ihnen sprechen kann, Virginia.«

»Sprechen Sie aber bitte sehr lieb mit mir, Bill, sonst breche ich in Tränen aus.«

»Hat jemand Sie ausgezankt?«

»Nicht direkt gezankt. Aber mich aufgespießt und vollkommen umgekrempelt. Ich habe das Gefühl, als ob ein Elefant auf mir herumgetrampelt wäre.«

»Doch nicht etwa Battle?«

»Richtig! Er ist wirklich ein schrecklicher Mensch.«

»Kümmern Sie sich doch nicht um Battle.«

»Bill, ich brauche Ihren Rat.«

»Wenn Sie sich doch nur entschließen könnten, meine Frau zu werden! Dann wäre Ihnen bestimmt viel wohler. Sie könnten ruhig und glücklich sein.«

»Hören Sie einmal ernsthaft zu, Bill. Es ist nichts als eine fixe Idee von Ihnen, mir dauernd Liebeserklärungen zu machen. Bedenken Sie mein Alter und mein Witwentum – und verlieben

Sie sich in ein junges Mädchen.«

»Aber geliebteste Virginia – Hölle und Teufel, da kommt dieser französische Idiot direkt auf uns zu.«

Es war tatsächlich Lemoine, korrekt wie immer.

»Guten Morgen, Madame. Guten Morgen, Mr. Eversleigh. Wie wäre es, wenn wir drei einen kleinen Spaziergang machten?«

»Was halten Sie davon, Bill?« fragte Virginia.

»Meinetwegen«, brummte der junge Mann unwillig.

Er zog sich aus dem Gras hoch, und alle drei schlenderten langsam weiter. Virginia fühlte, daß der Franzose eine bestimmte Absicht verfolgte. Er wollte in eine ganz bestimmte Richtung führen. Sie schlenderten nicht einfach so dahin. Plötzlich blickte er sich um. Sie befanden sich an der Stelle, wo der Fahrweg den Park teilte, ehe er eine scharfe Kurve um eine Baumgruppe herum machte. Lemoine starrte auf ein Gefährt, das sich ihnen vom Hause her näherte. Virginias Augen folgten den seinen.

»Der Gepäckwagen«, meinte sie, »der Isaacsteins Koffer und seinen Diener zum Bahnhof fährt.«

»Tatsächlich?« sagte Lemoine. Er blickte auf seine Uhr und fuhr auf. »Bitte tausendmal um Entschuldigung. Ich habe mich länger aufgehalten, als ich sollte – in so reizender Gesellschaft. Halten Sie es für möglich, daß mich der Wagen mit zum Bahnhof nimmt?«

Er trat auf den Weg hinaus und winkte.

Der Gepäckwagen hielt an, und nach ein paar erklärenden Worten kletterte Lemoine hinten drauf.

Die beiden andern schauten ihm verblüfft nach. Im Augenblick, als der Wagen eben in die Kurve einbiegen wollte, fiel ein Handkofferchen herunter auf den Weg. Der Fahrer bemerkte es nicht.

»Los!« befahl Virginia. »Da gibt es etwas zu entdecken. Das Kofferchen wurde absichtlich runtergeworfen.«

»Niemand hat es bemerkt«, entgegnete Bill.

Sie rannten den Weg hinunter – doch als sie eben den kleinen Koffer aufheben wollten, kam ihnen Lemoine von der anderen Seite her zu Fuß entgegen.

»Ich mußte leider wieder absteigen«, bemerkte er beiläufig. »Hatte etwas vergessen.«

»Dies hier?« sagte Bill und wies auf den Koffer, ein teures Mo-

dell aus feinstem Schweinsleder mit den Initialen H. I.

»Wie schade«, bedauerte Lemoine höflich. »Es muß heruntergefallen sein. Wollen wir es vom Weg entfernen?«

Ohne auf Antwort zu warten, hob er das Kofferchen auf und trug es zu der Baumgruppe hinüber. Er beugte sich darüber, etwas glänzte in seiner Hand, und plötzlich schnappte das Schloß zurück. Als er jetzt sprach, klang seine Stimme ganz anders als sonst – kurz und befehlend.

»Das Auto kann jede Minute hier sein. Ist es bereits in Sicht?«

»Nein.«

»Gut.«

Mit geübten Fingern hob er den Inhalt des Koffers heraus. Fläschchen mit Goldverschlüssen, seidene Pyjamas, eine Anzahl Socken. Plötzlich straffte sich seine Gestalt. Er hob etwas heraus, das wie ein Bündel Unterwäsche aussah, und rollte es hastig auf. Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr Bill. Mitten in der Wäsche lag ein schwerer Revolver.

»Ich höre hupen«, warnte Virginia.

Wie der Blitz packte Lemoine den Koffer wieder ein. Den Revolver schlug er in sein seidenes Taschentuch und steckte ihn rasch ein. Er wandte sich hastig an Bill.

»Nehmen Sie den Koffer. Madame bleibt bei Ihnen. Halten Sie den Wagen an, und erzählen Sie, daß der Koffer vom Gepäckwagen fiel. Sagen Sie nichts von mir.«

Bill trat auf den Weg hinaus, als die große Limousine mit Isaacstein eben um die Kurve bog. Der Fahrer hielt an, und Bill schwang den Koffer hinauf.

»Fiel vom Gepäckwagen«, erläuterte er. »Wir bemerkten es zufällig.«

Er erhaschte einen kurzen Blick auf ein erschrockenes gelbes Gesicht, dann fuhr die Limousine wieder an.

Virginia und Bill kehrten zu Lemoine zurück. Dieser hielt den Revolver in der Hand, und sein Blick war voll hämischer Befriedigung.

»Das hat lange gedauert«, bemerkte er. »Aber jetzt...«

Inspektor Battle stand in der Bibliothek der Abtei. George Lomax saß an seinem Schreibtisch. Vor ihm lagen die Briefe, die Anthony an diesem Morgen in seinem Zimmer gefunden hatte.

»Das ist alles völlig unverständlich«, beklagte sich George, als er das Paket aufhob. »Sie sind der Meinung, daß diese Briefe in einem Code abgefaßt sind?«

»Stimmt, Mr. Lomax.«

»Und wo will er sie gefunden haben – auf seinem Toilettenstisch?« Battle wiederholte Wort für Wort den Bericht, den ihm Anthony über das Wiederauftauchen der Briefe gegeben hatte. »Er brachte sie sofort zu Ihnen? Das war sehr richtig! Aber wer mag sie in sein Zimmer gelegt haben? Die Sache scheint mir faul, oberfaul. Was wissen wir denn überhaupt von diesem Cade? Er erscheint plötzlich hier – auf sehr mysteriöse Weise und unter verdächtigen Umständen, und wir wissen nichts, gar nichts über ihn. Außerdem möchte ich bemerken, daß mir seine Art ganz und gar nicht gefällt. Ich darf wohl annehmen, daß Sie sich nach ihm erkundigt haben?«

»Wir haben natürlich sofort nach Südafrika telegraphiert, und seine Geschichte hat sich voll und ganz bestätigt. Zu der angegebenen Zeit befand er sich tatsächlich mit Mr. McGrath in Bulawayo. Vorher war er bei der Reiseagentur Castle angestellt.«

»Genau, wie ich dachte!« erklärte George. »Er hat diese Art von billiger Selbstgefälligkeit, die sich für gewisse Berufe eignet. Um aber auf die Briefe zurückzukommen: Wir müssen sofort etwas unternehmen – sofort. Diese Briefe müssen umgehend dechiffriert werden. Warten Sie, wie heißt doch gleich der Mann? Es gibt da einen Mann – er steht in Verbindung mit dem Britischen Museum. Der weiß alles über Codes. Leitete während des Krieges diese Abteilung für uns –«

»Professor Wynwood«, warf Battle ein.

»Richtig! Wynwood. Der Mann muß sofort benachrichtigt werden!«

»Das ist schon längst geschehen, Mr. Lomax. Professor Wynwood trifft mit dem Zwölfuhrzug hier ein.«

»Oh, sehr gut, sehr gut. Gott sei Dank bin ich wenigstens diese

eine Sorge los. Ich muß unbedingt heute in die Stadt fahren. Können Sie ohne mich fertig werden, Inspektor?«

»Ich glaube schon, Sir.«

»Tun Sie Ihr möglichstes, Battle, Ihr möglichstes. Ich bin augenblicklich sehr überlastet. Und schicken Sie mir Eversleigh herüber, sobald Sie zurück sind, Inspektor.«

»Ich werde es ihm sagen.«

»Danke, Battle. Es ist mir klar, daß Sie ihn mehr oder weniger ins Vertrauen ziehen mußten. Aber hielten Sie es wirklich für richtig, auch Mrs. Revel einzuweihen?«

»In Anbetracht der Unterschrift auf diesen Briefen hielt ich es für absolut richtig.«

»Ein erstaunliches Stück Unverschämtheit«, murmelte George und blickte mit gerunzelten Brauen auf die Briefe. »Ich erinnere mich gut des verblichenen Königs von Herzoslawakien. Ein reizender Mensch, aber schwach, bedauerlich schwach. Ein Waschlappen in den Händen einer skrupellosen Frau. Haben Sie irgendeine Theorie darüber, wie diese Briefe wieder zu Mr. Cade gelangten?«

»Meiner Meinung nach versuchen solche Menschen eben immer einen zweiten Weg, wenn der erste mißglückt ist.«

»Ich kann Ihnen da nicht folgen«, sagte George.

»Dieser Verbrecher, König Victor, weiß ganz genau, daß der Ratssaal bewacht wird. Also spielt er uns die Briefe in die Hände, damit wir sie dechiffrieren und das Versteck finden. Und dann wird er wieder handeln. Aber Lemoine und ich werden die Sache schon meistern.«

»Sie haben also einen Plan?«

»So weit möchte ich nicht gehen. Aber eine Idee habe ich jedenfalls. Und das ist manchmal sehr nützlich.«

Damit trat Inspektor Battle seinen Rückzug an. Unterwegs begegnete er Anthony.

»Wollen Sie mich mitnehmen?« fragte Anthony.

»Wo waren Sie, Mr. Cade?«

»Am Bahnhof, um mich nach den Zügen zu erkundigen.«

Battle hob die Augenbrauen.

»Gedenken Sie uns schon wieder zu verlassen?« fragte er.

»Vorläufig noch nicht«, meinte Anthony. »Nebenbei: Wissen

Sie, worüber sich Mr. Isaacstein so aufgeregt hat? Er fuhr eben am Bahnhof vor, als ich fortging, und er sah aus, als ob ihm jemand einen ziemlichen Schlag versetzt hätte.«

»Mr. Isaacstein?« wunderte sich Battle.

»Ja.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber es braucht sicher einiges, um ihn aus der Fassung zu bringen.«

»Ganz meine Meinung«, stimmte Anthony zu. »Er gehört zu den großen Schweigern unter den Gewaltigen der Finanzwelt.«

Plötzlich lehnte Battle sich vor und tippte dem Fahrer auf die Schulter.

»Halten Sie an. Und warten Sie hier auf mich.«

Zu Anthonys Erstaunen kletterte er aus dem Wagen. Doch einen Augenblick später entdeckte er Monsieur Lemoine, der sich dem englischen Inspektor näherte.

Es wurden nur wenige Worte zwischen den beiden gewechselt, dann kehrte der Inspektor zum Wagen zurück, setzte sich hinein und forderte den Fahrer auf, weiterzufahren. Sein Gesichtsausdruck hatte sich völlig verändert.

»Sie haben den Revolver gefunden«, sagte er kurz.

»Was?« Anthony starrte ihn erstaunt an. »Wo?«

»Im Handkoffer von Isaacstein.«

»Das ist doch nicht möglich!«

»Alles ist möglich«, knurrte Battle. »Ich hätte daran denken müssen.«

»Wer fand ihn?«

Battle wies mit dem Kopf über die Schulter.

»Lemoine. Kluger Kopf. Die Sûreté weiß ihn nicht genug zu rühmen.«

»Wirft das nicht alle Ihre Theorien um?«

»Nein«, meinte Inspektor Battle sehr nachdenklich. »Nicht unbedingt. Er war eine Überraschung für mich, das stimmt. Aber eigentlich fügt es sich ganz gut ein.«

»In was?«

Aber der Inspektor wandte sich einem anderen Thema zu.

»Würden Sie so freundlich sein, Mr. Eversleigh zu suchen und ihm von Mr. Lomax auszurichten, er möge sich sogleich zur Abtei begeben?«

»Gern«, erwiderte Anthony. Der Wagen fuhr eben am Hauptportal vor. »Mr. Eversleigh dürfte wohl noch im Bett liegen.«

»Kaum«, erklärte der Inspektor. »Er spaziert dort unter den Bäumen mit Mrs. Revel herum.«

»Haben Sie aber scharfe Augen!« kommentierte Anthony leicht hin und beeilte sich, seinen Auftrag auszuführen.

Bill war empört.

»Hölle und Teufel«, fluchte er auf dem Weg zum Haus. »Warum kann mich der alte Stockfisch nicht einmal in Ruhe lassen?«

»Hat man Ihnen bereits von dem Revolver erzählt?« fragte Virginia atemlos, sobald Bill außer Hörweite war.

»Battle sprach davon. Sehr verblüffend, nicht wahr? Isaacstein war gestern außer sich, daß er nicht fort durfte, aber ich nahm an, er sei einfach nervös geworden. Er gehört zu den wenigen, die für mich außerhalb jedes Verdachts standen. Können Sie sich irgendeinen Grund vorstellen, weshalb er Fürst Michael aus dem Weg hätte räumen sollen?«

»Es scheint wirklich keinen Sinn zu ergeben.«

»Nichts hat einen Sinn bei der ganzen Geschichte«, murkte Anthony unzufrieden. »Ich hielt mich anfänglich für einen guten Amateurdetektiv, aber alles, was ich bisher zustande brachte, war eine Rehabilitierung der französischen Erzieherin – mit viel Schwierigkeiten und etlichen Kosten.«

»Führen Sie deshalb nach Frankreich?«

»Ja. Ich hatte eine Unterredung mit der Comtesse de Breteuil in Dinard. Dabei kam ich mir sehr klug vor und erwartete die Antwort, daß eine solche Person dort unbekannt sei. Statt dessen gab man mir zu verstehen, daß Mademoiselle Brun während der letzten sieben Jahre die Hauptstütze des ganzen Haushalts gewesen sei. Wenn man nicht annehmen will, daß die Gräfin selbst zu der Verbrecherbande gehört, dann fällt meine ganze schöne Theorie ins Wasser.«

»Madame de Breteuil steht außerhalb jeden Verdachts. Ich kenne sie gut und glaube sogar, daß ich Mademoiselle Brun dort im Schloß mal begegnet bin. Jedenfalls kam mir ihr Gesicht irgendwie bekannt vor –« Virginia brach ab.

»Was ist los?«

Anthony starrte auf die Gestalt, die jetzt aus den Bäumen heraus-

trat und abwartend stehenblieb – der Herzoslowake Boris.

»Entschuldigen Sie mich einen Moment«, bat Anthony. »Ich muß nur kurz mit meinem Spürhund sprechen.«

Er ging zu Boris hinüber.

»Was gibt es? Was wünschen Sie?«

»Herr«, sagte Boris mit tiefer Verneigung.

»Schön und gut, aber Sie müssen mir nicht überallhin folgen. Das macht sich nicht gut.«

Wortlos wies Boris ein schmutziges Zettelchen vor, das zweifelsohne von einem Brief abgerissen war.

»Was ist das?« fragte Anthony.

Nichts als eine Adresse stand auf dem Zettel.

»Er verlor es«, sagte Boris. »Ich bringe es meinem Herrn.«

»Wer verlor es?«

»Der fremde Gentleman.«

»Warum bringen Sie es mir?«

Boris blickte ihn vorwurfsvoll an.

»Lassen wir es gut sein, aber verschwinden Sie jetzt, ich bin beschäftigt.«

Boris verneigte sich tief, drehte sich auf dem Absatz um und schritt davon. Anthony kehrte zu Virginia zurück, während er den Zettel in seine Tasche steckte.

»Was wollte er?« erkundigte sich Virginia neugierig. »Und warum nennen Sie ihn Ihren Spürhund?«

»Weil er sich wie ein solcher benimmt«, erklärte Anthony. »Er hat mir einen Zettel gebracht, von dem er behauptet, der fremde Gentleman habe ihn verloren. Wahrscheinlich meint er Lemoine.«

»Vielleicht könnte es sich aber auch um Isaacstein handeln«, schlug Virginia vor. »Isaacstein sieht wahrhaftig fremd genug aus.«

»Möglich«, murmelte Anthony gleichgültig.

»Tut es Ihnen leid, daß Sie in diese ganze Sache verwickelt wurden?« fragte Virginia plötzlich.

»Leid? Du liebe Zeit, nein! Ich bin glücklich darüber. Den größten Teil meines Lebens habe ich damit zugebracht, mich in Schwierigkeiten zu bringen. Diesmal ist mir vielleicht etwas mehr davon zuteil geworden, als mir lieb ist.«

»Aber jetzt sind Sie doch in Sicherheit«, sagte Virginia, erstaunt

über den ungewöhnlichen Ernst, der aus seiner Stimme klang.

»Noch nicht ganz.«

Einige Minuten lang gingen sie schweigend weiter.

»Es gibt Menschen, die einfach nicht auf Gefahrensignale achten können«, unterbrach Anthony endlich die Stille. »Wenn ich das rote Signal bemerke, dann komme ich erst recht auf Hochtouren. Das muß schließlich zu einer Katastrophe führen! Und recht geschieht mir.«

»Sie sind in Ihrem Leben sicher schon vielen Gefahren begegnet?«

»Fast jeder Gefahr, die es überhaupt gibt – außer Heirat.«

»Das klingt sehr zynisch.«

»So war es nicht gemeint. Aber Heirat, wenigstens die Art Heirat, die mir vorschwebt, wäre bestimmt das allergrößte Abenteuer meines Lebens.«

»Herrlich!« Virginia errötete vor Eifer.

»Es gibt nur eine Art von Frau, die ich heiraten möchte – und diese Art ist weltweit von meinem bisherigen Lebensstil entfernt. Wo gibt es da einen Ausweg? Müßte sie sich meinem Leben anpassen – oder ich mich dem ihrigen?«

»Wenn sie Sie liebt –«

»Das sind nur romantische Worte, Mrs. Revel.«

»Gibt es gar keinen Ausweg?« fragte Virginia.

»Einen Ausweg gibt es immer«, erklärte Anthony düster. »Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man alles bekommt, was man sich wirklich wünscht – vorausgesetzt, daß man den Preis dafür zahlt. Um die Frau zu bekommen, die ich liebe, würde ich – würde ich sogar arbeiten!«

Virginia lachte.

»Ich wurde tatsächlich für einen Beruf erzogen, wissen Sie«, fuhr Anthony fort.

»Aber Sie wollten ihn nicht ausüben?«

»So ist es.«

»Warum?«

»Eine Frage des Prinzips.«

»Oh!«

»Sie sind eine sehr ungewöhnliche Frau«, erklärte Anthony plötzlich und schaute sie an.

»Warum?«

»Sie stellen keine Fragen.«

»Sie meinen, weil ich mich nicht nach Ihrem Beruf erkundige?«

»Genau.«

Schweigend schritten sie weiter.

»Ich brauche nicht zu fragen, ob Sie mich verstanden haben«, unterbrach Anthony das Schweigen. »Sie wissen es, wenn ein Mann Sie liebt. Wahrscheinlich machen Sie sich nicht das geringste aus mir – aber, bei Gott, ich möchte Sie die Liebe lehren!«

»Glauben Sie, daß es Ihnen gelingt?« fragte Virginia leise.

»Vielleicht nicht, aber der Versuch allein wäre wundervoll.«

»Bedauern Sie es, mich jemals gesehen zu haben?«

»Um Himmels willen, nein! Da leuchtete wieder das rote Signal. Als ich Sie das erste Mal sah, damals in der Pont Street, da wußte ich, daß mir Schweres bevorstand. Ihr Gesicht sagte es mir – nur Ihr Gesicht allein. So viel Zauber liegt darin. Noch nie sah ich eine Frau, die dieses unnennbare Etwas besitzt. Sie werden jedenfalls einen sehr ehrenwerten, reichen Mann heiraten, und ich kehre zu meinem verrufenen Leben zurück. Aber ehe ich gehe, werde ich Sie einmal küssen – ich schwöre es!«

»Bloß nicht jetzt«, lächelte Virginia sanft. »Inspektor Battle beobachtet uns nämlich von der Bibliothek aus.«

Anthony sah sie an.

»Sie sind ein kleiner Teufel, Virginia«, sagte er völlig ruhig, »aber ein geliebter kleiner Teufel!«

Dann winkte er Battle zu.

»Irgendwelche Verbrecher gefaßt heute morgen?«

»Bis jetzt nicht, Mr. Cade.«

Mit einer Leichtigkeit, die man dem schweren Mann gar nicht zugetraut hätte, sprang Battle aus dem Fenster.

»Professor Wynwood ist hier«, sagte er flüsternd. »Er ist soeben eingetroffen und dechiffriert jetzt die Briefe. Möchten Sie ihn bei der Arbeit sehen?«

Sein Ton war so geheimnisvoll wie der eines Zauberkünstlers, der eine besondere Attraktion ankündigt. Er führte die beiden zum Fenster und hieß sie hineinspähen.

An einem der Tische saß ein kleiner, rothaariger Mann mittleren Alters. Er hatte die Briefe vor sich ausgebreitet und schrieb eifrig

auf ein großes Blatt. Beim Schreiben brummte er ärgerlich vor sich hin. Plötzlich blickte er auf.

»Sind Sie das, Battle?« knurrte er. »Was fiel Ihnen eigentlich ein, mich wegen dieser Albernheiten extra herkommen zu lassen? Ein Wickelkind könnte dieses Zeug dechiffrieren. Nennen Sie das einen Code? Es springt doch direkt ins Auge, Menschenskind.«

»Das freut mich sehr, Professor«, sagte Battle sanft. »Aber wir sind leider nicht so gescheit wie Sie.«

»Dazu braucht es keine Gescheitheit«, schnappte der Professor zurück. »Bloß Übungssache. Brauchen Sie das ganze Gewäsch? Das dauert mir zu lange – erfordert Fleiß und Aufmerksamkeit, aber keine Intelligenz. Ich habe den einen Brief übertragen, der die Adresse von Chimneys trägt, weil Sie behaupteten, er sei wichtig. Den Rest könnte ich nach London mitnehmen und ihn einem meiner Assistenten geben. Ich habe keine Zeit für solche Narreteien.«

»Schon gut, Professor«, stimmte Battle zu. »Es tut mir leid, daß wir so kleine Fische sind. Die ganze Eile betraf eigentlich nur diesen einen Brief. Lord Caterham erwartet Sie jedenfalls zum Lunch.«

»Ich lünche nie«, knurrte der Professor. »Schlechte Angewohnheit, das viele Essen.«

Er griff nach seinem Mantel, der nachlässig über einen Stuhl geworfen war. Battle ging zum Hauptportal hinüber, und ein paar Minuten später hörten Virginia und Anthony bereits den Anlasser eines Wagens.

Battle kehrte zu ihnen zurück, in der Hand das Blatt Papier, das der Professor ihm ausgehändigt hatte.

»So ist er immer«, sagte Battle und meinte damit den abfahrenden Professor. »Immer in Eile – aber ein verdammt kluger Kerl. Nun, hier ist also die Quintessenz des Briefes. Möchten Sie ihn lesen?«

Virginia streckte ihre Hand aus, und Anthony las über ihre Schulter. Er erinnerte sich, daß es ein langer Brief gewesen war voller Leidenschaft und Verzweiflung. Der Genius von Professor Wynwood hatte daraus eine kurze, geschäftliche Mitteilung gemacht.

Operation erfolgreich beendet, aber S. funkte dazwischen. Hat Stein aus dem Versteck genommen. Nicht in seinem Zimmer. Habe gesucht. Fand folgenden Zettel, der sich wahrscheinlich darauf bezieht: Richmond sieben vorwärts, acht links, drei rechts.

»S?« sagte Anthony. »Natürlich Stylptitch. Schlauer, alter Bursche. Hat einfach das Versteck gewechselt.«

»Richmond« murmelte Virginia. »Sollte sich das Juwel in Richmond befinden?«

»Richmond ist ein bevorzugter Aufenthaltsort für Königliche Hoheiten«, bestätigte Anthony.

Battle schüttelte den Kopf.

»Kaum denkbar. Ich nehme an, daß damit eine Stelle hier im Hause gemeint ist.«

»Ich weiß!« rief Virginia plötzlich aufgeregt

Beide Männer starrten sie an.

»Das Holbein-Porträt im Ratssaal. Sie haben die Wand darunter abgeklopft. Es ist ein Bildnis des Earl of Richmond.«

»Das muß es sein!« rief Battle und schnippte mit den Fingern.

»Das Bild ist der Ausgangspunkt, und die Einbrecher wissen darüber nicht mehr als wir. Die beiden Geharnischten stehen direkt unter dem Gemälde, und die Kerle glaubten zuerst, der Stein sei in einer der Rüstungen versteckt. Als sich das als Irrtum erwies, dachten sie an einen Geheimgang oder eine versteckte Treppe und ein Gleitpaneel. Ist Ihnen etwas dergleichen bekannt, Mrs. Revel?«

Virginia schüttelte den Kopf.

»Es gibt ein Verlies und mindestens einen Geheimgang, das weiß ich. Man hat sie mir einmal gezeigt, aber ich erinnere mich nicht mehr daran. Da kommt Bundle, sie wird es genau wissen.«

Bundle kam ihnen rasch über die Terrasse entgegen.

»Nach dem Essen fahre ich in die Stadt«, bemerkte sie. »Möchte jemand mitkommen? Wie wäre es mit Ihnen, Mr. Cade? Wir sind zum Abendbrot zurück.«

»Nein, danke«, entgegnete Anthony. »Ich bin ganz glücklich hier – und sehr beschäftigt.«

»Der Mann hat Angst vor mir«, sagte Bundle. »Entweder vor meiner Fahrkunst oder vor meinem betörenden Zauber. Welches von beiden gilt?«

»Das letztere selbstverständlich«, lachte Anthony.

»Liebe Bundle«, warf Virginia dazwischen, »gibt es nicht einen Geheimgang vom Ratssaal aus ins Freie?«

»Sicher. Aber er ist ganz zerfallen. Ursprünglich soll er von Chimneys bis in die Abtei geführt haben, aber der größte Teil ist jetzt eingestürzt, und man kann ihn vom Ratssaal aus nur noch etwa hundert Meter begehen. Der andere Geheimgang im ersten Stockwerk ist viel amüsanter, und das Verlies ist gar nicht übel.«

»Uns interessiert es nicht vom künstlerischen Standpunkt aus«, erläuterte Virginia. »Wie gelangt man in den Geheimgang des Ratssaals?«

»Eines der Paneele dreht sich. Wenn Sie wollen, kann ich es Ihnen nach dem Essen zeigen.«

»Besten Dank«, mischte sich Inspektor Battle ein. »Sagen wir um halb drei Uhr?«

Bundle betrachtete ihn mit hochgezogenen Brauen. »Die Einbrechergeschichte?« erkundigte sie sich.

Tredwell erschien auf der Terrasse: »Es wäre angerichtet, Mylady.«

23.

Um halb drei Uhr traf sich die kleine Truppe im Ratssaal: Bundle, Virginia, Battle, Lemoine und Anthony.

»Es hat keinen Sinn zu warten, bis wir Mr. Lomax finden«, erklärte Battle. »Wir müssen so rasch wie möglich handeln.«

»Falls Sie glauben, Fürst Michael sei von einem Eindringling getötet worden, der durch diesen Gang kam, dann irren Sie sich«, sagte Bundle. »Das ist völlig ausgeschlossen, denn das andere Ende ist verschüttet.«

»Darum handelt es sich nicht, Mylady«, fiel Lemoine rasch ein. »Unsere Suche gilt etwas ganz anderem.«

»Doch nicht etwa dem historischen Dingsda?« fragte Bundle mit großen Augen.

Lemoine machte ein erstauntes Gesicht.

»Was verstehst du darunter, Bundle?« fragte Virginia. »Erkläre

dich bitte näher.«

»Dieser historische Stein, der gestohlen wurde, als ich noch jung und dumm war.«

»Wer hat Ihnen davon erzählt, Lady Eileen?« erkundigte sich Battle.

»Ach, das weiß ich seit ewigen Zeilen. Einer der Diener sagte es mir, als ich etwa zwölf war.«

»Ein Diener!« rief Battle aus. »Guter Gott! Schade, daß Mr. Lomax das nicht gehört hat.«

»Ist das wieder eines der sorgfältig gehüteten Geheimnisse von George?« fragte Bundle. »Das ist ja zum Schreien! Übrigens habe ich nie an die Geschichte geglaubt. George ist doch immer der gleiche Esel – er sollte wirklich wissen, daß man vor Dienern nichts verbergen kann.«

Sie ging zum Holbein-Porträt hinüber, drückte auf einen verborgenen Knopf – und sogleich drehte sich ein Teil der Täfelung unter lautem Knarren nach innen. Eine dunkle Höhlung zeigte sich.

»*Entrez, Messieurs et Mesdames*«, sagte Bundle melodramatisch.

Lemoine und Battle hatten sich mit Taschenlampen ausgerüstet. Als erste betraten sie den dunklen Gang, die anderen folgten ihnen auf dem Fuße.

»Die Luft ist frisch«, murmelte Battle. »Irgendwo muß sich eine Lüftung befinden.«

Er ging voran. Der Boden bestand aus rohen, unebenen Steinen, die Wände aus gemörtelten Ziegeln. Wie Bundle gesagt hatte, endete der Gang nach etwa hundert Metern an einem Wall von zerbröckeltem Mauerwerk. Battle überzeugte sich, daß keine Möglichkeit bestand, auf der anderen Seite weiterzukommen.

»Gehen wir zurück. Ich wollte nur Gewißheit haben.«

Ein paar Minuten später befanden sie sich wieder am Eingang.

»Wir wollen von hier aus beginnen«, erklärte Battle. »Sieben vorwärts, acht links, drei rechts. Nehmen wir an, es handelt sich um Schrittlängen.«

Sorgfältig maß er sieben Schritte ab, bückte sich und untersuchte den Boden.

»Scheint mir ungefähr richtig. Zu irgendeiner Zeit wurde hier ein Kreidezeichen angebracht. Und jetzt acht links. Das kann sich

nicht um Schritte handeln, der Gang ist ja so eng, daß man nur im Gänsemarsch gehen kann.«

»Versuchen Sie es mit Ziegeln«, schlug Anthony vor.

»Ganz richtig, Mr. Cade. Acht Ziegel vom Boden oder von der Decke aus nach links. Erst probieren wir es mit dem Boden.«

Er zählte acht Ziegelsteine ab.

»Jetzt von hier aus drei nach rechts. Eins – zwei – drei – hallo, was ist das?«

»Ich fange gleich an zu schreien«, erklärte Bundle. »Ganz bestimmt! Was haben Sie gefunden?«

Inspektor Battle arbeitete mit einem Messer an den Ziegeln herum. Sein geübtes Auge hatte sofort entdeckt, daß einer der Ziegel anders eingesetzt war als die übrigen. Es dauerte nur kurze Zeit, bis er ihn herausziehen konnte. Dahinter befand sich eine kleine Höhlung. Battle schob seine Hand hinein. Alle waren atemlos. Battle zog die Hand wieder heraus.

Dann stieß er einen Ausruf des Erstaunens und des Ärgers aus. Die anderen kamen näher und starrten verständnislos auf die drei Dinge, die Battle in Händen hielt.

Ein Kärtchen mit kleinen Perlmutterknöpfen, eine quadratische, primitive Strickarbeit und ein Blatt Papier, auf dem nichts weiter stand als eine Reihe von großen »E«.

»Hol's der Teufel«, knurrte Battle. »Was soll das heißen?«

»*Mon Dieu*«, murmelte der Franzose. »*Ça c'est trop fort.*«

»Was bedeutet das?« rief Virginia verblüfft.

»Das kann nur eines bedeuten«, sagte Anthony. »Der verstorbene Graf Stylptitch muß eine eigentümliche Auffassung von Humor gehabt haben. Ich gestehe, daß ich es gar nicht lustig finde.«

»Wollen Sie uns das nicht etwas näher erklären, Sir?« fragte Battle.

»Sicher. Das scheint ein kleiner Scherz des Grafen zu sein. Er hat jedenfalls vermutet, daß sein Zettel gelesen würde. Wenn nun also die Diebe hier erschienen, sollten sie statt des Steins dieses Rätsel finden. Derartige Aufgaben werden bei Intelligenzprüfungen gestellt, wo die Leute erraten sollen, wen oder was man darstellt.«

»Es hat also einen bestimmten Sinn?«

»Ich bin überzeugt davon. Wenn der Graf nur hätte spotten wol-

len, dann hätte er bloß einen Zettel hingelegt mit dem Vermerk ›Verkauft‹ oder die Zeichnung eines Esels oder etwas ähnlich Geistreiches.«

»Eine Strickarbeit, ein paar große ›E‹ und Perlmutterknöpfe«, brummte Battle unzufrieden.

»*C'est inouï*«, rief Lemoine zornig.

»Code Nummer zwei«, lächelte Anthony. »Ob wohl Professor Wynwood auch diesen so leicht entschlüsseln könnte?«

»Wann ist dieser Gang wohl zum letzten Mal benützt worden, Mylady?« erkundigte sich der Franzose bei Bundle.

»Ich glaube kaum, daß er in den letzten Jahren noch begangen wurde. Das Schloßverlies besitzt größere Anziehungskraft.«

»Merkwürdig«, murmelte Lemoine.

»Warum ist das merkwürdig?«

Der Franzose bückte sich und hob einen kleinen Gegenstand vom Fußboden auf.

»Deshalb«, meinte er. »Dieses Streichholz liegt keinesfalls schon zwei Jahre hier – nicht einmal zwei Tage. Hat jemand von Ihnen dieses Streichholz fallen lassen?«

Alle verneinten.

»Mir scheint, wir haben alles gesehen, was es hier zu sehen gibt«, sagte Inspektor Battle. »Wir können ebensogut hinausgehen.«

Das Paneel hatte sich inzwischen geschlossen, aber Bundle zeigte ihnen, wie es sich von der Innenseite aus öffnen ließ. Als erste sprang sie geräuschvoll in den Ratssaal.

»Verdammt!« erklang es aus einer Ecke. Lord Caterham fuhr aus einem Lehnstuhl auf, in dem er anscheinend sein Mittagsschläfchen gehalten hatte.

»Armer alter Papa, habe ich dich erschreckt?«

»Ich begreife nicht, wieso sich heutzutage kein Mensch mehr ruhig hinsetzen kann. Chimneys ist doch wahrhaftig groß genug, aber selbst hier gibt es keinen Raum, wo man Ruhe finden kann. Lieber Himmel, wer kommt denn da alles? Erinnert mich an die Pantomimen, die ich als kleiner Junge sah und wo ganze Horden von Dämonen aus der Unterwelt auftauchten.«

»Dämon Nummer fünf«, lächelte Virginia, indem sie zu ihm trat. »Seien Sie nicht böse. Wir machen nur Entdeckungsreisen durch

Geheimgänge, das ist alles.«

»Heute scheint große Nachfrage nach Geheimgängen zu bestehen«, brummte Lord Caterham, noch nicht völlig besänftigt. »Den ganzen Morgen mußte ich diesen Fish in ihnen herumführen.«

»Wann war das?« unterbrach Battle hastig.

»Kurz vor dem Lunch. Hat anscheinend etwas über den Gang hier gehört. Ich zeigte ihn ihm, und dann führte ich ihn auch noch zur weißen Galerie und zum Verlies. Seine Begeisterung ließ rasch nach, und schließlich langweilte er sich zu Tode. Aber er mußte durchhalten.«

Lord Caterham schüttelte sich vor Lachen. Anthony legte seine Hand auf Lemoines Arm.

»Kommen Sie hinaus«, flüsterte er, »ich möchte mit Ihnen sprechen.«

Die beiden Männer gingen durch die Balkontür ins Freie. In sicherer Entfernung vom Haus zog Anthony das Stückchen Papier heraus, das Boris ihm am Morgen gegeben hatte.

»Haben Sie das verloren?« fragte er.

Lemoine nahm den Zettel und betrachtete ihn interessiert.

»Nein«, sagte er, »ich habe das noch nie gesehen. Weshalb fragen Sie?«

Anthony wiederholte, was Boris ihm gesagt hatte. Der andere hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

»Nein, ich habe es bestimmt nicht verloren. Sie sagen, er hat es in dem kleinen Gehölz gefunden?«

»Ich nahm es an, aber er hat das nicht so genau gesagt.«

»Vielleicht ist es aus dem Koffer von Mr. Isaacstein herausgefallen. Fragen Sie doch Boris noch einmal.« Er reichte Anthony den Zettel zurück. Dann fragte er nach kurzem Nachdenken: »Was wissen Sie eigentlich über diesen Boris?«

»Ich weiß nur, daß er der vertraute Diener von Fürst Michael war.«

»Sie sollten sich darüber vergewissern. Erkundigen Sie sich doch bei Baron Lolopretjzyl. Vielleicht ist der Mann erst vor kurzem angestellt worden. Ich persönlich möchte ihn für echt halten, aber kann man wissen? König Victor ist durchaus imstande, sich im Handumdrehen in einen glaubhaften Diener zu verwandeln.«

»Glauben Sie wirklich –«

Lemoine unterbrach ihn.

»Ich gestehe, daß ich von dem Gedanken an König Victor völlig besessen bin. Überall glaube ich ihn zu sehen. Selbst jetzt frage ich mich: Ist dieser junge Mann, mit dem ich spreche – dieser Mr. Anthony Cade –, nicht am Ende König Victor?«

»Guter Gott«, sagte Anthony, »Sie hat's aber böse gepackt.«

»Was kümmern mich Juwelen? Was kümmert mich der Mörder von Fürst Michael? Das alles überlasse ich meinen Kollegen von Scotland Yard. Ich bin nur aus einem einzigen Grund nach England gekommen – um König Victor zu fangen. Nichts anderes interessiert mich.«

»Glauben Sie, daß Sie Glück haben werden?«

»Wie soll ich das wissen?« erwiderte Lemoine mit plötzlicher Mutlosigkeit.

Sie kamen zur Terrasse zurück, wo Battle wie eine hölzerne Statue neben der Balkontür stand.

»Sehen Sie den armen Battle an«, meinte Anthony, »wir wollen ihn etwas aufzuheitern versuchen.« Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: »Sie sind eigentlich ein merkwürdiger Mensch, Monsieur Lemoine.«

»Inwiefern, Mr. Cade?«

»Nun«, erklärte Anthony, »an Ihrer Stelle hätte ich den Wunsch gehabt, diese Adresse aufzuschreiben, die ich Ihnen zeigte. Sie mag ja vielleicht unwichtig sein, aber man kann schließlich nie wissen.«

Lemoine blickte ihn einen Moment scharf an. Dann schob er mit leichtem Lächeln den linken Ärmel seines Jacketts etwas zurück. Auf der Manschette standen in dünner Bleistiftschrift die Worte:

Hurstmere, Langly Road, Dover.

»Ich erkläre mich für besiegt«, sagte Anthony.

Er gesellte sich zu Inspektor Battle.

»Sie sehen nachdenklich aus, Battle«, bemerkte er.

»Ich habe auch vieles zu überlegen, Mr. Cade.«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Nichts will zusammenpassen, gar nichts.«

»Sehr peinlich«, stimmte Anthony zu. »Immerhin, Battle: Wenn

alles schiefgehen sollte, können Sie immer noch mich verhaften. Meine verräterischen Fußspuren rechtfertigen das jederzeit. Denken Sie daran.«

Aber der Inspektor lächelte nicht einmal.

»Haben Sie Feinde, Mr. Cade?« erkundigte er sich.

»Ich glaube, der dritte Diener mag mich nicht besonders«, entgegnete Anthony leichthin. »Er bemüht sich immer, mich beim Servieren zu übergehen. Weshalb fragen Sie?«

»Ich habe anonyme Briefe erhalten«, sagte Inspektor Battle.

»Das heißt, um genau zu sein, eigentlich nur einen.«

»Und dieser Brief bezieht sich auf mich?«

Ohne zu antworten, zog Battle ein gefaltetes Blatt von billigstem Papier aus der Tasche und reichte es Anthony. In ungelenkiger Schrift stand da:

Passen Sie auf Mr. Cade auf. Er ist nicht, was er scheint.

»Ist das alles? Beruhigen Sie sich, Battle – natürlich bin ich in Wirklichkeit ein König.«

Er ging ins Haus, während er vor sich hin pfiß. Aber sobald er in seinem Zimmer angekommen war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, änderte sich sein Ausdruck. Er wurde gespannt und nachdenklich. Anthony setzte sich auf die Bettkante und starrte trübe auf den Boden.

»Die Sache wird ernst«, murmelte er. »Irgend etwas muß geschehen. Es ist so verdammt merkwürdig –« Er blieb eine Weile sitzen, dann erhob er sich und ging zum Fenster hinüber. Gedankenlos starrte er hinaus, doch plötzlich verengten sich seine Augen, und sein Blick konzentrierte sich auf einen bestimmten Punkt.

»Aber natürlich«, sagte er plötzlich, »der Rosengarten! Das ist's! Der Rosengarten!«

Eilig rannte er die Treppen hinunter und durch eine Seitentür in den Park. Auf einem Umweg erreichte er den Rosengarten. Beim Näherkommen hielt er erstaunt inne und starrte auf den zweiten Besucher des Gartens, der ihn seinerseits ebenso verblüfft musterte.

»Ich hatte keine Ahnung, daß auch Sie sich für Rosen interes-

sieren, Mr. Fish«, begann Anthony liebenswürdig.

»Mein Herr, ich bin sogar sehr an Rosen interessiert«, antwortete Mr. Fish steif.

Ihre Blicke tasteten sich vorsichtig ab wie die zweier Gegner, welche die schwache Stelle des Feindes zu entdecken suchen.

»So geht es auch mir«, sagte Anthony.

»Tatsächlich?«

»Ich schwärme für Rosen«, sagte Anthony gleichgültig. Ein ganz leichtes Lächeln zeigte sich auf Mr. Fishs Lippen, und gleichzeitig lächelte auch Anthony.

»Betrachten Sie bloß diese Schönheit«, sagte Mr. Fish und neigte sich über eine besonders herrliche Blüte. »*Madame Abel Chatenay* heißt sie, wenn ich nicht irre. – Jawohl, es stimmt. Und diese weiße Rose hieß vor dem Krieg *Frau Carl Drusky*. Man hat sie später umgetauft – sehr patriotisch, aber doch etwas überempfindlich. Die *La France* ist natürlich immer geschätzt. Lieben Sie rote Rosen, Mr. Cade? Dieses leuchtende Scharlach –«

Die monotone Stimme wurde unterbrochen. Bundle lehnte sich aus einem Fenster des ersten Stocks.

»Fahren Sie mit in die Stadt, Mr. Fish? Ich starte gleich.«

»Danke bestens, Lady Eileen, aber ich bin sehr glücklich hier.«

»Und Sie, Mr. Cade? Haben Sie Ihre Absichten geändert?«

Anthony schüttelte lachend den Kopf. Sie zog sich zurück.

»Ein kleines Schläfchen sagt mir jetzt mehr zu«, erklärte Anthony mit ungeniertem Gähnen. »Ein ruhiger Nachmittagsschlaf ist genau das, was ich brauche.« Er zog eine Zigarette hervor. »Hätten Sie zufällig ein Streichholz, Mr. Fish?«

Mr. Fish reichte ihm die Streichholzschachtel, Anthony bediente sich und gab die Schachtel dankend zurück.

»Rosen sind prächtig«, sagte er, »aber ich bin gegenwärtig nicht sehr auf gärtnerische Erzeugnisse eingestellt.«

Donnern erklang vom Hause her.

»Einen starken Motor hat der Wagen«, bemerkte Anthony. »Hier saust er ab.«

Sie konnten den Wagen die lange Auffahrt hinunterfahren sehen. Anthony schlenderte pfeifend dem Hause zu. Gemächlich ging er durch die Tür. Kaum war er jedoch im Haus, schoß er, wie von der Tarantel gestochen, durch die Halle, sprang aus einem Seiten-

fenster und rannte quer durch den Park. Er wußte, daß Bundle beim Parktor abbiegen und um das Dorf herum einen weiten Umweg machen mußte. Er rannte verzweifelt, wie um sein Leben – und erreichte die Parkmauer im gleichen Moment, da das Geräusch des Motors ertönte. Elastisch schwang er sich über die Mauer und fiel auf die Straße.

»Hallo!« schrie Anthony.

Bundle war so überrascht, daß der Wagen ins Schleudern kam; doch es gelang ihr, ihn ohne Schaden wieder in den Griff zu kriegen. Anthony rannte ihr nach, öffnete die Tür und ließ sich neben Bundle auf den Vordersitz fallen.

»Ich fahre mit Ihnen nach London«, erklärte er. »Es war von Anfang an meine Absicht gewesen.«

»Ein außergewöhnlicher Mensch«, murmelte Bundle. »Was halten Sie da in der Hand?«

»Nur ein Streichholz«, erwiderte Anthony. Nachdenklich betrachtete er es. Es war hellrot mit gelbem Kopf. Sorgfältig steckte er es in seine Tasche.

24.

»Es macht Ihnen wohl nichts aus, wenn ich rasch fahre?« meinte Bundle nach einer Weile.

»Es gibt Menschen«, beklagte sie sich, »die über mein Fahren entsetzt sind. Mein guter alter Vater zum Beispiel. Keine zehn Pferde bringen ihn dazu, in dieses alte Vehikel zu steigen.« Innerlich gab Anthony Lord Caterham völlig recht. Mit Bundle zu fahren war kein Sport für ältere Herren.

»Aber Ihnen macht es anscheinend nichts aus«, fuhr Bundle anerkennend fort, als sie auf zwei Rädern eine Kurve nahm. »Ich bin abgebrüht, wissen Sie. Außerdem bin ich selbst in großer Eile.«

»Soll ich noch etwas Gas geben?«

»Großer Gott, nein!« rief Anthony hastig.

»Ich brenne vor Neugier zu erfahren, was der Grund zu Ihrem plötzlichen Aufbruch ist«, sagte Bundle. »Aber wahrscheinlich darf ich nicht fragen. Sie wollen doch nicht etwa der sogenannten

Gerechtigkeit entgehen?«

»Darüber bin ich mir selbst noch nicht klar«, entgegnete Anthony. »Aber ich werde es bald wissen.«

»Dieser Mann von Scotland Yard ist gar kein solcher Trottel, wie ich anfänglich glaubte«, meinte Bundle nachdenklich.

»Battle ist ein grundgescheites Haus«, gab Anthony zu.

»Wie lange kennen Sie Virginia eigentlich schon?« fragte sie plötzlich.

»Die Frage ist schwer zu beantworten«, sagte Anthony wahrheitsgemäß. »Tatsächlich habe ich sie noch nicht oft getroffen, und dennoch scheint mir, als würde ich sie seit Ewigkeiten kennen.«

»Virginia ist gescheit«, bemerkte sie sachlich. »Sie schwatzt ständig Unsinn, aber sie hat einen klugen Kopf. In Herzoslowakien hat sie sich prachtvoll gehalten. Wenn Tim Revel länger gelebt hätte, würde er große Karriere gemacht haben – dank Virginia. Sie hat sich voll für ihn eingesetzt, und ich weiß auch, warum.«

»Weil sie ihn liebte?« Anthony blickte starr geradeaus.

»Nein, weil sie ihn nicht liebte. Verstehen Sie das nicht? Sie liebte ihn nicht, und gerade deshalb tat sie alles für ihn.«

»Sie scheinen das ja sehr genau zu wissen.«

»Ich weiß genau Bescheid. Natürlich war ich noch ein Kind, als sie heirateten, aber ich hörte so verschiedenes. Und da ich Virginia gut kenne, kann ich zwei und zwei zusammenzählen. Tim Revel war ganz verschossen in Virginia. Er war Ire, wissen Sie, und ein sehr attraktiver Junge. Virginia war damals erst achtzehn und konnte nirgends hingehen, ohne über Tim und seine Trauermiene zu stolpern. Immerzu beschwor er sie und behauptete, er würde sich erschießen oder zu trinken anfangen, wenn sie ihn nicht erhöere. Virginia hatte das Gefühl einer Schuld ihm gegenüber, darum gab sie schließlich nach und heiratete ihn. Und ich kann Ihnen sagen: Sie war wie ein Engel zu ihm. Hätte sie ihn geliebt, dann wäre sie viel weniger engelhaft gewesen. Es steckt nämlich auch ein ganz netter Teufel in Virginia. Aber eines muß ich Ihnen sagen: Sie liebt ihre Freiheit. Und wer sie dazu bringen will, diese Freiheit aufzugeben, wird es schwer haben.«

»Warum erzählen Sie mir das alles?« fragte Anthony langsam.

»Es ist doch ganz interessant, etwas über einen anderen Menschen zu erfahren, nicht wahr?« antwortete Bundle leichthin.

»Ja«, bekannte Anthony.

»Und Virginia würde es Ihnen niemals sagen. Aber Sie dürfen mir jedes Wort glauben. Virginia ist ein prächtiger Mensch. Sogar Frauen mögen sie. weil sie gar nicht boshaft ist. – Und auf jeden Fall«, schloß Bundle etwas zusammenhanglos, »auf jeden Fall muß man gerecht sein, nicht wahr?«

»Sicherlich«, bestätigte Anthony. Er begriff nicht, was Bundle veranlaßt hatte, ihm so weitgehende Auskünfte über Virginia zu erteilen, ohne daß er danach gefragt hatte.

»Hier fängt schon der Stadtverkehr an«, seufzte Bundle. »Kein schlechtes Tempo, nicht wahr?« lobte sie sich mit einem Blick auf ihre Armbanduhr.

Anthony stimmte ihr aus vollem Herzen zu.

»Wo soll ich Sie absetzen?«

»Oh, irgendwo – am besten Hyde Park Corner.«

»Auf Wiedersehen«, lächelte Bundle, als sie dort einbog. »Wie steht es mit der Rückfahrt?«

»Ich finde schon eine Möglichkeit zur Rückkehr, vielen Dank.«

»Ich habe Ihnen Angst gemacht«, murmelte Bundle.

»Nun, ich würde eine Autofahrt mit Ihnen nicht gerade als Erholungskur für alte Damen bezeichnen, aber mir hat sie Vergnügen bereitet.«

Bundle nickte ihm zu und fuhr an. Anthony winkte einem vorbeifahrenden Taxi.

»Victoria Station«, sagte er zum Fahrer.

Dort angekommen, erkundigte er sich sofort nach dem nächsten Zug nach Dover. Leider hatte er einen gerade um ein paar Minuten verfehlt und mußte nun eine Stunde warten.

Die Fahrt nach Dover verlief ohne besondere Ereignisse. Er ersuchte einen Dienstmann, ihm den Weg nach Hurstmere, Langly Road, zu zeigen. Die betreffende Straße war lang und führte direkt aus der Stadt hinaus. Der Dienstmann erklärte ihm, daß Hurstmere das letzte Haus vor der Stadtgrenze sei.

Anthony schritt gleichmäßig aus. Das letzte Haus stand etwas zurückversetzt in einem verwahrlosten, wuchernden Garten. Es schien lange Zeit unbewohnt gewesen zu sein. Ein großes Eisentor schwang rostig in seinen Angeln, und der Name am Seitenpfeiler war fast unleserlich.

»Ein einsamer Ort«, murmelte Anthony. »Gut gewählt.«

Er zögerte einen Moment, blickte die menschenleere Straße auf und ab und schlüpfte dann rasch durch das knirschende Tor. Einige Schritte folgte er der Auffahrt, dann blieb er lauschend stehen. Nichts war zu hören. Bei einer Biegung des Weges schlüpfte er hinter die Büsche und bewegte sich lautlos weiter – vom Haus aus konnte er nicht gesehen werden. Plötzlich stand er still und spähte durch die Blätter. Aus einiger Entfernung hörte man Hundegebell, aber es war ein anderes, näheres Geräusch, das ihn aufhorchen ließ.

Seine Ohren hatten ihn nicht getäuscht. Ein Mann kam um die Hausecke, ein vierschrötiger kleiner Kerl von fremdartigem Aussehen. Er hielt nicht an, sondern ging ruhig weiter um die nächste Hausecke.

Anthony nickte vor sich hin.

»Die Wache«, sagte er zu sich selbst. »Sie sind auf der Hut.«

Sobald der Wächter außer Sicht war, bewegte sich auch Anthony wieder vorwärts, wobei er sich in den Fußstapfen des anderen hielt.

Die Hausmauer befand sich rechter Hand, und plötzlich zeigte sich ein heller Lichtstreifen auf dem Kiesweg. Er konnte hören, daß mehrere Männer miteinander sprachen.

»Mein Gott«, murmelte Anthony, »was sind das für Idioten! Ein kleiner Schreck kann ihnen nur guttun.«

Er stahl sich vorsichtig bis zu einem Fenster. Sehr behutsam hob er den Kopf und blickte in das Zimmer.

Ein halbes Dutzend Männer saß um einen Tisch herum. Vier davon waren breite Gestalten mit hohen Backenknochen und schräggestellten Slawenaugen. Die anderen beiden sahen daneben aus wie kleine geschäftige Ratten. Sie redeten französisch, aber die vier kräftigen Burschen sprachen es unsicher und mit hartem, gutturalem Klang.

»Der Chef?« brummte einer von Ihnen. »Wann wird er hier sein?«

Einer der Kleinen zuckte die Achseln.

»Kann jeden Moment eintreffen.«

»Höchste Zeit«, knurrte der erste wieder. »Habe ihn nie gesehen, euren Chef, und was hätten wir nicht für große Dinge tun können

in der Zeit, die wir hier nutzlos verträdeln.«

»Du Narr«, gab der Kleine beißend zurück. »Euch von der Polente erwischen lassen, das wäre das einzige große Ding gewesen, das dir und deiner ganzen Bande gelungen wäre. Eine Horde von tölpelhaften Gorillas, das seid ihr alle zusammen.«

»Was?« schrie einer der anderen. »Du wagst es, die Brüder zu beleidigen? Du sollst gleich das Zeichen der Roten Hand fühlen!«

Er erhob sich halb und glotzte den Franzosen wütend an, aber einer seiner Kumpane zog ihn wieder zurück.

»Kein Streit«, brummte er. »Wir müssen zusammenstehen. So viel ich gehört habe, läßt sich dieser König Victor nicht auf Dummheiten ein.«

Aus der Dunkelheit ertönten wieder die regelmäßigen Schritte des Wächters, und Anthony zog sich hinter einen Busch zurück.

»Wer ist das?« fragte einer der Männer im Zimmer.

»Carlo geht seine Runde.«

»Was ist los mit dem Gefangenen?«

»Alles in Ordnung, es geht ihm schon viel besser. Erholt sich von dem Schlag, den wir ihm versetzten.«

Anthony machte sich leise davon.

Irgendwo aus dem Haus erklang ein ersticktes Stöhnen. Anthony schaute in die Höhe. Das Stöhnen wiederholte sich. Er blickte sich hastig nach allen Seiten um. Carlo war noch nicht in Sicht. Anthony hielt sich an den Weinranken fest und kletterte am Haus empor, bis er ein Fenstersims im ersten Stock erreichen konnte. Das Fenster war geschlossen, aber ein kleines mitgeführtes Werkzeug half Anthony rasch, das Hindernis zu beheben.

Er lauschte einen Augenblick und sprang dann leichtfüßig ins Zimmer. In der Ecke stand ein Bett, und darauf lag ein Mann, dessen Gestalt in der Dunkelheit kaum erkennbar war. Anthony glitt zum Bett hinüber und hielt seine Taschenlampe auf den Mann gerichtet. Er erblickte ein fremdes Gesicht, bleich und abgezehrt, die Stirn verbunden. Der Mann war an Händen und Füßen gefesselt.

Anthony beugte sich über ihn – doch im gleichen Moment hörte er ein Geräusch hinter sich. Er schwang herum, und seine Hand glitt in die Jackentasche. Doch ein scharfer Befehl ließ ihn innehalten.

»Hände hoch, mein Junge! Sie erwarteten wohl nicht, mich hier zu sehen!«

Mr. Hiram Fish stand auf der Schwelle. Er lächelte, und seine Hand hielt eine große automatische Pistole auf Anthony gerichtet.

25.

Lord Caterham, Virginia und Bundle saßen nach dem Abendbrot in der Bibliothek. Dreißig Stunden waren seit dem dramatischen Verschwinden von Anthony verflossen. Zum siebenten Mal bereits wiederholte Bundle die letzten Worte, mit denen sich Anthony von ihr verabschiedet hatte:

»Ich finde schon eine Möglichkeit zur Rückkehr. Das klingt nicht so, als ob er lange wegzubleiben gedachte.«

»Sagte er denn nicht, wo er hin wollte?« fragte Lord Caterham.

»Nein«, entgegnete Virginia und blickte starr vor sich hin.

»Nein, er sagte gar nichts.«

»Ich gebe zu, daß ich altmodisch und unvernünftig bin«, knurrte Lord Caterham. »Aber ich verstehe diese Art nicht, einfach nach Lust und Laune zu kommen und zu verschwinden. Ein Landsitz ist doch kein Hotel.«

»Du bist ein alter Brummbär«, erklärte Bundle. »Du hast doch immer noch Virginia und mich. Was willst du denn mehr?«

»Gar nichts, gar nichts«, versicherte Lord Caterham hastig. »Wir hatten einen wundervollen, friedlichen Tag. Keine Diebe oder andere Verbrecher, keine Detektive, keine Amerikaner. – Ich wäre nur so viel ruhiger gewesen, wenn ich mich wirklich sicher gefühlt hätte. Aber die ganze Zeit mußte ich mir sagen: Der eine oder der andere kann jeden Moment wiederauftauchen. Und das verdarb mir den ganzen Frieden.«

»Aber niemand ist aufgetaucht«, lachte Bundle. »Man hat uns völlig in Ruhe gelassen – verlassen wäre besser gesagt. Es ist merkwürdig, wie Fish plötzlich verschwand. Sagte er nichts?«

»Nicht ein Wort. Als ich ihn zuletzt sah, stelte er im Rosengarten herum und rauchte eine seiner scheußlichen Zigarren. Und gleich darauf scheint er sich in Luft aufgelöst zu haben.«

»Vielleicht hat ihn jemand entführt«, überlegte Bundle.

»Du wirst sehen, in ein oder zwei Tagen haben wir ganz Scotland Yard hier, und sie baggern den See aus, um seine Leiche zu suchen«, sagte ihr Vater düster.

Seine Klagen wurden von Tredwell unterbrochen.

»Der französische Detektiv ist hier, Mylord«, meldete er. »Er bittet, ein paar Worte mit Ihnen sprechen zu dürfen.«

»Was habe ich gesagt?« knurrte der Lord. »Es war zu schön, um so zu bleiben. Verlaßt euch darauf, sie haben den toten Fish im Goldfischbecken gefunden.«

Tredwell behielt seine respektvolle Miene bei.

»Was darf ich ihm sagen, Mylord?«

»Führen Sie ihn herein.«

Der Franzose näherte sich mit leichten, raschen Schritten.

»Guten Abend, Lemoine«, bemerkte der Lord. »Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?«

»Danke, nein.« Er verneigte sich korrekt vor den beiden Damen. »Endlich mache ich Fortschritte. Wie die Dinge jetzt liegen, fühle ich mich verpflichtet, Sie in meine Entdeckungen einzuweihen.«

»Ich dachte mir schon daß etwas Unangenehmes in der Luft lag«, meinte Lord Caterham.

»Mylord, gestern nachmittag verließ einer Ihrer Gäste das Haus auf sehr eigentümliche Art und Weise. Ich gestehe, daß ich von Anfang an ein gewisses Mißtrauen gegen ihn hegte. Hier haben wir einen Mann, der aus dem wilden Afrika kommt. Vor zwei Monaten war er wirklich dort. Wo aber lebte er früher?«

Virginia zog scharf den Atem ein. Einen Moment blickte der Franzose sie unbeweglich an. Dann fuhr er fort:

»Wo lebte er früher? Niemand weiß es. Und er ist genau die Art Mensch, die ich suche: unbeschwert, skrupellos und wagemutig. Ich sende Telegramm um Telegramm, aber ich erfahre kein Wort über sein früheres Leben. Vor zehn Jahren war er in Kanada, aber seitdem – Schweigen. Mein Verdacht wächst. Dann finde ich eines Tages einen kleinen Zettel auf dem Weg, den er eben gegangen war. Auf dem Zettel steht eine Adresse – die Adresse eines Hauses in Dover. Später lasse ich wie zufällig den gleichen Zettel fallen. Aus dem Augenwinkel beobachte ich, wie dieser Herzoslowake Boris den Zettel aufhebt und ihn seinem Herrn bringt. Die ganze

Zeit schon bin ich überzeugt, daß dieser Boris ein Bruder der Roten Hand ist. Wir wissen auch bereits, daß die Bruderschaft mit König Victor zusammenarbeitet. Ja, ich war mißtrauisch, sehr mißtrauisch!

Aber ich werde entwaffnet, denn Mr. Cade bringt mir den Zettel und fragt mich, ob ich ihn verloren habe. Wie schon gesagt: Ich bin entwaffnet – aber mein Mißtrauen bleibt. Denn es kann wohl bedeuten, daß er unschuldig ist, es kann aber auch nur ein sehr, sehr schlauer Schachzug von ihm sein. Natürlich behaupte ich, den Zettel nicht zu kennen. Aber sofort ziehe ich Erkundigungen ein, und heute nachmittag habe ich den Bericht erhalten: Das betreffende Haus in Dover wurde bis gestern von einer Anzahl Ausländer bewohnt. Kein Zweifel, daß es König Victors Hauptquartier war.

Verstehen Sie, was das bedeutet? Mr. Cade verschwindet in größter Hast aus Chimneys, denn seit dem Augenblick, da er den Zettel verlor, muß er gewußt haben, daß das Spiel für ihn verloren ist. – Was mag sein nächster Schritt sein? Ich ahne es nicht. Sicher jedoch ist es, daß Mr. Cade nicht wieder nach Chimneys kommt. Wenn aber jemand König Victor so genau kennt wie ich, dann weiß er auch, daß er sicher noch einen letzten Versuch machen wird, den Stein in die Hände zu bekommen. Und dabei werde ich ihn fassen!«

Virginia stand plötzlich auf.

»Sie vergessen dabei aber eines, Monsieur Lemoine: Mr. Cade ist nicht der einzige, der gestern unter verdächtigen Umständen verschwand.«

»Sie meinen, Madame –«

»Ich meine, daß Ihre Anschuldigungen ebensogut auf Mr. Hiram Fish zutreffen.«

»Oh, Mr. Fish!«

»Jawohl, Mr. Fish. Hatten Sie uns nicht am ersten Abend schon erklärt, daß König Victor erst kürzlich aus Amerika gekommen sei? Auch Mr. Fish kam aus Amerika. Ich gebe zu, daß er ein Empfehlungsschreiben einer bekannten Persönlichkeit vorwies, aber eine solche Kleinigkeit dürfte König Victor sicher keine Schwierigkeiten bereiten. Er ist auf keinen Fall das, was er zu sein vorgibt. Lord Caterham ist es bereits aufgefallen, daß Mr. Fish das

Reden stets seinem Partner überläßt, sobald das Gespräch auf Erstausgaben von Büchern kommt, deretwegen er doch nach Europa gekommen sein will. Es gibt noch weitere Verdachtsmomente gegen ihn. In der Mordnacht war sein Zimmer erleuchtet. Dann diese andere Nacht im Ratssaal – er war vollständig angezogen, als ich mit ihm auf der Terrasse zusammenstieß. Auch den Zettel kann er ebensogut verloren haben wie Mr. Cade, denn Sie haben nicht selbst gesehen, wann er zu Boden fiel. – Vielleicht ist Mr. Cade tatsächlich nach Dover gefahren. Wenn er es aber tat, dann sicher nur, um etwas auszukundschaften. Vielleicht ist er dort gefangen worden. Ich finde, daß viel mehr Anhaltspunkte auf Mr. Fish hinweisen als auf Mr. Cade.«

Die Antwort des Franzosen klang beißend: »Von Ihrem Standpunkt aus mag das stimmen, Madame. Ich will das nicht leugnen. Und ich gebe auch zu, daß Mr. Fish nicht der ist, der z'u sein er vorgibt.«

»Nun, dann –«

»*Mr. Fish ist ein Mann von Pinkerton*, der weltbekannten Detektiv-Agentur.«

»Wie?« schrie Lord Caterham.

»Jawohl, Lord Caterham. Er ist aus Amerika gekommen mit dem Spezialauftrag, König Victor zu fassen. Inspektor Battle und ich wissen das bereits seit einiger Zeit.«

Virginia sagte nichts. Sie setzte sich wieder. Die Worte des Franzosen hatten ihr ganzes Gebäude mit einem Schlag vernichtet.

»Sie sehen«, fuhr Lemoine fort, »alles wies darauf hin, daß König Victor nach Chimneys kommen würde. Hier war der einzige Platz, wo wir hoffen konnten, ihn zu erwischen.«

Virginia blickte mit einem eigenartigen Glitzern in den Augen auf, und plötzlich lachte sie.

»Sie haben ihn aber noch nicht!«

Lemoine schaute sie neugierig an.

»Nein, Madame – aber es wird mir gelingen.«

»Immerhin ist er berühmt dafür, daß er die Polizei an der Nase herumführt.«

Das Gesicht des Franzosen rötete sich vor Zorn. »Diesmal wird es ihm nicht glücken«, knirschte er zwischen den Zähnen.

»Er ist ein sehr anziehender Bursche«, meinte Lord Caterham.

»Sehr anziehend. Aber – Virginia, Sie sagten doch, er sei ein alter Freund von Ihnen?«

»Und das ist der Grund«, erklärte Virginia sehr ruhig, »weshalb ich überzeugt bin, daß Monsieur Lemoine sich irrt.«

»Die Zeit wird es lehren, Madame«, entgegnete er.

»Wollen Sie vielleicht auch behaupten, daß er es war, der den Fürsten Michael erschoss?« fragte sie plötzlich.

»Gewiß.«

»O nein!« behauptete sie mit Sicherheit. »Dieses eine weiß ich genau: Mr. Cade tötete den Fürsten nicht.«

»Es besteht die Möglichkeit, daß Sie damit recht haben, Madame«, sagte Lemoine langsam. »Nur eine geringe Möglichkeit. Vielleicht war es auch Boris, der in seinem Auftrag handelte und den Schuß abfeuerte.«

»Dieser Bursche sieht wirklich unheimlich aus«, meinte der Lord.

»Ich muß jetzt gehen«, bemerkte Lemoine. »Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, wie die Dinge jetzt liegen.«

»Sehr freundlich von Ihnen«, murmelte Lord Caterham.

»Ich hasse diesen Menschen mit seinem schwarzen Bärtchen und seiner Brille«, erklärte Bundle energisch, sobald sich die Tür hinter Lemoine geschlossen hatte. »Ich hoffe nur, daß Anthony ihn zum Narren hält. Wie denkst du darüber, Virginia?«

»Ich weiß nicht«, sagte Virginia. »Ich möchte schlafen gehen.«

»Guter Gedanke«, stimmte der Lord bei. »Es ist spät.«

Als Virginia durch die Halle ging, sah sie einen breiten Rücken, der eben durch eine Seitentür entwischen wollte.

»Inspektor Battle!« rief sie befehlend.

Der Inspektor – denn sie hatte ihn ganz richtig erkannt – blieb zögernd und etwas unwillig stehen.

»Ja, Mrs. Revel?«

»Monsieur Lemoine ist hier gewesen. Er behauptet – bitte sagen Sie mir, ist es wahr, wirklich wahr, daß Mr. Fish ein amerikanischer Detektiv ist?«

Inspektor Battle nickte.

»Das stimmt.«

»Und Sie haben es schon lange gewußt?«

Wiederum nickte der Inspektor.

»Ich danke Ihnen«, sagte sie leise.

Bis zu diesem Moment hatte sie sich geweigert, an die Tatsache zu glauben. Und nun –?

In ihrem Zimmer setzte sie sich in einen niedrigen Sessel und grübelte. Jedes Wort von Anthony bekam einen neuen Sinn. Was war das für ein »Beruf«, von dem er gesprochen hatte? Der Beruf, den er aufgegeben hatte?

Ein leises Geräusch riß sie aus ihren Gedanken. Sie hob erschrocken den Kopf. Ihr goldener Wecker zeigte halb zwei Uhr an. Nahezu zwei Stunden hatte sie hier gesessen und gegrübelt. Das Geräusch wiederholte sich – ein leises Klirren an ihrer Fensterscheibe. Virginia ging zum Fenster und öffnete es. Eine große Gestalt stand auf dem Gartenweg und bückte sich eben, um weitere Kieselsteine aufzulesen.

Im ersten Schreck begann Virginias Herz zu pochen. Dann erkannte sie die vierschrotige Figur des Herzoslowaken Boris.

»Ja«, rief sie ganz leise, »was gibt es?«

»Ich komme vom Herrn«, erwiderte Boris mit gedämpfter, aber deutlich vernehmbarer Stimme. »Er ruft Sie.«

»Er ruft mich?«

»Ich soll Sie zu ihm bringen. Hier ist ein Brief!«

Virginia trat einen Schritt zurück, und ein Stückchen Papier fiel, von einem Stein beschwert, vor ihren Füßen nieder. Sie hob es hastig auf und las:

Geliebte – ich bin in großen Schwierigkeiten, aber ich kämpfe mich durch. Wollen Sie mir Vertrauen schenken und zu mir kommen?

Mindestens zwei Minuten lang stand Virginia unbeweglich und las die wenigen Worte wieder und wieder. Dann lehnte sie sich erneut aus dem Fenster.

»Was soll ich tun?« fragte sie.

»Die Polizisten sind auf der anderen Seite des Hauses beim Ratsaal. Kommen Sie durch die Seitentür, ich erwarte Sie dort. Ich habe einen Wagen auf der Straße.«

Virginia wechselte hastig ihr Kleid. Dann schrieb sie lächelnd

ein paar Worte, adressierte sie an Bundle und heftete sie mit einer Stecknadel ans Kopfkissen.

Leise stahl sie sich die Treppe hinunter, schloß die Seitentür auf und trat entschlossen hinaus.

26.

Am Mittwoch, den 13. Oktober um 10 Uhr vormittags, betrat Anthony Cade das Hotel Harridge und fragte nach dem Baron Lolopretjzyl, der dort ein Appartement bewohnte. Er wurde in den Salon geführt. Der Baron stand in steifer, abwartender Haltung vor dem Kamin. Auch Captain Andrassy war anwesend.

»Verzeihen Sie meinen frühen Besuch, Baron«, sagte Cade liebenswürdig. »Ich möchte Ihnen einen geschäftlichen Vorschlag unterbreiten.«

»Ah – ist das so?« meinte der Baron.

»Geschäfte beruhen auf dem bekannten Prinzip von Nachfrage und Angebot«, erklärte Anthony. »Der eine will etwas, der andere besitzt es. Zu bestimmen ist nur der Preis.«

Der Baron blickte ihn aufmerksam an, aber er sagte nichts.

»Zwischen einem herzoslowakischen Edelmann und einem englischen Gentleman lassen sich die Bedingungen einfach regeln«, fuhr Anthony rasch fort.

»Das genauso ist«, lächelte der Baron zustimmend und neigte den Kopf. »Wirklich so.«

»Sehr gut«, meinte Anthony. »Ich will nicht länger damit hinterm Berg halten.«

»Was heißt das: hinterm Berg halten? Ich nicht verstehe.«

»Eine Redensart. Im Klartext: Sie wünschen eine Ware – und wir besitzen sie. Ihr Schiff ist gut, Baron, aber es braucht einen Kapitän. Unter ›Schiff‹ verstehe ich die Loyalistische Partei von Herzoslowakien. Augenblicklich fehlt Ihnen das Wichtigste für Ihr politisches Programm: ein Thronanwärter! Nehmen wir nun einmal an – nur eine Annahme –, ich könnte Ihnen einen verschaffen. Was hielten Sie davon?«

Der Baron starrte ihn an.

»Ich Sie nicht kann verstehen«, sagte er, »absolut nicht!«

»Sir«, sagte Andrassy scharf, »Sie werden beleidigend!«

»Aber nicht im geringsten, meine Herren«, erwiderte Anthony.

»Ich möchte Ihnen nur helfen. Angebot und Nachfrage, Sie verstehen. Mein Angebot ist völlig ernsthaft und aufrichtig. Selbstverständlich ist Ihnen nur mit einem echten, wirklichen Prinzen gedient. Wenn wir uns einigen, werden Sie sehen, daß mein Vorschlag völlig korrekt ist. Ich biete Ihnen einen Prinzen aus bestem Geblüt an.«

»Ich gar nicht verstehe.« Der Baron schüttelte den Kopf.

»Das macht nichts«, lächelte Anthony freundlich. »Ich möchte nur, daß Sie sich an den Gedanken gewöhnen. Überlegen Sie gut. Ich habe eine Trumpfkarte in der Hand. Sie brauchen einen Thronanwärter – und unter gewissen Umständen bin ich bereit, Ihnen einen solchen zu beschaffen. Überlegen Sie es sich. – Nun habe ich noch eine Bitte, Baron: Sie müssen heute abend nach Chimneys kommen – Captain Andrassy ebenfalls. Es werden sich dort merkwürdige Dinge ereignen. Wollen wir eine Verabredung treffen? Sagen wir also um 9 Uhr im Ratssaal. Danke, meine Herren. Ich kann mich doch darauf verlassen, daß Sie kommen?«

»Mr. Cade«, sagte der Baron nicht ohne echte Würde, »ich hoffe, Sie sich nicht machen lustig über uns?«

Anthony gab den Blick klar und offen zurück.

»Baron«, sagte er, und ein neuer Ton schwang in seiner Stimme, »wenn dieser Abend gekommen ist, werden Sie der erste sein, der mir zugibt, daß diese Sache völlig ernsthaft ist.«

Sich vor beiden Herren verneigend, verließ er den Raum. Sein nächster Besuch galt einem großen Gebäude in der City, wo er eine Visitenkarte für Mr. Isaacstein abgab. Nach längerem Warten wurde Anthony von einem blassen Herrn mit höflichen Manieren empfangen.

»Sie wünschen Mr. Isaacstein zu sprechen, Sir?« erkundigte sich der junge Mann. »Leider ist er diesen Morgen außerordentlich stark beschäftigt. Kann ich irgend etwas für Sie tun?«

»Ich muß Mr. Isaacstein persönlich sprechen«, erklärte Anthony und fügte leichthin bei: »Ich komme von Chimneys.«

Der junge Angestellte wurde nachdenklich bei dieser Bemerkung.

»Oh«, meinte er zweifelnd, »Ich werde Mr. Isaacstein fragen.«

»Sagen Sie ihm bitte, es sei sehr wichtig – auch für ihn.«

»Eine Nachricht von Lord Caterham?« tastete sich der junge Mann vor.

»Etwas Ähnliches«, lächelte Anthony, »aber ich muß Mr. Isaacstein sofort sprechen.«

Zwei Minuten später wurde Anthony in ein luxuriöses Allerheiligstes geführt.

Mr. Isaacstein erhob sich zur Begrüßung.

»Bitte entschuldigen Sie mein formloses Eindringen«, sagte Anthony. »Ich weiß, Sie sind ein vielbeschäftigter Mann, und ich werde Sie nicht länger aufhalten als unbedingt nötig. Es handelt sich nur um eine kleine geschäftliche Angelegenheit.«

Mr. Isaacstein betrachtete ihn einen Augenblick mit seinen scharfen grauen Augen.

»Bedienen Sie sich mit einer Zigarre«, sagte er unerwartet und hielt dem Besucher eine offene Kiste hin.

»Danke bestens«, sagte Anthony und bediente sich. »Es betrifft dieses herzoslowakische Geschäft«, fuhr er fort. Das kurze Flackern in den dunklen Augen entging Anthony nicht. »Dieser Mord an Fürst Michael hat Ihre Pläne sehr durcheinandergebracht.«

Mr. Isaacstein hob leicht eine Augenbraue und murmelte: »Ach?«

»Öl«, bemerkte Anthony und betrachtete gedankenvoll die polierte Tischplatte, »Öl ist eine großartige Sache.«

Er fühlte, wie der Finanzmann sich innerlich einen Ruck gab.

»Wollen Sie nicht zur Sache kommen, Mr. Cade?«

»Sehr gern. Ich nehme an, es wäre nicht gerade angenehm für Sie, wenn diese Ölkonzessionen einer anderen Finanzgruppe erteilt würden?«

»Wie lautet Ihr Vorschlag?« fragte der andere.

»Ein passender Thronanwärter, voller Sympathien für England.«

»Wie haben Sie ihn entdeckt?«

»Das ist meine Sache!«

Isaacstein akzeptierte die scharfe Entgegnung mit leichtem Lächeln, und sein Blick wurde hart und energisch.

»Ihr Angebot ist fundiert? Ich kann mich nicht für eine Seifen-

blase einsetzen.«

»Vollkommen fundiert.«

»Ehrlich?«

»Ehrlich!«

»Ich glaube Ihnen.«

»Sie geben nicht viel auf Überredungskunst.«

Herman Isaacstein lächelte.

»Ich säße nicht hier, wenn ich nicht zu erkennen gelernt hätte, ob ein Mann die Wahrheit sagt oder nicht«, entgegnete er einfach.

»Was für Bedingungen stellen Sie?«

»Das gleiche Darlehen unter den gleichen Voraussetzungen, wie Sie es Fürst Michael vorschlugen.«

»Und Sie selbst?«

»Für den Moment brauche ich nichts. Ich habe nur die Bitte, daß Sie heute abend nach Chimneys kommen.«

»Nein«, erklärte Mr. Isaacstein entschieden, »das ist mir nicht möglich.«

»Wieso?«

»Ich esse auswärts – sehr wichtig.«

»Trotzdem befürchte ich, daß Sie dort absagen müssen – in Ihrem eigenen Interesse.«

»Wie meinen Sie das?«

Anthony blickte ihn lange an, ehe er sagte: »Wissen Sie, daß man den Revolver gefunden hat, mit dem Fürst Michael erschossen wurde? Und wissen Sie auch wo? – In Ihrem Koffer.«

»Was?«

Mr. Isaacstein fuhr aus seinem Sessel auf.

Sehr höflich erläuterte Anthony die Begebenheiten. Während er sprach, wurde das Gesicht des andern aschgrau vor Entsetzen.

»Das ist eine beabsichtigte Irreführung!« rief er empört, als Anthony geendet hatte. »Nie habe ich diesen Revolver in Händen gehabt. Ich weiß gar nichts davon. Das ist eine Verschwörung!«

»Regen Sie sich nicht auf. Sie werden leicht beweisen können, daß es nicht Ihr Revolver ist.«

»Beweisen! Wie soll ich das beweisen?«

»Wenn ich Sie wäre, würde ich nach Chimneys fahren.«

»Sie raten mir das?«

Anthony lehnte sich vor und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der

Finanzmann fiel voller Erstaunen zurück und starrte ihn an.

»Sie meinen tatsächlich –«

»Kommen Sie heute abend nach Chimneys, und Sie werden selbst sehen«, sagte Anthony gelassen.

27.

Die Uhr im Ratssaal schlug neun.

»Also«, sagte Lord Caterham mit einem tiefen Seufzer, »hier wären wir alle versammelt.« Er blickte sich im Raum um. »Der Drehorgelmann mitsamt seinen Affen«, murmelte er seiner Tochter zu und fixierte den Baron.

»Du bist recht unfreundlich dem Baron gegenüber«, protestierte Bundle. »Er erklärte mir erst vorhin, du seiest das Vorbild eines Gastgebers der *haute noblesse*.«

»Er ergeht sich immer in solchem Schwulst, und gerade deshalb ertrage ich ihn nun einmal nicht. Aber ich erkläre dir, daß ich einfach kein vorbildlicher Gastgeber mehr sein will. Sobald es mir irgend möglich ist, vermiete ich Chimneys an einen unternehmungslustigen Amerikaner und ziehe in ein Hotel. Dort kann ich wenigstens einfach die Rechnung verlangen und verschwinden, wenn man mich ärgert.«

»Freu dich doch«, bemerkte Bundle. »Wir sind wenigstens Mr. Fish endgültig losgeworden.«

»Ach, ich fand ihn eigentlich ganz unterhaltend«, widersprach der Lord, der heute seinen kratzbürstigsten Tag hatte. »Euer prächtiger junger Mann ist an dem ganzen Trubel heute abend schuld. Warum muß er seine Vereinsversammlung ausgerechnet bei mir abhalten? Warum mietet er nicht ein Hotel oder einen Kongreßsaal?«

»Weil die Atmosphäre nicht die richtige wäre«, mutmaßte Bundle.

Die Tür öffnete sich, und Tredwell kündigte an: »Mr. George Lomax und Mr. Eversleigh.«

»Mein lieber Caterham«, rief Lomax und schüttelte dem Lord die Hand. »Ich erhielt Ihre Einladung und beeilte mich natürlich, ihr

zu folgen.«

»Sehr nett von Ihnen, mein Alter, wirklich sehr nett. Ich bin erfreut, Sie zu sehen. Die Einladung ging zwar nicht von mir aus, aber das schadet nichts.«

In der Zwischenzeit wurde Bundle von Bill mit Fragen überschüttet.

»Was ist denn hier los? Ich habe gehört, Virginia sei mitten in der Nacht verschwunden? Sie ist doch hoffentlich nicht entführt worden?«

»Keine Sorge, Bill«, lächelte Bundle. »Sie hinterließ höchst altmodisch einen Zettel, den sie am Kopfkissen feststeckte.«

»Ist sie mit jemandem davongelaufen? Mit diesem afrikanischen Burschen? Ich mochte den Kerl von Anfang an nicht leiden, und nach allem, was ich jetzt höre, scheint er ja der Oberhochstapler zu sein. Allerdings sehe ich nicht ganz, wie das möglich ist.«

»Warum nicht?«

»Dieser König Victor ist doch Franzose, und Cade ist Engländer durch und durch.«

»Sie haben anscheinend nichts davon gehört, daß König Victor alle möglichen Sprachen gleich gut spricht und außerdem ein halber Ire ist.«

»Du liebe Zeit! Also deshalb hat er sich aus dem Staub gemacht.«

»Ich weiß nichts davon, daß er sich aus dem Staub machte. Er verschwand allerdings gestern, wie Sie wohl wissen. Aber heute früh erhielten wir ein Telegramm von ihm, in dem er sich für o Uhr abends anmeldete und bat, wir möchten den Stockfisch einladen. Auch die übrige Gesellschaft hier ist von ihm zitiert worden.«

»Die reinste Volksversammlung«, murrte Bill, indem er sich umsah. »Ein französischer Detektiv beim Fenster, ein englischer neben dem Kamin. Nur das Sternenbanner glänzt durch Abwesenheit.«

»Mr. Fish hat sich verflüchtigt«, meinte Bundle. »Virginia ist auch nicht da. Aber sonst ist alles versammelt, wir warten nur noch auf Mr. Cade.«

»Der wird sich nie zeigen«, warf Bill überzeugt ein.

»Warum dann diese Versammlung?«

»Dahinter steckt bestimmt etwas ganz anderes, verlassen Sie sich drauf. Er will uns alle hier wissen, während er sich anderswo herumtreibt. Sie kennen doch diesen Trick.«

»Sie glauben also wirklich nicht, daß er kommt?«

»Ausgeschlossen! Warum sollte er denn seinen Kopf freiwillig in den Rachen des Löwen stecken? Das Zimmer ist voll von Polizisten und hohen Tieren.«

»Sie wissen nicht viel über König Victor, wenn Sie glauben, daß er sich dadurch zurückhalten ließe. Das ist genau die Situation, die ihm Vergnügen bereitet. Und er bleibt immer Sieger.«

Bill Eversleigh schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Das wäre eine tolle Sache – aber er wird nie –«

Die Tür öffnete sich wiederum, und Tredwell meldete: »Mr. Anthony Cade.«

Anthony ging leichten Schrittes zum Lord hinüber.

»Lord Caterham«, entschuldigte er sich, »es tut mir sehr leid, daß ich Ihnen so viel Mühe mache. Aber ich glaube ganz bestimmt, daß der heutige Abend Ihnen alle Geheimnisse enthüllen wird.«

Lord Caterham wurde weich. Er hatte immer freundschaftliche Gefühle für Anthony empfunden.

»Sie haben mir gar keine Mühe bereitet«, sagte er herzlich.

»Das beruhigt mich sehr«, entgegnete Anthony. »Ich sehe, daß bereits alle hier sind. Somit können wir das gute Werk beginnen.«

»Das geht doch nicht«, mischte sich George Lomax großspurig ein. »Die Sache scheint mir ganz ungehörig. Mr. Cade hat absolut kein Recht –«

Das Geschwätz des guten George wurde unterbrochen. Inspektor Battle war an seine Seite getreten und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr. George schaute verwirrt und verblüfft drein. »Nun gut, wenn Sie meinen«, brummte er halblaut. Dann erklärte er: »Wir werden sehr gern hören, was uns Mr. Cade zu sagen hat.«

Anthony überhörte die deutliche Herablassung, die in Ton und Worten lag.

»Ich habe nur eine kleine Idee, das ist alles«, lächelte er freundlich. »Wahrscheinlich wissen Sie alle, daß wir vor ein paar Tagen eine chiffrierte Mitteilung erhielten. Es handelte sich um den Namen Richmond und um ein paar Zahlen.« Er hielt inne. »Nun, wir suchten nach einer Lösung, aber sie war falsch. In den

Memoiren des Grafen Stylptitch, die ich gelesen habe, befindet sich ein Hinweis auf ein gewisses Bankett – ein ›Blumenbankett‹, bei dem jeder Anwesende ein Abzeichen in Blumenform trug. Der Graf selbst hatte das genaue Duplikat dieses merkwürdigen Rätselbildes angesteckt, das wir im Geheimgang fanden. Es sollte eine Rose darstellen. Sie werden sich erinnern, daß alles, was wir dort entdeckten, eigentlich *Reihen* bildete – Reihen von Knöpfen, Reihen von ›E's und schließlich auch Reihen einer Strickarbeit. – Nun, meine Herren, was ist hier im Haus in Reihen aufgestellt? Bücher, nicht wahr? Fügen wir noch hinzu, daß sich in der Bibliothek von Lord Caterham ein Buch mit dem Titel ›Das Leben des Grafen Richmond‹ befindet, dann dürften wir dem Versteck ziemlich nahe kommen. Wenn wir von diesem Buch ausgehen und Bücher und Reihen nach den erhaltenen Angaben weiterzählen, dann sollten wir wahrscheinlich den verschwundenen Gegenstand in einem ausgehöhlten Buch oder in einer Nische dahinter finden können.«

»Auf mein Wort«, meinte Lord Caterham, »das klingt einleuchtend.«

»Nicht ungeschickt«, stimmte George Lomax gnädig zu. »Aber die Frage bleibt offen, ob der – Gegenstand wirklich noch dort ist.«

Anthony lachte.

»Nun, das werden wir bald haben.« Er sprang auf. »Ich gehe gleich in die Bibliothek –«

Er kam nicht weiter. M. Lemoine trat rasch auf ihn zu.

»Einen Moment, Mr. Cade. – Gestatten Sie, Lord Caterham?«

Er begab sich hastig zum Schreibtisch und kritzelte ein paar Worte, steckte den Zettel in einen Umschlag und läutete. Tredwell erschien, und Lemoine reichte ihm den verschlossenen Umschlag.

»Sehen Sie zu, daß das sofort ausgehändigt wird.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte Tredwell und zog sich zurück.

»Was haben Sie im Sinn, Lemoine?« fragte Anthony liebenswürdig und lächelte.

Die Atmosphäre war plötzlich spannungsgeladen.

»Wenn der Stein wirklich dort ist, wo Sie behaupten, dann lag er sieben Jahre lang im Versteck – und eine Viertelstunde mehr wird keinen Unterschied machen.«

»Was weiter?« fragte Anthony. »Das ist wohl nicht alles, was Sie zu sagen haben.«

»Nein, sicherlich nicht«, klang es scharf zurück. »Zum jetzigen Zeitpunkt halte ich es für – unklug zu gestatten, daß irgendeine Person dieses Zimmer verläßt. Vor allem dann, wenn das Vorleben dieser Person reichlich undurchsichtig ist.«

Anthony zündete sich gelassen eine Zigarette an.

»Ein Vagabundenleben ist tatsächlich nicht besonders ehrenwert«, spottete er.

»Vor zwei Monaten, Mr. Cade, waren Sie in Südafrika. Das ist erwiesen. Wo aber haben Sie vor dieser Zeit gelebt?«

»Kanada – im wildesten Nordwesten.«

»Sollten Sie sich nicht eher in Gefangenschaft befunden haben? Sagen wir zum Beispiel in einem französischen Staatsgefängnis?«

Ganz automatisch machte Inspektor Battle einen Schritt zur Tür hin, wie um diese Rückzugsmöglichkeit abzuschneiden. Aber Anthony zeigte keine Lust zu einer derart dramatischen Aktion. Er blickte vielmehr den französischen Detektiv scharf an und brach dann in Lachen aus.

»Mein armer Lemoine, Sie leiden an Verfolgungswahn! Sie sehen wohl überall Ihren König Victor. Und jetzt bilden Sie sich ein, ich sei dieser interessante Herr?«

»Leugnen Sie es etwa?«

»Ich leugne nie etwas, das mir Spaß macht«, meinte er leichthin. »Aber diese Anschuldigung ist mehr als lächerlich.«

»Finden Sie wirklich?« Der Franzose lehnte sich vor. Irgend etwas in Anthonys Benehmen schien ihn zu verwirren. »Ich kann Ihnen nur eines sagen: Ich bin hinter König Victor her – und diesmal entgeht er mir nicht!«

»Sehr lobenswert«, entgegnete Anthony trocken. »Immerhin machten Sie diesen Versuch schon früher, nicht wahr, Lemoine? Und bis jetzt ist er Ihnen noch nicht gelungen. Sind Sie diesmal Ihrer Sache so sicher? Sie wissen, König Victor ist ein schlüpfriger Fisch.«

Das Gespräch hatte sich zu einem Duell zwischen den beiden Männern entwickelt. Alle anderen spürten die Spannung. Der tödliche Haß in der Stimme des Franzosen kontrastierte seltsam zu der Gelassenheit seines Gegners.

»An Ihrer Stelle, Lemoine«, fuhr Anthony fort, »würde ich sehr, sehr vorsichtig sein und jeden Schritt genau überlegen.«

»Diesmal wird es keinen Irrtum geben.«

»Sie sind Ihrer Sache etwas zu sicher«, bemerkte Anthony. »Es gibt so etwas wie Beweismaterial, wissen Sie.«

Lemoine lächelte, und die eisige Kälte dieses Lächelns schien Anthonys Gleichmut einen Stoß zu versetzen.

»Sie sahen, daß ich vorhin einen Zettel schrieb«, sagte der Franzose scharf und jedes Wort betonend. »Die Mitteilung war an meinen Sergeanten im Gasthof gerichtet. Gestern erhielt ich aus Paris die Fingerabdrücke und die Bertillonmaße von König Victor – alias Captain O'Neill. In wenigen Minuten werden wir wissen, ob Sie dieser Mann sind.«

»Ein guter Gedanke, Lemoine. Und wenn die Maße nun passen?«

»Dann?« Lemoine schien verwirrt. »Dann habe ich bewiesen, daß Sie König Victor sind.« Aber zum ersten Mal malte sich Unsicherheit in seinem Gesicht.

»Das wird eine große Befriedigung für Sie sein«, sagte Anthony. »Aber wieso sollte mir das schaden? Verstehen Sie mich recht: Ich gebe gar nichts zu, aber gesetzt den Fall, ich wäre wirklich König Victor, was könnten Sie mir vorwerfen? Vergessen Sie nicht, daß Sie niemals Beweise gegen ihn zusammenbrachten. Er hat seine Zeit abgesehen, das ist alles. Möglich, daß Sie mich unter dem Vorwand verhaften könnten, mich hier herumgetrieben zu haben mit der Absicht, einen Diebstahl zu begehen. Aber das wäre wohl kaum eine Befriedigung für Sie, nicht wahr?«

»Sie vergessen Amerika«, schnappte Lemoine. »Wie steht es mit Ihrem Unternehmen, dort mit der falschen Behauptung, Sie seien Prinz Nikolaus von Herzoslowakien, Geld zu ergaunern?«

»Der Schuß ging fehl, Lemoine«, grinste Anthony. »Zu der fraglichen Zeit war ich nicht in Amerika, das läßt sich leicht nachweisen. Wenn es wirklich König Victor war, der sich dort als Prinz Nikolaus ausgab – dann kann ich eben nicht König Victor sein. Sind Sie übrigens sicher, daß es sich um einen Hochstapler handelte und nicht um den echten Prinzen Nikolaus?«

Inspektor Battle mischte sich ein.

»Der Mann war tatsächlich ein Betrüger, Mr. Cade.«

»Ich möchte Ihnen nicht widersprechen. Battle. Sie haben die unangenehme Gewohnheit, immer recht zu behalten. Sind Sie aber auch sicher, daß Prinz Nikolaus im Kongo umkam?«

»Ich möchte es nicht beschwören, Sir. Aber es wurde allgemein behauptet.«

»Vorsichtiger Mann! Wie war doch gleich Ihr Motto? ›Zügel locker lassen‹, nicht wahr? Ich habe von Ihnen gelernt und Monsieur Lemoine die Zügel sehr locker gelassen, indem ich seine Anschuldigungen nicht zurückwies. Aber ich befürchte, er wird sehr enttäuscht sein. Sehen Sie, mir schien es immer wichtig, eine Trumpfkarte in der Hand zu behalten. Ich sah voraus, daß es hier möglicherweise Schwierigkeiten geben könnte, und habe daher meine Trumpfkarte mitgebracht. Sie – oder besser gesagt er – ist oben.«

»Oben?« fragte Lord Caterham sehr interessiert.

»Ja. Dem armen Burschen ist es in der letzten Zeit recht schlecht ergangen. Hat einen Schlag auf den Kopf bekommen. Ich habe mich um ihn gekümmert.«

Plötzlich unterbrach die tiefe Stimme von Mr. Isaacstein den Disput.

»Darf ich raten, um wen es sich handelt?«

»Wenn Sie wollen«, lächelte Anthony.

»Aber –«

Lemoine fuhr mit plötzlicher Wut dazwischen. »Närrisches Geschwätz! Damit hoffen Sie mich wieder zu überlisten. Mag sein, daß Sie wirklich nicht in Amerika waren. Sie sind zu schlau, um das zu behaupten, wenn es nicht stimmt. Aber es gibt noch andere Anklagen gegen Sie: Mord! Jawohl, Mord, begangen an Fürst Michael. Er überraschte Sie, als Sie nach dem Stein suchten.«

»Lemoine, hat König Victor jemals einen Mord begangen?« Anthonys Stimme klang messerscharf. »Sie wissen genau – besser als ich, daß er niemals Blut vergossen hat.«

»Wer sonst könnte ihn ermordet haben?« schrie Lemoine. »Sagen Sie mir das!«

Das letzte Wort erstarb auf seinen Lippen, als von der Terrasse her ein schriller Pfiff ertönte. Anthony sprang auf, all seine vorgetäuschte Lässigkeit fiel von ihm ab.

»Sie fragen, wer Fürst Michael ermordete?« rief er. »Das werde

ich Ihnen nicht *sagen*, aber ich werde es Ihnen *zeigen*! Dieser Pfiff ist das Signal, auf das ich wartete. Der Mörder von Fürst Michael ist jetzt in der Bibliothek.«

Er eilte durch die Balkontür, und die anderen folgten ihm zum Bibliothekfenster. Ganz leise stieß er das Fenster auf und schob den schweren Vorhang zur Seite, so daß sie einen Blick in den Raum werfen konnten.

Vor dem Bücherregal stand eine dunkle Gestalt, die hastig ein Werk um das andere hervorzog und wieder zurückschob. Sie war so vertieft in ihr Tun, daß sie nichts von ihrer Umgebung wahrnahm.

Doch als sie die schwarze Silhouette zu erkennen versuchten, die sich im Licht der Taschenlampe zeichnete, da sprang jemand zwischen ihnen durch mit einem Schrei, der wie das Röhren eines wilden Tieres klang.

Die Lampe fiel zu Boden, erlosch, und das Geräusch eines wilden Kampfes erfüllte den Raum. Lord Caterham tastete sich durch zum Lichtschalter und knipste die Beleuchtung an. Ineinander verkrallt kämpften zwei Gestalten. Während alle wie erstarrt hinblickten, kam das Ende. Der scharfe Knall einer Pistole ertönte, und die kleinere Figur fiel zu Boden. Die andere Gestalt wandte sich um und blickte auf Anthony. Es war Boris, der Herzoslowake.

»Sie tötete meinen Herrn«, knurrte er. »Und jetzt versuchte sie, mich umzubringen. Ich wollte ihr die Pistole entreißen, aber sie entlud sich im Kampf. Der heilige Michael lenkte die Kugel. Das böse Weib ist tot.«

»Ein Frau?« rief George Lomax.

Sie näherten sich zögernd. Auf dem Boden lag, die Pistole in der Hand und mit einem Ausdruck mörderischer Bosheit auf dem Gesicht – Mademoiselle Brun.

28.

»Ich hatte sie von Anfang an im Verdacht«, begann Anthony seinen Bericht. »In der Mordnacht war in ihrem Zimmer Licht. Später aber begann ich zu zweifeln. Ich erkundigte mich in Dinard über

sie und kehrte zurück, überzeugt von ihrer Unschuld. Aber ich war ein Narr. Weil die Comtesse de Breteuil eine Mademoiselle Brun kannte und sie über alles lobte, kam es mir nicht in den Sinn, daß die echte Mademoiselle Brun auf ihrem Weg nach Chimneys entführt und durch eine Betrügerin ersetzt worden sein könnte. Statt dessen wandte sich mein Argwohn gegen Mr. Fish. Erst als dieser mir nach Dover gefolgt war und wir eine längere Aussprache hatten, begann ich klarzusehen. Mein Verdacht kehrte wieder zurück.

Am meisten hatte es mich verwirrt, daß Mrs. Revel bestimmt glaubte, die Frau früher schon gesehen zu haben. Dann aber erinnerte ich mich, daß sie dies erst sagte, *nachdem* ich erwähnt hatte, Mademoiselle Brun sei Gesellschafterin bei der Comtesse de Breteuil gewesen. Und Mrs. Revel hatte nur bemerkt, dies sei wohl der Grund, warum ihr das Gesicht so bekannt vorkäme. Inspektor Battle wird Ihnen bestätigen, daß ein förmliches Komplott geschmiedet worden war, um Mrs. Revel von ihrem Besuch auf Chimneys abzuhalten, und zwar durch nicht mehr und nicht weniger als einen toten Mann in ihrer Wohnung. Es stellte sich allerdings heraus, daß dieser Mann durch die Bruderschaft von der Roten Hand umgebracht wurde, weil diese ihn für einen Verräter hielt. Aber die Wohlüberlegtheit des Planes wies auf einen anderen, klügeren Urheber hin. Und es schien naheliegend, daß da eine Verbindung mit Herzoslowakien bestand. Mrs. Revel war der einzige Gast der Hausgesellschaft, der in diesem Land gelebt hat.

Zuerst nahm ich an, daß ein Betrüger sich als Fürst Michael ausgegeben hatte, doch das erwies sich bald als Irrtum. Erst als ich erneut die Möglichkeit erwog, daß Mademoiselle Brun eine Hochstaplerin sei, und mir überlegte, wieso ihr Gesicht Mrs. Revel bekannt vorkam, begann ich die Zusammenhänge zu sehen. Die Frau durfte natürlich nicht erkannt werden, und Mrs. Revel war die einzige Person, die dazu in der Lage war.«

»Wer war sie denn?« rief Lord Caterham. »Jemand, den Mrs. Revel aus Herzoslowakien kannte?«

»Ich glaube, der Baron wird uns das am besten sagen können«, bemerkte Anthony.

»Ich?« Der Baron starrte ihn erschrocken an; dann blickte er auf die am Boden liegende Gestalt.

»Betrachten Sie sie genau«, drängte Anthony. »Lassen Sie sich durch die Schminke nicht verwirren – und denken Sie daran, daß sie früher Schauspielerin war.«

Der Baron blickte erneut auf die Gestalt. Dann fuhr er plötzlich entsetzt auf.

»Gott im Himmel«, stöhnte er. »Das nicht ist möglich!«

»Was ist nicht möglich?« fragte George. »Wer ist die Frau? Sie scheinen sie zu erkennen, Baron?«

»Nein, nein, nein – es nicht ist möglich!« Der Baron starrte entsetzt vor sich hin. »Sie wurde doch getötet damals. Beide wurden getötet auf den Treppen des Palastes. Ihre Körper man fand.«

»Verstümmelt und unkenntlich gemacht«, erinnerte Anthony ihn. »Irgendwie muß es ihr gelungen sein zu entkommen. Ich nehme an, daß sie nach Amerika floh und dort jahrelang in Angst vor den Brüdern von der Roten Hand lebte. Die waren schließlich die Urheber der Revolution – vergessen Sie das nicht –, und ihre Person galt als deren Ursache. Dann wurde König Victor aus dem Gefängnis entlassen, und zusammen planten sie nun, das Versteck des Diamanten zu finden. Sie war in jener Nacht bereits auf der Suche, als Fürst Michael unerwartet auf sie stieß. Normalerweise hätte sich ein Zusammentreffen mit ihm leicht vermeiden lassen, denn königliche Gäste kommen nicht in Kontakt mit Erzieherinnen. Und im Notfall hätte sie immer eine Migräne vorschützen können – wie damals, als der Baron hierherkam. Doch zu seinem Unglück traf sie mit Fürst Michael zusammen, als sie es am wenigsten erwartete. Entlarvung und Schande standen ihr bevor. Deshalb erschöß sie ihn kaltblütig. Sie war es, die den Revolver später in den Handkoffer von Mr. Isaacstein praktizierte; sie war es auch, die mir die Briefe ins Zimmer zurücklegte.«

Lemoine trat einen Schritt vor.

»Sie war auf der Suche nach dem Stein, behaupten Sie«, begann er. »Wäre es aber nicht möglich, daß sie ihren Komplizen treffen wollte – König Victor, der über die Terrasse kam? Eh? Was haben Sie dazu zu sagen?«

Anthony seufzte.

»Immer noch die alte Leier, mein lieber Lemoine? Wie dickköpfig Sie doch sind! Wollen Sie auch meine Andeutung nicht verstehen, daß ich noch einen Trumpf in den Händen halte?«

Lemoine öffnete den Mund zu einer scharfen Antwort, als George, dessen Geist langsam arbeitete, herausplatzte: »Ich verstehe noch immer kein Wort. Wer war diese Frau, Baron? Sie haben sie tatsächlich erkannt?«

Aber der Baron stand starr und unbeweglich da.

»Sie sich irren, Mr. Lomax. Ich nie habe gesehen diese Dame zuvor. Sie mir ist völlig fremd.«

»Aber –« George Lomax blickte ihn verblüfft an. Der Baron faßte ihn am Arm und zog ihn in die hinterste Ecke des Raumes, wo er ihm ein paar Worte ins Ohr flüsterte. Anthony beobachtete die beiden mit geheimem Vergnügen. Das Gesicht des braven George rötete sich zusehends, seine Augen traten heraus, und er schien einem Schlaganfall nahe. Ein paar gemurmelte Worte drangen an Anthonys Ohr. »Sicherlich – sicherlich – völlig unnötig – würde die Lage komplizieren – absolute Diskretion –«

»Ah!« rief Lemoine plötzlich und schlug mit der Faust hart auf den Tisch. »Das geht mich alles nichts an! Der Mord an Fürst Michael ist nicht meine Sache. Ich will nur König Victor haben!«

Anthony schüttelte freundlich den Kopf.

»Tut mir leid für Sie, Lemoine. Sie sind wirklich ein tüchtiger Bursche. Aber trotzdem verlieren Sie dieses Spiel. Ich werde jetzt meine Trumpfkarte ausspielen.«

Er durchquerte das Zimmer und klingelte. Tredwell trat sogleich ein.

»Tredwell, heute abend ist doch ein Herr mit mir gekommen.«

»Jawohl, Sir – ein ausländischer Herr.«

»Stimmt. Wollen Sie ihn bitten, sofort hierherzukommen?«

»Sehr wohl, Sir.« Tredwell zog sich zurück.

»Folgt Auftritt des geheimnisvollen Monsieur X«, bemerkte Anthony. »*Wer ist es?* Kann jemand raten?«

»Wenn ich zwei und zwei zusammenzähle«, meinte Mr. Isaacstein, »Ihre Andeutungen heute früh und Ihr Verhalten heute abend, dann scheint mir darüber kein Zweifel zu bestehen. Irgendwie ist es Ihnen gelungen, des Prinzen Nikolaus von Herzoslowakien habhaft zu werden.«

»Sind Sie der gleichen Ansicht, Baron?«

»Ich denke ja, wenn es nicht ist ein Betrüger. Aber das ich glaube nicht. Mir gegenüber Sie sind gewesen immer korrekt.«

»Danke bestens, Baron. Ich werde diese Worte nicht vergessen. – Sie sind also ausnahmslos derselben Auffassung?«

Seine Augen glitten über alle Gesichter. Einzig Lemoines Blick heftete sich starr auf den Tisch.

»Und dennoch, meine Herrschaften«, sagte er mit eigenartigem Lächeln, »dennoch irren Sie sich alle!«

Raschen Schrittes ging er zur Tür und riß sie auf. Ein Mann stand auf der Schwelle, ein Mann mit zierlichem schwarzem Bärtchen, einer Brille und etwas geckenhaftem Aussehen, das nur durch eine breite Binde um die Stirn Einbuße erlitt.

»Gestatten Sie mir, Ihnen den *echten* Monsieur Lemoine von der Sûreté in Paris vorzustellen!«

Man hörte ein Rascheln, ein Handgemenge, und dann erklang die nasale Stimme von Mr. Hiram Fish sanft und bestimmt von der Balkontür her:

»Nein, nein, mein Freund, nicht durch das Fenster. Sehen Sie, ich stehe schließlich schon den ganzen Abend hier, um Ihnen den Rückzug unmöglich zu machen. Ich habe Sie genau in der Schußlinie. Vergessen Sie nicht, daß ich nach England gekommen bin, um Sie zu fassen – und ich habe Sie gefaßt. Aber ich muß gestehen, daß Sie ein harter Brocken waren.«

29.

»Sie schulden uns eine Erklärung, Mr. Cade«, bemerkte Mr. Isaacstein etwas später.

»Es gibt gar nicht viel zu erklären«, lächelte Anthony. »Ich fuhr nach Dover, und Mr. Fish folgte mir, weil er glaubte, *ich* sei König Victor. Dort fanden wir einen geheimnisvollen Fremden, verwundet und gefangen, und sobald wir seine Geschichte gehört hatten, wußten wir auch, woran wir waren. Es handelte sich wiederum um den gleichen Trick: Der richtige Mann wird gefangen, der falsche – in diesem Fall König Victor persönlich – nimmt seinen Platz ein. Aber wie es scheint, war Inspektor Battle von Anfang an etwas mißtrauisch gegenüber seinem französischen Kollegen, und daher kabelte er nach Paris, um Monsieur Lemoines Fingerab-

drücke und andere Merkmale für seine Identifikation zu erhalten.«

»Ah«, rief der Baron aus, »die Fingerabdrücke und die Bertillonmaße.«

»Es war ein schlauer Gedanke von König Victor, diesen Trick zu benutzen. Ich bewunderte ihn so sehr, daß ich es mir nicht versagen konnte, auf sein Spiel einzugehen. Es ist natürlich klar, daß er seine Verbündete so rasch wie möglich zu verständigen versuchte, sobald ich ihm den Hinweis auf das Versteck des Diamanten gegeben hatte. Gleichzeitig aber mußte er dafür sorgen, daß keiner von uns dieses Zimmer verließ. Seine rasch auf den Zettel gekritzelte Nachricht war natürlich an Mademoiselle Brun gerichtet. Er sagte ja zu Tredwell nur, der Brief müsse sofort ausgehändigt werden – und dieser führte den Auftrag aus, indem er die Treppe zum Schulzimmer emporstieg. Inzwischen beschuldigte der falsche Lemoine mich, König Victor zu sein, und damit hielt er alle davon ab, in die Bibliothek zu gehen. Er wollte uns so lange aufhalten, bis seine Komplizin den Stein gefunden und an sich genommen hätte.«

George räusperte sich.

»Ich muß schon sagen, Mr. Cade«, erklärte er gravitatisch, »daß Ihr Vorgehen in dieser Sache zu größten Vorwürfen berechtigt. Wäre auch nur das geringste Versehen vorgekommen, dann hätte eines unserer heiligsten Besitztümer sozusagen unter unseren Augen verschwinden können, und wir hätten es nie wieder gefunden.«

»Wahrscheinlich sind Sie niemals auf die raffinierte Idee gekommen, Mr. Lomax, daß dieses historische Heiligtum gar nicht hinter den Büchern steckte«, nälte Mr. Hiram Fish.

»Nicht hinter den Büchern?«

»Selbstverständlich nicht.«

»Sehen Sie«, erläuterte Anthony, »dieses kleine Rätselspiel des Grafen Stylptitch bezog sich auf das, was es ursprünglich war: eine Rose. Als mir das am Montag nachmittag klar wurde, eilte ich sofort in den Rosengarten. Aber Mr. Fish hatte bereits den gleichen Gedanken gehabt. Wenn Sie sich mit dem Rücken vor die Sonnenuhr stellen, von dort sieben Schritte vorwärts, acht nach rechts und drei nach links gehen, gelangen Sie zu einem großen Busch hellroter Rosen. Und diese Rosen heißen ›Richmond‹. Das

Haus ist von oben bis unten durchsucht worden, aber kein Mensch kam auf den Gedanken, den Garten umzustecken. Ich schlage eine kleine Grabarbeit für morgen vormittag vor.«

»Dann war die Geschichte mit den Büchern –«

»Nur eine Erfindung, um die Schuldigen zu überführen. Mr. Fish hielt Wache auf der Terrasse, und im richtigen Moment piffte er das verabredete Zeichen. Ich muß hinzufügen, daß Mr. Fish und ich in Dover ein kleines Kriegsgericht gehalten haben, um die Brüder von der Roten Hand zu verhindern, sich mit König Victor in Verbindung zu setzen. Er hatte ihnen Befehl gegeben zu verschwinden, und wir ließen ihm die Meldung zukommen, daß dies geschehen sei. Daher glaubte er, ruhig seine Pläne weiterverfolgen zu können.«

»Herrlich, wundervoll«, rief Lord Caterham, »alles ist demnach höchst zufriedenstellend gelöst.«

»Alles – bis auf eins«, sagte Mr. Isaacstein. Der große Finanzmann blickte Anthony bedeutsam an.

»Ganz richtig, Mr. Isaacstein«, lächelte dieser. »Was war der ursprüngliche Grund Ihres Herkommens?«

»Die Vereinbarung eines Darlehens.«

»Mit wem?«

»Mit dem Fürsten Michael von Herzoslowakien.«

»Genau. Fürst Michael ist tot. Sind Sie bereit, dasselbe Darlehen unter den gleichen Bedingungen auch seinem Vetter Prinz Nikolaus zu gewähren?«

»Können Sie ihn tatsächlich herbeischaffen? Man sprach davon, er sei im Kongo umgekommen.«

»Er wurde getötet – von mir. Nein, nein, ich bin kein Mörder. Wenn ich sage, daß ich ihn tötete, so meine ich damit nur, daß ich das Gerücht von seinem Tod verbreitete. – Ich versprach Ihnen, einen echten Prinzen zu liefern. Würde *ich* Ihnen genügen?«

»Sie?«

»Ja. Ich bin Prinz Nikolaus Sergius Alexander Ferdinand usw. Sie müssen zugeben, daß sich der Name nicht eignete für ein Leben, wie ich es zu führen gedachte. Daher tauchte ich aus dem Kongo als einfacher Mr. Anthony Cade auf.«

Captain Andrassy sprang auf. »Das ist unglaublich, unglaublich«, sprudelte er hervor. »Hüten Sie Ihre Zunge, Sir.«

»Natürlich kann ich Ihnen alle Beweise liefern«, sagte Anthony ruhig. »Ich zweifle nicht daran, daß ich den Baron überzeugen werde.«

Der Baron hob seine Hand.

»Ihre Beweise ich werde prüfen, natürlich. Aber für mich selbst das ist nicht nötig. Ihr Wort mir genügt. Außerdem Sie sehen sehr Ihrer englischen Mutter ähnlich. Von Anfang an ich habe mir gesagt: Dieser junge Mann ist von der einen oder anderen Seite her sehr hochgeboren.«

»Sie haben sich immer auf mein Wort verlassen, Baron«, lächelte Anthony. »Seien Sie versichert, daß ich das in Zukunft nicht vergessen werde.«

Dann blickte er zu Inspektor Battle hinüber, der mit völlig ausdruckslosem Gesicht dasaß.

»Sie werden verstehen, Battle, daß meine Lage sehr schwierig war. Von allen Anwesenden zur Zeit des Mordes hatte ich sicher das stärkste Motiv, Fürst Michael aus dem Weg zu räumen, da ich ja der nächste Thronanwärter war. Ich hatte die ganze Zeit eine höllische Angst vor Ihnen. Es war klar, daß Sie mich verdächtigten, aber Sie konnten kein Motiv für mich finden.«

»Ich habe keine Sekunde angenommen, daß Sie ihn töteten, Sir«, entgegnete der Inspektor. »Wir haben ein gutes Gefühl für solche Dinge. Aber ich war mir klar, daß Sie mit etwas hinterm Berge hielten. Hätte ich früher gewußt, wer Sie sind, dann wäre ich wahrscheinlich doch gezwungen gewesen, Sie zu verhaften.«

»Ich bin froh, daß es mir gelang, wenigstens eine Sache vor Ihnen zu verheimlichen. Sie haben sonst wahrlich genug aus mir herausgequetscht. Sie verstehen verdammt viel von Ihrem Geschäft, Battle. Ihretwegen werde ich mich Scotland Yards immer mit Respekt erinnern.«

»Erstaunlich«, brummte George, »die erstaunlichste Geschichte, die mir je untergekommen ist. Ich kann sie tatsächlich immer noch nicht ganz glauben. Sind Sie fest überzeugt, Baron —«

»Mein bester Mr. Lomax«, entgegnete Anthony mit leichter Schärfe, »ich habe nicht die Absicht, Ihr Ministerium zu einer Unterstützung meines Thronanspruchs zu veranlassen, ohne die überzeugendsten Dokumente vorzulegen. Ich schlage vor, wir vertagen nun unsere Sitzung, und Sie selbst, Mr. Isaacstein, der

Baron und ich besprechen die Bedingungen für das Darlehen.«

Der Baron erhob sich und schlug die Hacken zusammen.

»Es wird sein der stolzeste Tag meines Lebens, Sir«, sagte er feierlich, »wenn Sie aufsetzen die Krone von Herzoslowakien.«

»Ach, nebenbei, Baron«, meinte Anthony leichthin, indem er seine Hand unter den Arm des Barons schob: »Ich vergaß, etwas zu erwähnen. Die Sache hat nämlich noch einen kleinen Haken. Ich bin nämlich verheiratet.«

Der Baron fuhr einen Schritt zurück. Entsetzen malte sich auf seinem Gesicht.

»Guter Gott im Himmel«, stöhnte er. »Er hat geheiratet eine Schwarze in Afrika.«

»So schlimm ist es nun auch wieder nicht«, lachte Anthony. »Meine Frau ist vollkommen weiß – weiß bis ins Tiefste ihrer Seele.«

»Gut. Dann es kann sein eine morganatische Ehe.«

»Unter keinen Umständen. Sie wird meine Königin sein. – Es nützt Ihnen gar nichts, den Kopf zu schütteln, Baron. Sie ist die Tochter eines englischen Peers, dessen Ahnentafel bis zu Wilhelm dem Eroberer zurückgeht. Heutzutage ist es sehr modern, daß sich Könige mit Angehörigen des Hochadels verheiraten. Außerdem kennt meine Frau Herzoslowakien.«

»Guter Gott«, schrie George Lomax, »doch nicht – doch nicht Virginia Revel?«

»Jawohl«, erklärte Anthony kühl. »Virginia Revel.«

»Mein lieber Junge«, rief Lord Caterham aus, »das heißt – ich meine – Hoheit, ich gratuliere Ihnen! Ich gratuliere Ihnen von Herzen! Virginia Revel ist eine herrliche Frau.«

»Danke, Lord Caterham«, entgegnete Anthony sehr ernst. »Das ist sie – und noch viel mehr.«

Mr. Isaacstein betrachtete ihn neugierig.

»Verzeihen Sie meine Frage, Hoheit, aber wann fand diese Hochzeit statt?«

Anthony lächelte zurück. »Um genau zu sein, heiratete ich sie erst heute morgen.«

30.

»Wenn Sie bitte vorausgehen wollen, meine Herren, ich folge Ihnen sogleich«, sagte Anthony.

Er wartete, bis die anderen verschwunden waren, und wandte sich dann an Inspektor Battle, der anscheinend völlig geistesabwesend die Tafelung studierte.

»Nun, Battle? Sie wollten mich doch noch etwas fragen, nicht wahr?«

»Tatsächlich, Sir, obwohl ich nicht verstehe, wie Sie das wissen konnten. Aber ich habe immer behauptet, Sie seien sehr rasch im Verstehen. Ich nehme an, daß die verstorbene – Dame die einstige Königin Varaga war?«

»Ganz richtig, Battle. Aber ich hoffe, daß sich das niederschlagen läßt. Man gräbt nicht gern Familienskelette aus.«

»Verlassen Sie sich in dieser Hinsicht ruhig auf George Lomax.« Der Inspektor grinste. »Kein Mensch wird das jemals erfahren.«

»Wollten Sie nur diese einzige Frage stellen?«

»Nein, Sir, das war nur so nebenbei. Aber ich wollte gerne wissen, warum Sie Ihren Namen abgelegt hatten – wenn ich mir damit nicht zu viel herausnehme.«

»Nicht im geringsten, Battle. Sehen Sie, meine Mutter war Engländerin, ich selbst wurde in England erzogen und fühlte und dachte viel mehr als Engländer denn als Herzoslowake. Und es wäre mir völlig lächerlich erschienen, in der Welt herumzuzigeunern mit einem angehängten Operettentitel. Ich war damals sehr jung und hatte demokratische Ideale und Ansichten über die Gleichberechtigung der Menschen. Und an Hoheiten und Prinzen lag mir gar nichts.«

»Und später?« fragte Battle pffiffig.

»Seit damals bin ich viel in der Welt herumgekommen und habe vieles gelernt. Verstehen Sie mich richtig: Ich glaube noch immer an die Demokratie, aber die Menschen müssen lernen, damit umzugehen – man darf dabei nicht ungeduldig sein. Evolution ist ein sehr langsamer Prozeß, auch gesellschaftliche Evolution.«

»Ihre Ansichten interessieren mich sehr, Sir«, meinte Battle mit einem Augenzwinkern. »Und wenn Sie gestatten, möchte ich Ihnen sagen, daß Sie einen ausgezeichneten König abgeben werden.«

»Danke, Battle«, seufzte Anthony.

»Sie scheinen darüber nicht sehr glücklich zu sein?«

»Ach, ich weiß nicht recht. Wahrscheinlich wird es recht interessant. Aber ich kann mich nur schwer an eine richtige Arbeit gewöhnen. Bisher habe ich das immer vermieden.«

»Und jetzt halten Sie es für Ihre Pflicht?«

»Um Himmels willen, nein! Was für ein Gedanke! Es geht um eine Frau, Battle – es geht um eine Frau. Um ihretwillen täte ich noch mehr, als mich zum König krönen lassen.«

»Entschuldigen Sie, Sir, Ihr Diener wartet auf der Terrasse.«

»Boris? Ja, tatsächlich. Ein prächtiger Bursche. Es war ein Glück, daß die Pistole dieser Hochstaplerin losging und sie tötete. Sonst hätte ihr Boris den Hals zugeschnürt und wäre von Ihnen gehängt worden. Seine Ergebenheit dem Herrscherhaus gegenüber ist großartig. Es war doch verblüffend, wie er sich sofort an mich klammerte, kaum daß Michael tot war.«

»Instinkt, der Instinkt eines wirklich treuen Menschen.«

»Damals war mir dieser Instinkt mehr als peinlich. Er hätte mich ja damit verraten können. – Ich muß doch sehen, was er will.«

Er entfernte sich durch die Balkontür. Inspektor Battle blickte ihm sinnend nach, dann sprach er mit Überzeugung zur Tafelung:
»Er wird es schaffen.«

Draußen gab Boris eine Erklärung ab: »Herr«, sagte er und führte Anthony über die Terrasse. Dieser folgte ihm schweigend und verwundert. Plötzlich hielt Boris an und wies mit dem Zeigefinger auf zwei Gestalten, die im Mondlicht auf einer Steinbank saßen.

Die beiden Gestalten erhoben sich. Die eine war Virginia, die andere ...

»Hallo, Joe«, rief eine altbekannte Stimme. »Ein prächtiges Mädchen hast du da.«

»Jimmy McGrath!« rief Anthony aus. »Das ist ja großartig! Wie um alles in der Welt kommst du hierher?«

»Meine Goldmine hat sich als Schlag ins Wasser erwiesen. Dann tauchten ein paar Typen auf und wollten mir dieses Manuskript abkaufen. Und als nächstes hätte ich beinahe ein Messer im Rücken gehabt. Da kam mir der Gedanke, daß ich dir mehr aufgebürdet hatte, als ich ahnte. Ich dachte, du könntest vielleicht Hilfe

brauchen – und so gondelte ich mit dem nächsten Schiff herüber.«

»Ist er nicht großartig?« rief Virginia und drückte Jimmys Arm. »Warum hast du mir nie erzählt, was für ein prächtiger Bursche er ist? Nein, wirklich, Jimmy, das sind Sie!«

»Ihr beiden scheint euch ja vorzüglich zu verstehen«, sagte Anthony.

»Klar«, bestätigte Jimmy. »Ich schnupperte nach dir herum, als mir diese junge Dame über den Weg lief. Und sie war keineswegs so hochmütig, meinesgleichen nur von oben herab zu behandeln.«

»Er hat mir die ganze Geschichte von den Briefen erzählt«, sagte Virginia. »Und es tut mir direkt leid, daß ich nicht wirklich in Gefahr war, während er den getreuen Ritter spielte.«

»Wenn ich Sie gekannt hätte«, meinte Jimmy galant, »dann wären diese Briefe nie in Anthonys Hand gelangt. Ich hätte sie selbst hergebracht. – Und nun erkläre mir, junger Mann: Ist der ganze Spaß wirklich schon vorüber? Gar nichts mehr für mich zu tun?«

»Zum Teufel, doch!« rief Anthony. »Wartet hier einen Moment.« Er verschwand im Haus. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück mit einem Paket, das er Jimmy in die Hände drückte. »Lauf zur Garage und nimm dir einen netten, passenden Wagen. Sause nach London und gib dieses Paket am Everdean Square 17 ab. Das ist die Privatadresse von Mr. Balderson. Er wird dir dafür tausend Pfund aushändigen.«

»Was? Doch nicht die Memoiren? Man hat mir erzählt, sie seien verbrannt worden.«

»Für was hältst du mich eigentlich?« fragte Anthony gekränkt. »Du konntest doch nicht im Ernst glauben, daß ich in eine so plumpe Falle ging? Selbstverständlich rief ich den Verleger sofort an, fand heraus, daß der erste Anruf Humbug war, und richtete mich entsprechend ein. Ich bereitete ein falsches Paket vor, wie man mir aufgetragen hatte – das richtige brachte ich im Safe unter. Die Memoiren sind die ganze Zeit in meinem Besitz gewesen.«

»Gut gemacht, Junge!« brüllte Jimmy.

»Aber Anthony«, beschwor Virginia ihn, »du wirst doch diese Memoiren nicht veröffentlichen lassen?«

»Doch, das bin ich mir selbst schuldig. Ich kann einen Freund wie Jimmy nicht enttäuschen. Aber du brauchst nichts zu be-

fürchten. Ich habe Zeit genug gehabt, dieses Zeug durchzublättern, und ich verstehe nun, warum große Köpfe ihre Lebenserinnerungen nie selbst schreiben. Als Schriftsteller ist Graf Stylptitch ungenießbar. Er ergeht sich des langen und breiten über Staatskunst und flickt nicht eine einzige amüsante oder indiskrete Anekdote ein. Seine politische Verschwiegenheit reicht weit übers Grab hinaus. Von Anfang bis Ende ist kein Wort darin enthalten, das dem empfindsamsten Diplomaten peinlich sein könnte. Ich rief heute früh Mr. Balderson an und versprach ihm, daß er das Paket vor Mitternacht erhalten werde. Aber jetzt soll Jimmy seine schmutzige Arbeit allein tun, wenn er schon hier ist«, schloß Anthony grinsend.

»Ich bin schon weg«, rief Jimmy. »Der Gedanke an tausend Pfund gefällt mir nicht schlecht, besonders nachdem ich mich schon damit abgefunden hatte, daß sie nur ein Luftschloß waren.«

»Nur noch einen Augenblick«, bat Anthony. »Ich muß dir zuerst ein Geständnis machen, Virginia – etwas, das außer euch beiden mittlerweile schon jeder hier weiß.«

»Es ist mir gleichgültig, wie viele Frauen du bereits geliebt hast, aber ich will nichts davon hören.«

»Frauen«, entgegnete Anthony tugendhaft. »Frag Jimmy, mit was für Frauen ich herumreiste, als er mich das letzte Mal traf.«

»Vogelscheuchen«, erklärte Jimmy feierlich, »absolute Vogelscheuchen. Nicht eine unter fünfundvierzig war es wert, auch nur angesehen zu werden.«

»Danke, Jimmy«, lachte Anthony. »Du bist ein treuer Freund. Nein, mein Geständnis ist viel schlimmer: Ich habe dich unter einem falschen Namen geheiratet, Virginia.«

»Ist dein Name so schrecklich? Hoffentlich nicht etwas wie Stinktief oder dergleichen. Schrecklicher Gedanke, als Mrs. Stinktief herumlaufen zu müssen.«

»Du denkst aber auch gleich an das Schlimmste. – Nebenbei, Jimmy, ich hätte eine Arbeit für dich. Goldgräberei in den wilden Bergen von Herzoslowakien, würde dir das zusagen?«

»Gibt es dort Gold?« fragte Jimmy eifrig.

»Sicher«, meinte Anthony. »Es ist ein herrliches Land.«

»So hast du dir meinen Vorschlag überlegt und willst dorthin gehen?«

»Ja«, sagte Anthony, »dein Vorschlag war besser, als du ahnen konntest. Nun zu meinem Bekenntnis. Ich wurde nicht etwa bei der Geburt vertauscht oder etwas ähnlich Romantisches. Aber trotzdem bin ich Prinz Nikolaus von Herzoslowakien.«

»O Anthony«, rief Virginia aus, »wie wundervoll! Und ich habe dich geheiratet! Was werden wir jetzt unternehmen?«

»Wir gehen nach Herzoslowakien und versuchen König und Königin zu spielen. Jimmy McGrath meinte einmal, die durchschnittliche Lebensdauer von Königen liege dort unter vier Jahren. Macht dir das nichts aus?«

»Ich bin begeistert davon!« rief Virginia.

»Ist sie nicht großartig?« murmelte Jimmy und verschwand im Dunkel des Parks. Eine Minute später hörten sie den Anlasser eines Wagens.

»Man soll jedem Menschen seine eigene schmutzige Arbeit überlassen«, meinte Anthony mit Befriedigung. »Außerdem wußte ich nicht, wie ich ihn sonst loswerden sollte. Seit wir verheiratet sind, war ich noch nicht eine Minute mit dir allein ... Virginia, erinnerst du dich noch daran, daß ich einmal sagte, ich hätte verdammt viel Lust, dir die Liebe beizubringen?«

»Ich erinnere mich«, sagte Virginia sanft. »Aber Inspektor Battle blickte aus dem Fenster.«

»Jetzt tut er das nicht!« lachte Anthony.

Er zog sie zärtlich an sich, küßte ihre Augenlider, ihre Lippen, das Gold ihrer Haare ...

»Ich liebe dich, Virginia«, flüsterte er. »Ich liebe dich so heiß und innig. Liebst du mich auch?«

Ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter, und ganz langsam, mit vor Glück zitternder Stimme gab sie zur Antwort: »Ich kann dich nicht leiden!«

»Kleiner Teufel du«, rief Anthony und küßte sie wieder und wieder. »Jetzt ist mir klar, warum ich dich mein Leben lang lieben muß.«

31.

Die Szene spielt sich am Donnerstag, 11 Uhr vormittags, ab. Johnson, der Polizist, hat seine Jacke ausgezogen und gräbt. Etwas wie Begräbnisstimmung liegt in der Luft. Die Freunde und Verwandten stehen um das Grab herum, das Johnson aushebt. George Lomax sieht aus wie der Haupterbe des Verstorbenen. Inspektor Battle, mit seinem unbeweglichsten Gesicht, macht den Eindruck völliger Zufriedenheit über das Gelingen seiner Anordnungen, denn er ist der Unternehmer. Lord Caterham hat den feierlichen, etwas verlegenen Blick, den Engländer bei religiösen Zeremonien aufsetzen.

Mr. Fish paßt am wenigsten ins Bild. Er zeigt nicht den erforderlichen Ernst.

Johnson beugt sich über das Grab. Plötzlich richtet er sich auf. Seine Erregung überträgt sich auf alle Teilnehmer der Zeremonie.

»Das genügt, mein Sohn«, näselte Mr. Fish. »Jetzt werden wir es schaffen.« Man sieht, daß er die Stelle des Familienarztes einnimmt.

Johnson zieht sich zurück. Mr. Fish neigt sich feierlich über das Grab – der Chirurg bereitet die Operation vor. Er hebt ein kleines Segeltuchpäckchen heraus. Formell überreicht er es Inspektor Battle. Dieser händigt es seinerseits George Lomax aus. Die Etikette ist gewahrt.

George Lomax löst die Verschnürung des Päckchens, hebt ein kleines Bündelchen in Ölpapier heraus, schält eine weitere Verpackung ab. Einen Augenblick lang hält er etwas in der Höhlung seiner Hand verborgen – dann hüllt er den Gegenstand hastig wieder in Watte ein.

»Ich segne diesen glücklichen Moment«, beginnt er mit der Ausdrucksweise des geübten Redners.

Lord Caterham zieht sich hastig, doch unauffällig zurück. Auf der Terrasse findet er seine Tochter.

»Bundle, ist dein Wagen in Ordnung?«

»Selbstverständlich – weshalb?«

»Fahr mich schnellstens in die Stadt. Ich verreise augenblicklich!«

»Aber Vater –«

»Streite nicht mit mir. Bundle. George Lomax hat mir heute vor der großen Zeremonie zugeflüstert, daß er unter vier Augen mit mir sprechen möchte – in einer äußerst geheimen Angelegenheit. Der König von Timbuktu trifft nächstens in London ein. Bundle, ich mache nicht mehr mit! Wenn Chimneys der Nation so unentbehrlich ist, soll sie es doch kaufen! Sonst vermiete ich es an einen Grundstücksmakler, und dieser mag meinewegen ein Hotel daraus machen.«

Bundle zeigt sich der Lage durchaus gewachsen.

»Wo ist der Stockfisch jetzt?«

»Augenblicklich«, sagt der Lord und blickt auf seine Uhr, »hat er noch für mindestens eine Viertelstunde mit dem Empire zu tun.«

Und gleichzeitig nähert sich George Lomax' Vortrag seinem Ende.

»...dauernder Friede und Wohlergehen des britischen Empire!«

»Mir scheint«, sagt Mr. Hiram Fish *sotto voce* zu sich selbst und der übrigen Menschheit, »das war eine ganz vergnügliche Woche!«

Sammler-Edition

«Agatha Christie ist ein Genie.»

Die Zeit

Die Memoiren eines berühmten Politikers lösen einen nationalen Skandal aus. In einem Herrenhaus spielen sich unheimliche Dinge ab. Ein Mord in höchsten Kreisen schlägt wie eine Bombe ein.

Ein Netz, das fein genug geknüpft ist, daß sich der Täter darin verfängt, kann so nur eine Meisterin wie Agatha Christie knüpfen...



Scherz Krimi-Klassiker

ISBN 3-502-55170-7



ÖS 98,-